

DIE WELTWOCHHE



Putins Zerstörungskrieg

Raketenbeschuss, Artilleriefeuer, eisige Nächte:
Frontbericht aus den Trümmern der Ukraine. *Kurt Pelda*

Heilige Olga von Kiew

Schutzpatronin des Trotzes und der Rache. *Miles Pattenden*

Die Sozialdemokraten und der Faschismus

Nazi-Deutschland war der SP näher als die bürgerliche Schweiz.
Christoph Mörgeli

«Herr der Ringe»
im Berner Oberland
Tom Kummer
über Tolkiens
Erweckung

4 194707 006907 1

Ab Portos Küste ins schöne Dourotal



MS Douro Spirit ☀️☀️☀️☀️+ Porto–Barca d’Alva–Régua–Porto

8 Tage ab
CHF 1190* p.P.

- 1. Tag Zürich–Porto–Vila Nova de Gaia** Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug nach Porto⁽³⁾. Transfer⁽³⁾ und Einschiffung. Zeit für individuelle Besichtigungen in Vila Nova de Gaia oder Porto.
- 2. Tag Vila Nova de Gaia–Régua–Pinhão** «Leinen los!» Ab Régua Ausflug⁽¹⁾ Vila Real mit Schloss Mateus. Abendessen auf dem Weingut mit Live-Unterhaltung.
- 3. Tag Pinhão–Vega de Terrón** Schifffahrt bis zur spanischen Grenze. Ausflug⁽¹⁾ nach Castelo Rodrigo, welches zu den 12 historischen Dörfern Portugals zählt.
- 4. Tag Salamanca** Busfahrt⁽¹⁾ von Vega de Terron nach Salamanca und Rundgang. Mittagessen und traditionelle, feurige Flamenco-Show. Rückkehr zum Schiff in Barca d’Alva. Abends typisch portugiesisches Grillfest an Bord.
- 5. Tag Barca d’Alva–Pinhão–Régua** Schifffahrt durch malerische Landschaften. Besuch⁽¹⁾ der Quinta do Seixo mit Weinverkostung. Einschiffung in Régua.
- 6. Tag Régua–Vila Nova de Gaia** Ausflug⁽¹⁾ in die Bischofsstadt Lamego. Schifffahrt zurück nach Porto. Abends traditionelle und feurige Fado-Show.
- 7. Tag Vila Nova de Gaia** Rundfahrt⁽¹⁾ in Porto mit farbenprächtiger Cais da Ribeira und alter Alfândega. Portweinverkostung in einer Kellerei. Ausflug⁽²⁾ ins malerische Guimarães mit mittelalterlichem Stadtkern und Burg. Abschieds-Abendessen an Bord.
- 8. Tag Vila Nova de Gaia–Porto–Zürich** Ausschiffung und Weiterreise gemäss Verlängerungsprogramm oder Transfer⁽³⁾ zum Flughafen Porto. Flug nach Zürich⁽³⁾ und individuelle Heimreise.



2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 14 m²) mit franz. Balkon

Vorprogramm – Lebendiges Porto

- 1. Tag Zürich–Porto** Individuelle Anreise und Flug⁽³⁾ nach Porto. Rundfahrt durch Porto mit der bekannten und prächtigen Brücke sowie Besuch der Music Hall. Transfer zum Hotel und Abendessen. (A)
- 2. Tag Porto** Tour mit dem Tram durch Porto und Verkostung von Süßigkeiten und Portwein. Freizeit. (F)
- 3. Tag Braga, Barcelos** Tagesausflug und Besuch der beiden Städte Braga und Barcelos. (F)
- 4. Tag Amarante, Quinta da Aveleda** Bustransfer nach Amarante und Mittagessen in der Quinta de Aveleda. Transfer nach Vila Nova de Gaia. Einschiffung und Weiterreise gemäss Reiseprogramm. (F, M)

Verlängerungsprogramm – Historisches Lissabon

- 8. Tag Porto–Lissabon** Busfahrt nach Lissabon. Halt in Aveiro. Kanalfahrt mit einem Moliceiro-Boot. Rundgang und Weiterfahrt nach Coimbra. Mittagessen und kurzer Bummel durch das historische Zentrum. Transfer zum Hotel und Abendessen. (F, M, A)
- 9. Tag Lissabon** Ausflug durch die portugiesische Hauptstadt. Busfahrt durch das Belemquartier mit Wachturm und Hieronymus-Kloster. Freizeit. (F)
- 10. Tag Estoril, Cascais, Sintra** Fahrt nach Estoril und Cascais. Weiterfahrt nach Sintra und Halt am Cabo da Roca, westlichster Punkt Europas. Mittagessen in Sintra. Freizeit in Lissabon. (F, M)
- 11. Tag Lissabon–Zürich** Transfer⁽³⁾ zum Flughafen. Rückflug⁽³⁾ nach Zürich. Individuelle Heimreise. (F)



Traditionelle Portwein-Boote, Porto

Weitere attraktive Reiseangebote!

MS Thurgau Casanova ☀️☀️☀️☀️

8 Tage ab
CHF 1690 p.P.

NEU Saarbrücken–Cochem–Mainz

Abreisedaten 2022

Saarbrücken–Mainz Mainz–Saarbrücken
13.04./14.09. 04.05./21.09.

MS Thurgau Casanova ☀️☀️☀️☀️

8 Tage ab
CHF 1790 p.P.

NEU Mainz–Würzburg–Regensburg

Reisedaten 2022

Mainz–Regensburg Regensburg–Mainz
20.04.–27.04. 27.04.–04.05.

MS Thurgau Chopin ☀️☀️☀️☀️

11 Tage ab
CHF 2190 p.P.

Kiel–Hamburg–Potsdam–Berlin

Abreisedaten 2022

Berlin–Kiel Kiel–Berlin
16.04./30.04. 23.04./07.05.
11.09./25.09. 18.09./02.10.

Abreisedaten 2022 **Es het solangs het Rabatt!**

11.04.	700	30.05.	400	08.08.	700	31.10.	900 ⁽⁴⁾
18.04.	600	06.06.	400	15.08. ⁽⁶⁾		07.11.	1000
25.04.	500	13.06.	400 ⁽⁴⁾	19.09.	400		
16.05.	400 ⁽⁴⁾	25.07.	800 ⁽⁴⁾	26.09.	400		
23.05.	400	01.08.	800	03.10.	500 ⁽⁴⁾		

⁽⁴⁾ Vorprogramm buchbar

⁽⁶⁾ Comedy-Musik-Fahrt, Details und Preise online

Unsere Leistungen

Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie, Vollpension an Bord, Getränkepaket (Wasser und Kaffee/Tee zum Mittagessen sowie Wasser, Soft-Drinks und Hauswein zum Abendessen), Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Flug Schweiz–Porto und Porto/Lissabon–Schweiz mit Swiss, Versicherungen, Ausflüge, übrige Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 7 p.P./Tag), Auftragspauschale (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	2190
2-Bettkabine Mitteldeck vorne, franz. Balkon	2390
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2490
1-Bettkabine Mitteldeck vorne, franz. Balkon	2990
1-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	3090
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	3190
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	2490
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2690
Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	3490
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	990
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1290
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	260
An- und Rückreisepaket (Flug mit Swiss, Transfers in Portugal, Taxen, Basis G-Klasse)	395
Vorprogramm Doppelzimmer	640
Vorprogramm Doppelzimmer (Alleinbenutzung)	840
Vorprogramm Zuschlag Flusssicht (pro Zimmer)	130
Verlängerungsprogramm Doppelzimmer	640
Verlängerungsprogramm Doppelzimmer (Alleinbenutzung)	840

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽³⁾ Im An- und Rückreisepaket enthalten | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich
F=Frühstück, M=Mittagessen, A=Abendessen | Programmänderungen vorbehalten | *Günstigste Kategorie, Rabatt bereits abgezogen | Weitere Details online



Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel ⭐

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten

Neutralitätsmüde Schweiz

Das Bundeshaus ist eine geschlossene Abteilung, die Schweizer Politik trägt Züge einer Traumfabrik. Wahrheit und Wirklichkeit sind Konstruktionen, die Welt als Wille und Wahn, Schaumgebilde der eigenen Fantasie.

Seit zwei Wochen reden sich die Bundesräte und eine Mehrheit der Parlamentarier in beiden Kammern ein, die schweizerische Neutralität sei nach wie vor intakt. Sie scheinen zu glauben, die gegen Russland ergriffenen Sanktionen würden keine Parteinahme der Schweiz im Krieg bedeuten.

Russland sieht es anders. Die Welt sieht es anders. Zum ersten Mal seit Journalistengedenken wurde die Schweiz in einer Rede des amerikanischen Präsidenten zur Lage der Nation erwähnt. Joe Biden hob es deutlich hervor. «Sogar» die Schweiz beteilige sich an den Sanktionen gegen Moskau.

Nichts davon dringt ins Berner «Metaverse», in die Parallelwelt unserer Politiker. Die beiden SVP-Bundesräte beschwichtigen. Die Sanktionen seien «courant normal». Bundespräsident Ignazio Cassis sagt das Gegenteil und spricht von einer «Zeitenwende».

Der eine redet schön, was die anderen nicht sehen wollen.

Die Schweiz ist nicht mehr ernstfalltauglich. Wir haben es bei Corona erlebt. Damals war ein gewisses Verständnis berechtigt. Fast alle Staaten der Welt hatten ihre Pandemiepläne vergessen, den Notvorrat an Masken und Notfallstationen vernachlässigt.

Diesmal ist es gravierender. Es herrscht wieder Krieg in Europa. Die Atomwaffenarsenale Russlands und der Nato sind entschert. Eine Eskalation ist denkbar. Sicherheit ist oberste Staatsaufgabe. Doch der Bundesrat verirrt sich. Er gibt die Neutralität preis, das wichtigste Sicherheitsinstrument der Schweiz.

Die Medien wiegeln ab. Sie finden Unterstützung in der Wissenschaft. Neutralitätstheoretiker behaupten, die Neutralität beschränke sich aufs Militärische, keine Schweizer Truppen, keine Schweizer Waffen in die Kriegsgebiete; Wirtschaftssanktionen seien daher kein Problem.

Die Schlaumeier verharmlosen. Auch Wirtschaftskriege sind tödlich. Sie können ganze Völker aushungern, Zivilisationen gefährden. Napoleon führte mit Wirtschaftsblockaden Krieg gegen Grossbritannien. Die Amerika-

ner schnitten Japan von den Rohstoffen ab – es folgte der Pazifikkrieg.

Wirtschaftskrieg ist Krieg. Man frage die Russen.

Neutralität ist kein Selbstzweck. Neutralität dient der inneren und äusseren Sicherheit der Schweiz. Der Neutrale greift nicht an und wird im Gegenzug nicht angegriffen. Die Neutralität ist der Grund, warum die Schweiz die Hölle des 20. Jahrhunderts so unbeschadet überstand.

Neutralität und Wehrwille gehören zusammen. Wo sich die Armee auflöst, gibt es auch keine Neutralität mehr. Neutralität ohne Waffen ist parasitär, sie lebt von der militärischen Nothilfe anderer Staaten. Eine schwache, wehrlose Schweiz hat auch nicht die Kraft, neutral zu sein.

Die Medien schreiben, Neutralität ist Feigheit, politisches Eunuchentum. Das Gegenteil ist richtig. Neutralität ist anspruchsvoll. Sie braucht Rückgrat, Standfestigkeit. Es erfordert mehr Mut, sich in kriegerischen Zeiten zurückzuhalten, als sich dem Strom der Emotionen hinzugeben.

Neutralität ist kein moralisches Gebot. Neutralität ist eine Staatsmaxime. Was die Schweizer denken, fühlen und öffentlich sagen, ist ihnen überlassen. Niemand muss den Mund halten. Aber der Staat hat strikt neutral zu sein, alles andere macht ihn zur Partei im Krieg.

Kann man gegenüber einem Aggressor überhaupt neutral sein?

Ja. Man muss sogar. Als das deutsche Heer 1914 das neutrale Belgien überfiel, ein krasser Bruch des Völkerrechts, hielt sich der Bundesrat zurück. Der Schweiz falle «keine moralische Verpflichtung» zu, ihre Stimme gegen die «Völkerrechtswidrigkeiten» der kriegführenden Mächte zu erheben.

Nach dem Überfall Hitlers auf Polen 1939 forderte NZZ-Chef und FDP-Nationalrat Willy Bretscher die Rückkehr zur «strikten» Neutralität, auf die «nicht der Schatten eines Zweifels» fallen dürfe. Neutralität, so Bretscher, bedeute «bedingungslose Gleichbehandlung» aller Kriegsparteien.

Der Neutralitätsbruch des Bundesrats gegen Russland ist auch ein Verfassungsbruch. Die Artikel 173 und 185 der Bundesverfassung («Äussere und innere Sicherheit») verlangen von Parlament und Regierung die Wahrung der Neutralität. Das ging wohl vergessen im Wohlstand der letzten Jahrzehnte.

Unsere Politiker sind zu sehr damit beschäftigt, gut dazustehen. Da stehen die Prinzipien unseres Staates oft im Weg. Jetzt sind Gefühle angesagt, die Droge Moralismus, die einen daran hindert, die Wirklichkeit zu sehen.

Kriege gehören zur Menschheit. Und jeder auch nur halbwegs Gebildete weiss, dass die hinter den kriegführenden Mächten wirkenden Kräfte oft nur schwerlich zu durchschauen sind. Ein simples Schwarz und Weiss, ein schablonenhaftes Gut und Böse greift zu kurz.

Das ist keine Rechtfertigung von Kriegen. Das ist Realismus. Die Schweiz muss zum Realismus, sie muss zur Neutralität zurück. Sie scheint davon weiter entfernt denn je. Bundesrat und Parlament haben entschieden, die Schweiz in den Uno-Sicherheitsrat zu manövrieren.

Nur die SVP stimmte dagegen, mit ein paar wenigen Mitte-Vertretern aus den Bergkantonen. Der Uno-Sicherheitsrat entscheidet über Krieg und Frieden. Das Sagen haben die Grossmächte mit dem Vetorecht. Macht geht vor Recht, und die Schweiz wird Kriegspartei in allen Konflikten auf der Welt.

Noch glimmt Hoffnung. Immer wieder kehrte eine neutralitätsmüde Schweiz zur Neutralität zurück. Alt Bundesrat Christoph Blocher prüft eine Volksinitiative, die Wirtschaftssanktionen verbietet. Wenn die politische Elite versagt, wird Widerstand der Bürger Pflicht. R. K.

Mamma mia!

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie

Die *Weltwoche* berichtet aus der Ukraine und aus Russland, Yale-Historiker John Lewis Gaddis, Gasmarkt-Experte Heiko Lohmann

Die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) hat ein Budget von 1,4 Milliarden Franken. Die Kollegen haben alle Korrespondenten aus der Ukraine und Russland abgezogen. Die *Weltwoche*, die für die SRG Zwangsgebühren entrichtet, geht den umgekehrten Weg. Seit zwei Wochen berichtet unser Redaktor Kurt Pelda aus dem Kriegsgebiet. Seine Einschätzungen sind gefragt. Auch deutsche Medien wie die ARD oder der *Spiegel* greifen auf die Expertise Peldas zurück. Klar, dass die *Weltwoche* hier Hand bietet.

In dieser Ausgabe schreibt Pelda in unserer Titelgeschichte über seine Eindrücke aus der bei Redaktionsschluss fast eingekesselten ukrainischen Hauptstadt Kiew. Er schildert die fürchterlichen Zerstörungen, die Putins Armeen auf ihrem zähen Vorstoss gegen erheblichen Widerstand hinterlassen. Wenn man seine Berichte liest, drängt sich unweigerlich der Schluss auf, dass alles zu unternehmen ist, um diesem Krieg ein baldiges Ende zu bereiten (Seite 14).

Aber nicht nur in der umkämpften Krisenzone ist die *Weltwoche* mit einem eigenen Korrespondenten vertreten. Es ist auch wichtig, in dieser Zeit entfesselter Schlagzeilen und Ferndiagnosen einen eigenen Korrespondenten in Russland zu haben. Mit dieser Ausgabe berichtet der deutsche Autor und langjährige Russlandkenner Thomas Fasbender aus Moskau (Seite 38, 47). Fasbender, der sich als «kritischer Freund Russlands» bezeichnet und soeben eine politische Biografie von Wladimir



Gegen erheblichen Widerstand:
Reporter Pelda.

Putin veröffentlicht hat, arbeitete als Unternehmer in Russland, seit einigen Jahren wirkt er als unabhängiger Publizist wieder in Berlin.

Unser Ziel ist eine möglichst vielstimmige, faire und differenzierte Berichterstattung, im Wissen darum, dass die hinter Kriegen wirkenden Kräfte oft schwerer zu durchschauen sind, als die Medien suggerieren. Russland behindert die freie publizistische Arbeit, trotzdem bleibt es wichtig, sich vor Ort ein eigenes Bild zu machen. Es ist erstaunlich, dass die meisten Zeitungen die russische Sicht auf das tragische Geschehen im Osten Europas kaum zu inter-

essieren scheint. Wir hoffen, mit unseren Korrespondenten und Autoren eine 360-Grad-Perspektive anzubieten. Das Wichtigste sind Informationen aus erster Hand.

Gleichzeitig ist es unser Anspruch, in den entscheidenden Fragen unserer Zeit die Einschätzungen führender Fachleute einzuholen. Zu Putins vieldiskutierter Drohung mit Atomwaffen: Hat er vielleicht bloss geblufft? Gut möglich, erklärt John Lewis Gaddis, Pulitzerpreisträger und bedeutender Historiker des Kalten Kriegs. «Tatsächlich bestand die gesamte Strategie damals darin, die Bluffs als Bluffs zu belassen und sie nicht in die Tat umzusetzen.» Er sieht Putin tief in der Sowjettradition verstrickt. Ähnlich wie einst bei den Granden der KPdSU führe Putins Abgeschlossenheit an der Spitze zum Verlust an gesundem Menschenverstand. Gaddis ist überzeugt, dass Putin mit dem Ukraine-Krieg das Ende seiner Ära eingeläutet hat (Seite 24).

Eine andere wichtige Frage der Gegenwart: Bleibt die bisher stabile Gaslieferbeziehung zwischen Russland und dem Westen erhalten? Der Energie- und Gasmarktexperte Heiko Lohmann, Autor des Standardwerks «Jahresreport Gas», wagt eine ungemütliche Prognose: Die neue Pipeline Nord Stream 2 wird nicht in Betrieb gehen. Wer hofft, die Lücken in der Versorgung mit Importen aus anderen Weltgegenden zu schliessen, dürfte sich irren. «Alle Analysen zeigen: Russisches Gas ist nicht komplett zu ersetzen», sagt Lohmann (Seite 30).

Ihre *Weltwoche*

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die *Weltwoche* wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

On March 26th,
it's time to change your
SWATCH


OMEGA



«Herr der Ringe» und die Schweiz: Tolkien. Seite 52



Ikone des Widerstands: Olga von Kiew. Seite 34



Schlossleben: Lady Fiona Carnarvon. Seite 42

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Wer würde unser General?
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Christian Jott Jenny
- 10 Tagebuch Max Otte
- 12 Bern Bundeshaus
Mit Notrecht gegen Gasheizungen
- 14 Putins Zerstörungskrieg
Kurt Pelda in Kiew
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Benzinpreis senken
- 18 Mörgeli Staatsangestellter verteidigt Staat
- 18 Am Hof des Zaren
Putins engster Zirkel
- 19 Peter Bodenmann Zerstört Krieg
die Hochpreisinsel Schweiz?
- 20 Sozialdemokraten und Faschismus
Lebenslügen der SP
- 22 Im Frühtau zu Kiew wir zieh'n, fallera
Chronik einer publizistischen Eskalation
- 23 Tom Brady
Hohe Kunst des Comebacks
- 24 «Putins Russland bleibt nicht viel Zeit»
Analyse von John Lewis Gaddis
- 27 Inside Washington
- 28 Willkommenskultur ohne Plan
Karin Keller-Sutter im Sturm
- 29 Kurt W. Zimmermann
Ein Unglück kommt immer allein
- 30 Gazprom Wie abhängig ist Europa
vom russischen Gas?
- 31 Broder Der Mann, der nervt

- 32 Fall Erwin Sperisen
Willkür nach Genfer Art
 - 33 Brief aus Moskau
 - 34 Heilige Olga von Kiew Schutzpatronin
des Trotzes und der Rache
 - 35 Mein Freund Wladimir Klitschko
Essay von Wolfgang Jenewein
 - 36 Dialekte der Singvögel
Konkurrenz in der Vogelwelt
 - 37 Anabel Schunke
Kleine Probleme vor grossen Problemen
 - 38 Trotzige Solidarität mit Putin
Stimmungslage unter den Russen
 - 40 Held mit blutigen Händen
Stepan Bandera, Ikone der Nationalisten
 - 41 Rechtsextremismus Neonazis
in den ukrainischen Streitkräften
 - 42 Schlossherrin von «Downton Abbey»
Besuch bei Lady Fiona auf Highclere Castle
 - 44 Ukrainischer Exodus Die Folgen
der Flüchtlingskatastrophe für Europa
 - 45 Tamara Wernli
Mit Diversität zurück im Gespräch
 - 46 Russland muss den Krieg gewinnen
Plädoyer für Vernunft statt Emotionen
 - 47 Traum der Königskinder
Ost und West finden nicht zueinander
 - 48 Leserbriefe
 - 49 Nachruf William Hurt
 - 50 Beat Gygi
Was treibt den Bitcoin?
- «HERR DER RINGE»
UND DIE SCHWEIZ
- 51 Tolkiens sagenhafte Reise
Tom Kammers literarische Hommage
an den Schöpfer J. R. R. Tolkien

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Das Herz als Messinstrument
Ode an Tolstois «Anna Karenina»
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Mickie Krause Der Partyschlager-Star
verrät, wie man einen Hit schreibt
- 66 TV-Kritik
- 66 Kino «The Batman»
- 67 Klassik Telemann: Bratschenkonzerte
- 67 Alben für die Ewigkeit The Who
- 68 Ausstellung Von Kraftwerk bis Techno
- 69 Games «Wordle»
- 69 Jazz Enrico Rava

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen Helen Mirren
- 72 Thiel Rückblick
- 72 Häuser «The One»
- 73 Was macht eigentlich? Donghua Li
- 74 Essen / Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten «Charity»
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ... Maura Wasescha
- 80 Menschen von morgen Sarah Besse
- 82 Das indiskrete Interview
Ancillo Canepa, Präsident des FC Zürich

On March 26th,
it's time to change your
OMEGA

swatch[®] 

Wer würde unser General?

Sollte der Ukraine-Krieg eskalieren, wäre ein grösseres Truppenaufgebot unausweichlich. Und damit die Wahl eines Oberbefehlshabers der Armee.

Christoph Mörgeli

Verantwortungsvolle Politiker und Militärs müssen auch das Undenkbare denken. Zum Beispiel, was hierzulande geschehen müsste, falls der Krieg Russlands gegen die Ukraine auf Nato-Staaten ausgreifen würde. Dann wäre die Bundesversammlung dafür zuständig, den Aktivdienst und das Aufgebot von Teilen der Armee oder des gesamten Heeres zum Aktivdienst anzuordnen. Sobald ein grösseres Truppenaufgebot vorgesehen oder erlassen ist, wählt die Bundesversammlung gemäss Bundesverfassung und Militärgesetz einen General.

Im Kriegszustand verfügt unser General zur Erfüllung seines Auftrags und unter Berücksichtigung des Völkerrechts über alle notwendigen Mittel, die nicht durch Gesetz oder den Bundesrat ausgenommen werden oder den zivilen Bereichen der Gesamtverteidigung zugewiesen sind. Bietet der Bund Truppen zum Aktivdienst auf, ist jedermann verpflichtet, für die Erfüllung der militärischen Aufträge sein bewegliches, unbewegliches und geistiges Eigentum den Militärbehörden und der Truppe zur Verfügung zu stellen und im Kriegsfall auch «die Unbrauchbarmachung von Sachwerten» zu dulden. Alle Schweizer haben im Kriegszustand die Pflicht, ihre Person dem Land zur Verfügung zu stellen und nach Kräften zu dessen Verteidigung beizutragen.

Kriegsgeneral ist kein Friedensgeneral

Der Bundesrat wird dem Parlament bei der Generalswahl einen Vorschlag unterbreiten, obwohl dieses Vorschlagsrecht nicht ausdrücklich verbrieft ist. Jedenfalls kann sich das Parlament völlig frei fühlen, vom bundesrätlichen Vorschlag abzuweichen. 1914 hatte der Obwaldner Ständerat und Jurist Adalbert Wirz zur Generalswahl ausdrücklich festgehalten: «Ein Vorschlagsrecht des Bundesrates ist nirgends vorgesehen. Würde ihn die Bundesversammlung um einen solchen Vorschlag ersuchen, so wäre dies gleichbedeutend mit der tatsächlichen Preisgabe ihres Wahlrechtes.» Rudolf Minger wiederum hatte als Chef des Militärdepartements 1938 bei den sieben Korpskommandanten sondiert, ob wegen der Gefahr eines

«Blitzkriegs» nicht der Bundesrat den General wählen sollte. Er stiess aber auf Widerstand, da sechs von ihnen meinten, der General geniesse eine grössere Autorität, wenn er von den Volks- und Standesvertretern gewählt werde.

Als General wählbar sind theoretisch alle Schweizerinnen und Schweizer, die das 18. Altersjahr zurückgelegt haben. Tatsächlich würde sich die Auswahl auf Inhaber der höchsten Dienstgrade der Schweizer Armee und damit auf Berufsmilitärs beschränken. Früher wichtige Kriterien wie politische Einstellung, Konfes-

Ob der heute amtierende Korpskommandant Thomas Süssli General würde, scheint zweifelhaft.

sion oder Landesteil dürften heute gegenüber der Führungs- und Fachkompetenz kaum mehr eine Rolle spielen. Seit 2004 kennt unser Land die Funktion eines Chefs der Armee. Ob der amtierende Korpskommandant Thomas Süssli gewissermassen automatisch General würde, scheint zweifelhaft. Der Zürcher ist schon als Friedensgeneral mässig akzeptiert und in der romanischen Schweiz praktisch unsichtbar.

Als früherer Sanitäter hat Süssli beschränkte Erfahrung in der Führung von Kampftruppen. Aus ganz anderem Holz geschnitzt ist der

draufgängerische Korpskommandant Laurent Michaud, Chef Kommando Operationen. Er kommandierte die Grenadier- und Fallschirmaufklärerschulen und verfügt auch über Ausländerfahrung; 2019 wurde der Waadtländer als erster Schweizer stellvertretender Chef der Kosovo Force (Kfor). Keiner seiner vier unterstellten Territorialdivisionskommandanten erreicht sein Format.

Westschweiz im Vorteil

Ebenfalls ein Mann mit Kampferfahrung ist Divisionär René Wellinger, Kommandant Heer und früherer Kommandant einer Panzerbrigade. Ihm wird indessen die Persönlichkeit eines Oberbefehlshabers abgesprochen. Als starker Fachmann in seinem Metier gilt der Aargauer Divisionär Peter Merz. Als Berufspilot und heutiger Fliegerchef scheint er jedoch allzu spezialisiert. Trotz seinem hohen Rang als Korpskommandant und Stellvertreter von Armeechef Süssli ist der Thurgauer Hans-Peter Walser als Verantwortlicher für die Ausbildung eher bloss geblieben. Er wird in der Militärhierarchie zwar als hochanständig, aber als nicht genügend belastbar wahrgenommen. Daniel Baumgartner stammt aus der Logistik und wurde nach einer Spesenaffäre als Attaché ins ferne Washington abgeschoben – mit den vollen Bezügen eines Korpskommandanten.

Für die Kriegsform der Zukunft steht Divisionär Alain Vuitel vom Kommando Cyber, dem man auch höhere Funktionen zutraut. Mit der Wahl einer Generalin Germaine Seewer – derzeit Chefin der höheren Kaderausbildung – wäre weder unserem Land noch ihr persönlich ein Dienst erwiesen. In hervorragender Erinnerung bleiben dagegen die schneidigen Auftritte von Brigadier Raynald Droz an den Corona-Medienkonferenzen. Gesundheitsminister Alain Berset bestand darauf, dass dieser dabei keinen Kampfanzug tragen dürfe. Überhaupt empfand der SP-Magistrat den kommunikativ starken, gutaussehenden Waadtländer Offizier als unerwünschte Konkurrenz. Ein untrügliches Zeichen, dass es auch bei einer möglichen Generalswahl menscheln würde.



„Wir konnten uns die Malediven nicht leisten.“

Lieber Christian Jott Jenny

Sie könnten eigentlich als Gemeindepräsident von St. Moritz die Welt von Wladimir Putin befreien. Oder einen Versuch in dieser Richtung starten. Machen Sie's wie 2003 der Gemeindepräsident von Gondo VS, Roland Squaratti. Offerieren Sie Putin in St. Moritz Asyl!

Squaratti hatte damals dem irakischen Diktator Saddam Hussein auch das Gemeindeasyl angeboten. Und wer das für einen Fasnachtsscherz hält, muss wissen, dass die Idee von SP-Urgestein Jean Ziegler lanciert wurde, der fand, wenn damit der Frieden und das Leben von Tausenden von Menschen gerettet werden könnten, müsste man Saddam Asyl geben. Der Walliser SP-Staatsrat Thomas Burgener nahm die Idee auf, angespornt von Peter Bodenmann, der fand, man könnte diesen «erstklassigen Banditen» Saddam in Gondo parkieren. Worauf Squaratti das Ganze offiziell machte. Was heute wie eine Farce verirrter Sozialdemokraten



Offerieren Sie Putin Asyl!
Gemeindepräsident Jenny.

tönt, wurde weltweit diskutiert. Saddam hat dann doch das Versteck in einem Erdloch vorgezogen, vermutlich war ihm Gondo zu abgelegen. Aber in Bern haben die Diplomaten rotiert. Und es war nicht etwa ein PR-Gag von Gondo. Dort machen Touristen eh nur fürs Geldwechsellern halt.

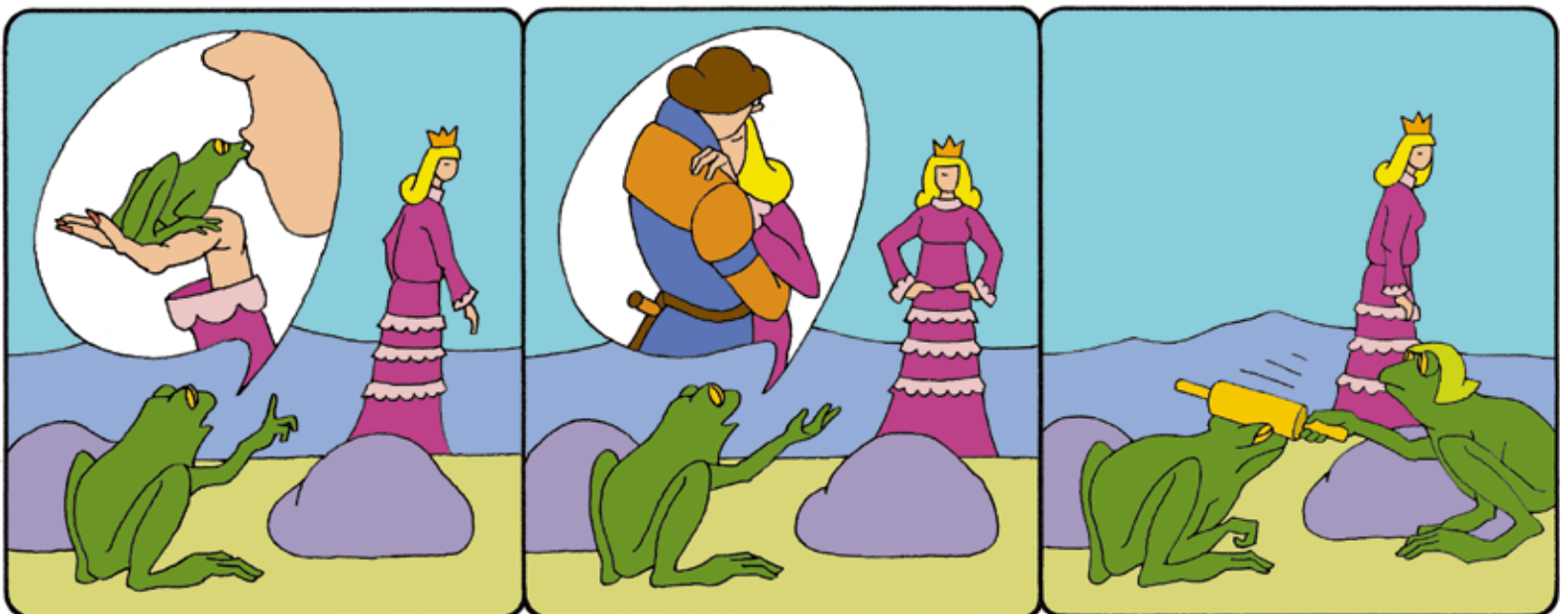
St. Moritz ist eine andere Liga. Der Lieblingsferienort der reichen Russen eignet sich bestens für die Retraite eines Kriegsherrn. Wie man munkelt, ist dessen Geld eh schon angekommen, er würde nicht der Gemeindekasse zur Last fallen. Einige seiner letzten Freunde sitzen ja auch in der Schweiz. Und die Luxus-Etablissements Ihrer Gemeinde sind daran gewöhnt, den neureichen Russen jeden ausgefallenen Wunsch zu erfüllen.

Wenn ein Russe ein Mittagmenü für 15 000 Franken (pro Person) will, weil ihm alles, was auf der Karte steht, einfach zu billig ist, dann kriegt er es. Sie wissen, wo das war, gell?

Also bitte, befreien Sie uns von Putin, offerieren Sie ihm Gemeindeasyl! Er könnte es schon bald dringend brauchen.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Max Otte



Wenn ich dieser Tage in die Nachrichten sendungen schaue, sehe ich viele Militärs. Sie dominieren die Sendungen wie noch vor kurzem die Virologen und die Mediziner. Die Ökonomen, lange die gefragteste Experten-kategorie, sind in eine Nebenrolle abgedrängt worden.

Einerseits tut dies dem verwöhnten Berufsstand vielleicht ganz gut. Andererseits häufen sich derzeit die wirtschaftlichen Probleme. Die Schweiz ist hierbei noch in einer privilegierten Position, aber in Deutschland, Österreich und anderen europäischen Ländern wird der Handlungsbedarf zunehmend grösser. Deutschland meldet Inflationsraten von über 5 Prozent, Nahrungsmittel- und Energiepreise schiessen viel schneller in die Höhe. Das trifft besonders die Geringverdiener. Aldi Süd soll aufgrund von Lieferknappheiten den Kauf von Speiseöl auf vier Flaschen je Einkauf beschränkt haben. Die Infrastruktur in Deutschland wurde seit Jahrzehnten vernachlässigt und ist oftmals sanierungsbedürftig.

Ich habe angefangen, das neueste Buch des amerikanischen Hedge-Fund-Managers Ray Dalio zu lesen. Dalio ist seit fünfzig Jahren an der Börse aktiv und wurde durch seine Spekulationen zu einem der reichsten Amerikaner. Sein Buch «Principles» (deutsch: «Die Prinzipien des Erfolgs») wurde 2017 zu einem internationalen Bestseller. 2018 legte er eine Studie zu grossen Schuldenkrisen nach, aktuell sein «Principles for Dealing with the Changing World Order – Why Nations Succeed and Fail» (deutsch: «Weltordnung im Wandel – Vom Aufstieg und Fall von Nationen»).

Dalio folgt einem zyklischen Geschichtsbild, das dem einfachen Fortschrittsgedanken

widerspricht. Er sieht uns am Wendepunkt, an dessen Ende eine radikal neue Weltordnung stehen wird. Diese gibt es seiner Überzeugung nach immer wieder in der Geschichte, dennoch werden sie von wenigen antizipiert. Die Amerikaner, die in den Zeiten der Grossen Depression gross geworden sind, konnten sich nicht vorstellen, dass nach dem Zweiten Weltkrieg eine Ära nie dagewesenen Wohlstands anbrechen würde. Und die meisten Menschen heute sehen nicht, dass wir uns wieder in einer Zeit tektonischer Veränderungen befinden, einer Ära mit mehr Kommandowirtschaft und weniger Wohlstand.

In «Weltsystemcrash» beschrieb ich 2019 vier tektonische Trends, die zu einer völlig veränderten Welt führen werden: die geopolitische Rivalität zwischen den USA und China, den Abstieg der Mittelschicht in den westlichen Industrienationen, die Überschuldung und die Digitalisierung einschliesslich des Trends zum «Überwachungskapitalismus». Die amerikanischen Autoren William Strauss und Neil Howe hatten den Übergang in eine solch völlig veränderte Gesellschaftsordnung zwischen den Jahren 2005 und 2025 vorausgesagt – und das 1996.

All dies erleben wir seit der Covid-Pandemie deutlich, und zwar in fast allen Ländern. Mittlerweile ist ein Krieg in Europa ausgebrochen. Wird er die gesellschaftliche Transformation, die schon vorher begonnen hatte, vollenden helfen? Kann es sein, dass wir das Ende des Zeitalters der Ökonomen und den Beginn eines Zeitalters der Krieger erleben?

Zyklische Theorien der Geschichte gibt es etliche: von Platon, Aristoteles und Polybios bis zu Oswald Spengler, in jüngerer Zeit der amerikanischen Historiker Arthur Meier Schlesinger, die Politikwissenschaftler Robert Gilpin

und Samuel Huntington. Zyklische Theorien stören uns, sie stellen unser Selbstbild in Frage. Oft wird denjenigen, die sie vertreten, «Determinismus» vorgeworfen, der den freien Willen negiere. Dalio hierzu: «Ich bemerke, dass immer, wenn ich über Zyklen spreche, insbesondere grosse, langfristige Zyklen, sich die Augenbrauen der Menschen anheben. Die Reaktionen, die ich hervorrufe, sind ähnlich wie die, die ich erwarten würde, wenn ich über Astrologie spräche. Deswegen möchte ich betonen, dass ich über nicht mehr als von der Logik getriebene Abfolgen von Ereignissen spreche, die in Mustern auftreten.»

In meiner überwiegend russlanddeutschen Täufergemeinde bin ich einer der wenigen aus der älteren Generation, die nicht aus der ehemaligen Sowjetunion stammen. Bei unseren Familien ist es Brauch, dass wir uns nach den Versammlungen – so nennen wir unsere Gottesdienste – zum Mittagessen treffen.

Mit den jungen Männern am Mittagstisch, die bereits in Deutschland geboren wurden, entspannt sich eine lebhaftere Unterhaltung zur russischen Invasion der Ukraine. Wir diskutierten die Motive der Akteure und die Hintergründe des Kriegs. Eine solch differenzierte Diskussion wünsche ich mir auch in unseren Medien. Diese Woche nehmen wir die ersten Flüchtlingsfamilien bei uns auf.

Heute ist meine Frau mit meinem Jüngsten auf Familienbesuch in ihre Heimat Vorarlberg gefahren. Ich sagte zu meinem Sohn, 5: «Ich mag Vorarlberg gerne.» Er: «Weil es da keine Windräder gibt, Papa?» Das lasse ich mal so stehen.

Max Otte ist deutscher Politiker und Fondsmanager.



Bild: © Teatro alla Scala

VIP-Kulturreise nach Mailand

Bella città und Verdis «Rigoletto»

Kunst, Architektur und Lebensstil – auf dieser Reise erleben Sie die lombardische Metropole mit allen Sinnen. Geniessen Sie das einmalige Ambiente rund um den Dom und – als Krönung – die unvergessliche Inszenierung von Verdis «Rigoletto» in der Scala mit ihrer unvergleichlichen Akustik.

Mit seinen Sehenswürdigkeiten und dem internationalen Flair begeistert Milano alle, die dem Schönen zugeneigt sind. Auf unserer dreitägigen Lesereise erkunden wir die Stadt, in der Giuseppe Verdi seine berühmtesten Opern komponiert und uraufgeführt hat. Mailands Magie verzaubert uns beim Spaziergang durch die Altstadt, beim Anblick der Basilica di Santa Maria Nascente und im Museo Teatrale alla Scala, wo unter anderem handschriftliche Noten aus der Feder Verdis aufbewahrt werden.

Den ersten Reisetag lassen wir gemeinsam in einem gemütlichen Restaurant ausklingen. Sie logieren in einem 4-Sterne-Hotel ganz in der Nähe der Scala. Selbstverständlich bleibt Ihnen auch Zeit zur freien Verfügung für eigene Erkundungen.

Höhepunkt der Exkursion ist die Aufführung von Verdis «Rigoletto» am zweiten Tag in der legendären Scala. Die Oper war schon

bei der Uraufführung 1851 ein überwältigender Erfolg und wird seither weltweit gespielt. Untermalt mit einem einzigartigen Bühnenbild, wird die Oper zum unvergesslichen Erlebnis.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.



Bild: © Esatour

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Kulturreise nach Mailand

Reisetermin:
19. bis 21. Juni 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Mailand–Zürich (inkl. Gebühren)
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Sina De La Ville» in Mailand
- Abendessen in ausgewähltem Restaurant
- Ausflug «Weltberühmte Sehenswürdigkeiten»
- Verdi-Oper «Rigoletto» in der Mailänder Scala (Kategorie 1 und 2 im Parkett bzw. Loge in 1. Kategorie)
- Qualifizierte, deutsch sprechende Reiseleitung
- Ausführliche Reiseunterlagen

Preis (pro Person im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: ab Fr. 1640.–
Für Nichtabonnenten: ab Fr. 1940.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 250.–
Ausflug «Der berühmte Dom und das Museo Teatrale alla Scala», inkl. Eintritt und Mittagessen: Fr. 90.–
Ermässigung bei Eigenreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Mit Notrecht gegen Gasheizungen

Wenn es um die Klima- und Energiepolitik geht, kennen die Moralisten von SP und Grünen keine Skrupel, aus dem Krieg in der Ukraine politisches Kapital zu schlagen.

Als Erste brachte SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga die Klimapolitik in einen Zusammenhang mit dem Krieg in der Ukraine. Sie nutzte den Auftritt an der Seite von Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) und Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) Anfang März zu einem flammenden Plädoyer für erneuerbare Energien. «Die Schweiz hat sich auf Importe von Öl, Gas und Uran verlassen», erklärte sie vor den Medien. Gerade beim Gas, das häufig aus Russland stamme, zeige sich nun, welche Risiken von solchen Abhängigkeiten ausgehen würden. Die Schweiz müsse deshalb rascher wegkommen von den fossilen Energien, mahnte sie.

Genau genommen versucht die Energieministerin, den Krieg in der Ukraine auszuschlachten, um die rot-grüne Planwirtschaft bei der Stromversorgung rascher vorwärtszutreiben. Es ist erst wenige Tage her, da haben Sicherheitspolitikerinnen der SP den bürgerlichen Vertretern im Parlament vorgeworfen, sie benützten den Überfall von Russland auf das Nachbarland, um eine Erhöhung des Militärbudgets zu erreichen und die neuen Kampffjets F-35 ins Trockene zu bringen. Dabei waren diese Forderungen noch durchaus legitim, immerhin tobt nicht weit von der Schweizer Grenze entfernt ein Krieg. Vor diesem Hintergrund ist es angebracht, unsere momentane Sicherheitspolitik zu hinterfragen.

Abenteuerlicher Plan

Doch was hat der Konflikt in der Ukraine mit dem Umbau unserer Energieversorgung und mit der Klimaschutzpolitik zu tun, fragt sich zum Beispiel der Fraktionschef der Mitte-Partei, Philipp Matthias Bregy. Beim Klimaschutz gehe es um mittel- bis langfristige Problemstellungen. Ein aktuelles Geschehen auszunützen, um den Klimaschutz in die gewünschte Richtung zu lenken, hält der Oberwalliser Nationalrat für falsch.

SP und Grüne kümmert das wenig. Wenn es um zusätzliche Staatsgelder für die eigene Subventionswirtschaft geht, kennen die Genossen keine Skrupel. Scheinheilig werden dafür die



Scheinheilig: SP-Nationalrat Nordmann.

Argumente in moralisch erhabene Sätze verpackt. «Jede Gasheizung, die wir ersetzen, sind 1000 oder 2000 Franken weniger pro Jahr, die wir an Herrn Putin zahlen, um seinen Krieg zu

Eigentlich ist es ein dreister Versuch, den momentanen Energie-Schlamassel zu vernebeln.

finanzieren», so SP-Fraktionschef Roger Nordmann während der Debatte über die Gletscherinitiative.

Am letzten Wochenende legte der Waadtländer Solarlobbyist nach und präsentierte einen abenteuerlichen Plan. Nordmann will die Abhängigkeit vom Gas um mehr als 20 Prozent reduzieren – und zwar innerhalb eines Jahres. «Mit einem Minimum an Entschlossenheit ist dieses Ziel erreichbar», behauptet er. Muss man betonen, dass Nordmann dieses Ziel durch grosszügige Subventionierung erreichen will? Der Bund soll 1,5 Milliarden Franken in das Herausreissen von Gasheizungen verlocken – und das Ganze auch noch mittels Notrecht beschleunigen.

Wenn die Genossen energiepolitisch vorsehen, geht es nicht lange, bis die Grünen mit ähnlichen Schnapsideen hinterherrennen. In einer Pressemitteilung der Partei vom Dienstagnachmittag wird Fraktionschefin Aline Trede folgendermassen zitiert: «Fossile Treibstoffe sind klimaschädlich und machen uns abhängig von autoritären Staaten wie Russland – das zeigt die aktuelle Situation allzu deutlich.» Die Schweiz müsse jetzt alle Hebel in Bewegung setzen und die Energiewende forcieren.

Höchste Zeit für einen Strom-General

Eigentlich ist es ein dreister Versuch, den momentanen Energie-Schlamassel zu vernebeln. Einmal abgesehen davon, dass damit bald die gesamte Energieversorgung am Subventionstropf hänge, haben die Pläne von SP und Grünen noch ein anderes Defizit. «Woher nehmen wir den Strom, um die Gaswärme zu ersetzen?», wendet SVP-Energiepolitiker Christian Imark ein. «Mit genau solchen abstrusen Ideen, dass man Atomkraft, Gas und Öl problemlos durch erneuerbare Energien ersetzen kann, haben uns Linke und Grüne energiepolitisch in eine Sackgasse manövriert. Dass man jetzt auch noch versucht, diese Pläne als Massnahme gegen den Krieg in der Ukraine zu verkaufen, ist unter aller Kanone.»

Im Grunde genommen ist die ganze Geschichte absurd: Der Ausstieg aus der Atomkraft, aus Öl und Gas kann allein mit dem Zubau an erneuerbaren Energien nicht bewältigt werden. Zur Sicherstellung der Versorgung müssen Gaskraftwerke gebaut werden. Dies hat Sommaruga bereits angekündigt – vorerst als Reserve für das Winterhalbjahr, wenn der Strom knapp wird. Aber SVP-Politiker Imark ist überzeugt, dass, wenn die Gaskraftwerke gebaut sind, diese das ganze Jahr laufen werden. Das dafür notwendige Gas werde dann womöglich auch aus Russland importiert. Gleichzeitig wollen Sommaruga, SP und Grüne den Gashahn zudrehen, wegen des Kriegs in der Ukraine. Es ist wirklich höchste Zeit, dass ein Strom-General das Heft in die Hand nimmt.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'662'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8404 **Winterthur**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'521'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 907'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ Zi. Dach-Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, Dennis Trigili Tel. 044 316 13 15
Miete ab 3'000.- p/Mt., exkl. NK, Bezug März 2022
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser, REFH
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 623'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info




4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 2'121'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



2 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info



YouTube **f**
Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
18. - 20. März 2022, Kongresshaus Zürich

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich

Stand Februar 2022

Putins Zerstörungskrieg

In klirrender Kälte bereitet sich die Bevölkerung in Kiew auf den Abwehrkampf vor. Die Stadt wird zur Festung umgebaut.

Kurt Pelda

Es ist kalt in Kiew. Zum ersten Mal seit langem ist ein grosser Teil des Dnjepr zugefroren – und das Mitte März. Der grosse Fluss, je nach Stelle zwischen 400 und 600 Meter breit, trennt nicht nur die Hauptstadt in einen westlichen und einen östlichen Teil, sondern die ganze Ukraine. Im Krieg ist der Dnjepr ein natürliches Hindernis erster Güte geworden. Allein in Kiew gibt es acht Brücken. Nach wie vor rollt der Verkehr darüber in beide Richtungen – zivile Autos, Militärlaster und grosse Sattelschlepper. Die Brücken sind alle noch intakt, aber die ukrainischen Verteidiger haben sie zur Sprengung vorbereitet.

Etwas nördlich der Stadt versperrt ein Staudamm dem Dnjepr den Weg nach Süden. Die teilweise vereiste Wasserfläche dahinter – etwa doppelt so gross wie der Bodensee – nennen die Ukrainer das «Kiewer Meer». Zu Beginn des Kriegs gelang es den Russen, das Kraftwerk zu besetzen, sie wurden von den Ukrainern aber wieder zurückgeworfen. Nach wie vor wird hier Strom für die nahegelegene Hauptstadt produziert. Ein Dammbbruch infolge des Kriegs hätte für Kiew verheerende Folgen.

Wie lange noch?

Wir überqueren die Staumauer ohne Probleme. Nur wenig östlich davon ist die Autofahrt aber zu Ende. Die Verteidiger haben eine Brücke zerstört, die über einen Nebenkanal des Dnjepr führt. Damit wollen sie verhindern, dass von Nordosten vorstossende russische Verbände das strategisch wichtige Gebiet in Besitz nehmen und so ungehindert auf das westliche Ufer des grossen Flusses übersetzen. «Ganz in der Nähe der Staumauer haben die Ukrainer zu Beginn des Kriegs zwei russische Helikopter abgeschossen», erzählt ein Bewohner und zeigt dabei auf den Ort, wo die Maschinen angeblich getroffen wurden.

Ungeschützt am Seeufer sind die Kälte und der eisige Wind trotz Mütze und Handschuhen schwer zu ertragen. Die Kälte ist so unerbittlich, dass die Kämpfer beider Seiten in den Wäldern und auf den Strassen ausserhalb der Städte nicht

zu beneiden sind. Noch schlimmer ist es in belagerten Ortschaften wie Mariupol im Süden, wo die Strom-, Wasser- und Gasversorgung vollkommen zusammengebrochen ist. Ohne Gas aus Russland gibt es in der Ukraine auch keine Heizung. Selbst eine in Mariupol ausharrende Mitarbeiterin des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) berichtet von der zunehmend verzweifelten Lage der Zivilbevölkerung. Menschen würden sich manchmal prügeln, um an Nahrungsmittel zu gelangen.

Auf dem Stadtgebiet ist die ukrainische Armee nicht präsent, sie befindet sich ausserhalb.

Oder sie würden Autos demolieren, um das Benzin im Tank abzusaugen. Mariupol liegt unter andauerndem Artillerie- und Panzerbeschuss und wird auch immer wieder aus der Luft bombardiert.

Hinzu kommt die Kälte, die in den improvisierten Schutzräumen unerträglich sein muss. Ähnliches hört man aus den mehr oder weniger umzingelten Städten Tschernihiw und Sumy im Nordosten des Landes. Von solchen Zuständen ist Kiew noch weit entfernt. In der Hauptstadt gibt es kaum Zerstörungen, und die

Versorgung mit Strom, Wasser und Gas funktioniert reibungslos. Die Frage ist bloss: Wie lange noch?

Es ist Morgen, und ich treffe Brian, einen Hünen, Kommandant einer Einheit der Territorialverteidigung. Wie die meisten Militärs will er nicht genau erzählen, was er so macht und wo genau er sich jeweils aufhält. Heute ist seine Stimme belegt: «Ich habe den Feind die ganze Nacht mit dem Fernglas beobachtet, ich habe schrecklich gefroren. Und jetzt habe ich mir wohl einen Schnupfen eingefangen.» Lacht und geht seines Weges.

Internationale Legionäre

Auf dem Stadtgebiet ist die ukrainische Armee nicht präsent, sie befindet sich ausserhalb, in wechselnden Positionen im Westen und Osten. In den letzten Tagen sind die Russen etwas vorgeückt. So haben ihre tschetschenischen Verbündeten den Frachtflughafen von Gostomel im Nordwesten Kiews eingenommen. Ausserdem konnten einzelne russische Einheiten den nahegelegenen Irpen-Fluss überqueren. Der Wasserlauf war beziehungsweise ist ein wichtiges natürliches Hindernis auf dem Weg ins Stadtgebiet.

In Kiew selbst sind nur die Nationalgarde, die Polizei und ein Sammelsurium der territorialen Verteidigungskräfte zu sehen. Unter ihnen hat es auch vereinzelte Ausländer. Da ist zum Beispiel ein Pole, der die rot-weiße polnische Nationalflagge am Oberarm trägt. Die meisten Angehörigen der «internationalen Legion» haben aber wenig Lust, mit Journalisten zu sprechen.

An allen Ausfallstrassen wird kräftig gegraben. Zivilisten und Uniformierte füllen zusammen Sandsäcke und schichten sie bei Stellungen oder vor öffentlichen Gebäuden auf. Die Ukrainer versuchen, jeden wichtigen Verkehrskreis zu einer Festung auszubauen, komplett mit Schützenpanzern und zweiläufigen Flugabwehrkanonen. Ein begrünter Mittelstreifen einer vierspurigen Strasse ist jetzt ein Minenfeld. Zum Teil lugen die Panzerminen noch aus der frisch umgepflügten Erde hervor. Kiew be-





Ohne Gas aus Russland gibt es auch in der Ukraine keine Heizung:
Reporter Pelda in Wassilkiw südwestlich von Kiew.

reitet sich auf den seit langem erwarteten Angriff der Russen vor, so gut es eben kann.

Manche Strassensperren sind mit alten Autobussen und Kipplastern, gefüllt mit Sand oder Steinen, blockiert. Die Ukrainer haben die Reifen zerschnitten, so dass es schwierig wird, die schweren Gefährte wegzuräumen. Im Stadttinnern sind sogar alte Strassenbahnen vorbereitet worden, damit sie im letzten Moment auf eine Kreuzung geschoben werden können. Abgesehen davon verkehren seit kurzem aber wieder vereinzelt Trams und Autobusse der Verkehrsbetriebe.

Wandlung vom Russen zum Ukrainer

Wir besuchen einen russischstämmigen Anthropologen, Alexandr Filonenko. Er musste aus dem östlichen Charkiw fliehen und wohnt nun bei Freunden am westlichen Ufer des Dnjepr, mit einem prächtigen Blick über den Fluss und das Umland von Kiew. Er erzählt: «Ich kann kein Ukrainisch sprechen, ich habe auch lange in Moskau gearbeitet, aber heute fühle ich mich als Ukrainer.» Seine Wandlung vom Russen zum Ukrainer habe schon lange vor dem Krieg begonnen.

«Meine russischen Freunde, die ihre Informationen aus den russischen Staatsmedien bezogen, glaubten immer, dass das ukrainische Nationalbewusstsein und die regierungsfeindlichen Demonstrationen von den USA ferngesteuert würden.» Was er aber selbst gesehen habe und was ihm seine ukrainischen Freunde erzählt hätten, sei etwas ganz anderes gewesen. Es habe sich schlicht und einfach um

Volkserhebungen gehandelt. «Die Leute hatten genug davon, eine russische Quasikolonie zu sein.» Darum könne er dem Kreml gar nichts mehr glauben; schon gar nicht nach dem russischen Artilleriebeschuss, dem die Wohnviertel seiner Heimatstadt Charkiw und viele andere Ortschaften nun ausgesetzt sind.

Alexandr zeigt mit dem Arm nach Osten, auf ein Gebiet östlich des Flusses. «Jeden Tag können wir dort hinten beobachten, wie die ukrainische Flugabwehr Lenkwaffen in den Himmel schießt, um russische Marschflugkörper oder Raketen zu zerstören. Es ist ein bemerkenswertes Schauspiel.»

Tatsächlich dürfte einer der Gründe, warum Kiew immer noch kaum zerstört ist, auch mit der recht erfolgreichen Flugabwehr der Ukrainer zu tun haben. Manchmal ist der Himmel voll

Die Ukrainer benützen Drohnen, um das Feuer ihrer Artillerie auf russische Kolonnen zu lenken.

mit den Rauchstreifen, welche die Boden-Luft-Lenkwaffen hinterlassen. Hoch oben, wenn die Geschosse kaum noch zu sehen sind, detonieren sie dann mit einem Knall, der kilometerweit zu hören ist. An der Stelle, wo die Geschosse explodiert sind, hängen noch Minuten danach schwarze Wölkchen in der Luft.

Vor rund einer Woche hat der schweizerische Nachrichtendienst (NDB) in einer internen Lagebeurteilung prophezeit, dass Kiew bereits Mitte März vollkommen von den russischen Truppen

eingeschlossen werde. Ich will mir deshalb ansehen, wie gut die Prognose der Schweizer war. Mit einem kleinen Hyundai bringt mich ein junger Ukrainer etwa dreissig Kilometer in Richtung Südwesten aus Kiew hinaus. Es ist offensichtlich: Das ganze Gebiet südlich der Stadt ist für den Strassen- und Eisenbahnverkehr immer noch offen. An einer Strassensperre müssen wir eine Zeitlang auf der Seite warten, um einen Treibstoffkonvoi in der Gegenrichtung in die Stadt hineinzulassen. Die Tanklastwagen werden von der Polizei eskortiert.

Die Staus vor den Kontrollposten sind in Richtung Kiew etwa zehnmal so lang wie jene stadtauswärts. Lastwagen bringen frischgefällte Bäume aus den Wäldern vor der Stadt, zur Abdeckung der vielen Bunker, die jetzt gebaut werden. Auch Nahrungsmittel und Gebrauchsgüter gelangen weiterhin nach Kiew. Niemand weiss, wie lange die Vorräte im Fall einer Belagerung reichen würden, aber die Supermärkte sind immer noch gut bestückt.

Die vom NDB vorhergesagte Umzingelung hat sich bisher nicht materialisiert. Das zeigt, wie wertlos viele Informationen sind, die in Expertenzirkeln oder in den sozialen Medien kursieren. Nur wer Augen und Ohren an Ort und Stelle hat, kann die Lage akkurat und vor allem unparteiisch einschätzen.

Konto für Spenden

Auf dem Rückweg nach Kiew nimmt mich ein anderer Ukrainer in seinem Auto mit. Yegor war vor dem Krieg Unternehmer, er betrieb ein kleines Filmstudio und hatte ein Ferienhaus auf Malta. Nun sind seine Firmen tot und hat er viel Zeit, um sich um Importe zu kümmern. Als wir vor einem Kontrollposten im Stau stehen, nimmt er ein Video auf für Paul, einen Amerikaner in New York, den er nur via Facebook kennt. Er dankt Paul für die tausend Dollar, die dieser ihm auf ein von Yegor eigens eingerichtetes Bankkonto überwiesen hat. «Ich überweise die Spenden dann weiter an Freunde in Polen, und die kaufen für mich Nahrungsmittel, Nachtsichtgeräte und kleine kommerzielle Drohnen mit Kameras», erzählt Yegor stolz. «Die schicken sie mir dann mit Fahrzeugen, und hier gebe ich die Sachen meinen Kontakten bei der Territorialverteidigung.»

Die Ukrainer benützen die kleinen Drohnen, um feindliche Bewegungen frühzeitig auszumachen und das Feuer ihrer Artillerie auf russische Kolonnen zu lenken. Niemand weiss, wie lange Kiew noch von Artilleriebeschuss und Putins Luftwaffe verschont bleibt.

Traum von der Abschaffung der Ehe

Vielleicht liegt das Problem an der Unüberbrückbarkeit der Geschlechter.



Verdammte Angst vor der Einsamkeit.

Da sassen wir, trunken, im Rauch unserer Zigaretten, hatten gelacht, die Zeit vergessen und manchmal die Zeiten auch. Die wesentlichen Fragen unserer Tage und unseres Leben hatten wir streifend vertieft, und wir waren uns jetzt sicher, dass die Abschaffung der Ehe eine ungenutzte Möglichkeit zum Glück wäre, ein Beitrag wenigstens zur Minderung all jener Schlachtfelder zwischen Mann und Frau. Wir kamen nicht zu dem Schluss, weil wir unsere Frauen nicht lieben, sondern weil wir sie lieben.

Die Ehe war schön und gut, ein grandioses Modell seit Adam und Eva, ein Garant für den Fortbestand des Menschen durch die schweren Zeiten seiner allmählichen Verfeinerung zu einem Wesen, das als Citoyen durch die Felder der Existenz flaniert. Die Ehe war gut, als sie eine Zweckgemeinschaft mit dem Ziel des Überlebens war, in den Epochen der Armut, der Knappheit, der Unsicherheit.

Man muss sich entscheiden, sagte der Garagenbesitzer, Ehe oder Sex, beides geht auf Dauer nicht, wie auch, das ist wie bei einem Motor, der nutzt sich auch ab im Laufe der Zeit; Service, also Paartherapie, hin oder her. Aber, antwortete der Lehrer, die Ehe ist doch gerade ein Garant für Sex, ja ein Abonnement, freier Zutritt und so, immer. Na ja, antwortete der frischgeschiedene Biologe, da draussen in der Natur werden ja jeden Frühling die Karten neu gemischt, wenn man so

will, kein Steinbock käme auf die Idee, jedes Jahr dasselbe Steinbockweibchen zu umgarnen.

Moment, sagte der Therapeut, es geht ja nicht nur um Sex. Es gibt ja einen Seelenzustand jenseits des leidenschaftlichen Verlangens, jenseits des Verliebtseins, dessen Eingangstor die langjährige Beziehung ist, die Ehe, das Zusammenlegen von zwei Leben. Ehe ist doch auch Vertrautheit, Geborgenheit, Fürsorglichkeit, Verantwortung, Vertrauen und Zärtlichkeit. Amen, sagte der Garagist. Das dachte ich auch mal, sagte der Reiseschriftsteller. Ich hatte diese, wie sagt man, Empfindungen aber meist nur, wenn ich weit weg war und dort, wo ich war, mich scheisse fühlte. Dann kam ich nach Hause, freute mich über dieses Bouquet voller schöner Gefühle, lebte sie kurz, ging schlafen, und am andern Tag waren sie weg.

Das kenn' ich, sagte der Garagenbesitzer, plötzlich würgt's dir einfach den Motor ab. Aber Männer, fuhr er fort, wir müssen jetzt aufpassen, dass wir nicht unseren Frauen die Schuld geben, wenn der Motor stockt. Wenn ein Auto in die Jahre kommt und nicht mehr rundläuft, sind meistens mehrere Teile dafür verantwortlich, und unsere Teile nutzen sich in der Regel zuerst ab, wieso, weiss ich auch nicht.

Vielleicht, so der Biologe, liegt das Problem an der Unüberbrückbarkeit der Geschlechter, weil Frauen anders lieben als Männer. Genau, warf der Garagist ein, wie wenn

du eine Batterie überbrücken möchtest, aber nicht weisst, wo die Kabel anbringen. Ja, das höre ich oft von meinen Patienten, dass der eine die Liebe des andern nicht versteht und also nicht erreicht. Eben, sagte der Reiseschriftsteller, ich kann ja auch nicht ständig Gefühle haben, auch wenn das doch erwartet wird, irgendwie. Deswegen sind wir ja für die Abschaffung der Ehe. Genau, schob der Garagist ein, weil sich alles abnutzt und irgendwann nur noch ein neuer Motor einen weiter vorwärtsbewegt.

Ist doch ein unlebbarer Irrsinn im Grunde, sinnierte der Biologe, sich für ein ganzes Leben lang in guten und in schlechten Zeiten die Treue zu schwören vor einem staatlichen Beamten und einem Gott, der wahrscheinlich nicht mal hinsieht. Vielleicht gibt es die grosse Liebe ohnehin nur in Büchern, gab der Bibliothekar zu bedenken. Ah, rief der Therapeut aus, ja, die Liebe als Projektion, als Hoffnung gegen die Einsamkeit, als Rettungsboot für das eigene Ich, das im andern nicht untergehen soll.

Was ist denn das für ein Bullshit, Herr Therapeut, fragte der Garagist; es ist so, ein Motor mit falschen Teilen läuft einfach nicht, ja, so einfach ist das. Diese verdammte Angst vor der Einsamkeit, seufzte der Reiseschriftsteller. Stimmt, warf der Biologe ein, der Mensch hat vieles gelernt, nie aber, allein glücklich einsam zu sein.

PERSONENKONTROLLE

Markwalder, Grünenfelder, Jansen, Blocher, Imark, Knie, Anastasia, Spoerli, Hollenstein, Vekselberg, Musk, Putin, Fedorow, Bercow



Nachwuchs: Christa Markwalder.

Christa Markwalder, Mutter in spe, sorgte während der Frühjahrssession dafür, dass in der Wandelhalle des Bundeshauses neben der grossen Politik auch über Menschliches diskutiert und getuschelt wurde. Die 46-jährige Berner FDP-Nationalrätin erwartet nämlich ihr erstes Kind. Dabei ist es bereits in den nächsten Wochen so weit. Kürzlich hat die Burgdorferin ihren Partner – **Peter Grünenfelder** – geheiratet. Der 55-jährige, ehemalige Staatsschreiber des Kantons Aargau und Direktor des Think-Tanks Avenir Suisse kandidiert im kommenden Jahr für den Freisinn für den Regierungsrat des Kantons Zürich. (*odm*)

Ronja Jansen, Wiederholungstäterin, kann es nicht lassen. «Ihr hängt zu fest am Rockzipfel von Oligarch*innen wie **Christoph Blocher!**», sagte die Juso-Präsidentin in «Talk täglich» der CH-Media-Regionalsender zu SVP-Nationalrat **Christian Imark**. Herrje! Die Superlinke benutzt seit langem jede denkbare Möglichkeit, dem Alt-Bundesrat ans Bein zu pinkeln. Das wirkt so, wie wenn ein Zwergpinscher-Welpse sein Hinterbein an die 500 Jahre alte Eiche Angel Oak in Johns Island heben würde. Unverständlich bleibt, dass bürgerliche Parlamentarier immer wieder bereit sind, im Feierabendverkehr von Bern oder weit vom Land nach Zürich in ein TV-Studio zu fahren, um sich von einer respektlosen Jungpolitikerin anpöbeln zu lassen. (*rh*)

Géraldine Knie, Wohltäterin und operative Chefin des Schweizer Nationalzirkus Knie, hat mit ihrer Familie grosses Herz gezeigt. Angehörige des Artistenteams, das zu drei Vierteln aus der Ukraine kommt, sind im Knie-Hauptquartier untergebracht worden. Unter ihnen die vierzehnjährige **Anastasia**, die nur eines mitgenommen hat: ihre Ballettschuhel



Mann gegen Mann: Elon Musk.

Starchoreograf **Heinz Spoerli** vom Opernhaus Zürich hat ihr nun die Ballettstunden ermöglicht. Knie: «Wir sind alle tief bewegt und sehr dankbar!» (*ah*)

Pascal Hollenstein, Oligarchensöldner, rechnet zuversichtlich mit dem kurzen Gedächtnis seines Publikums. Der frühere publizistische Chef von CHMedia versuchte sich nämlich auf Twitter wie folgt im Kalauern: «Es köpelt und prechtet derzeit wieder so sehr, dass es auf keine wagenknechtige Ganserhaut geht.» Offenbar ist es dem Ex-Journalisten Hollenstein ein Bedürfnis, die Erklärungen anderer Personen zum Ukraine-Krieg als obskure Verschwörungstheorie zu verdreckeln. Ob so viel Russland-Feindschaft geht beinahe vergessen, wo Pascal Hollenstein vor einigen Jahren noch sein Geld verdient hat: als vollamtlicher Kommunikator von Putin-Freund **Viktor Vekselberg**. (*mö*)

Elon Musk, Enfant terrible, hat einen Vorschlag zur Beendigung des Ukraine-Krieges. Auf Twitter forderte der fünfzigjährige amerikanische Entrepreneur den siebzigjährigen Kremlchef **Wladimir Putin** zu einem Kampf «Mann gegen Mann» heraus. Der Preis sei die Ukraine. Zustimmung erhielt Musk vom ukrainischen Vizepremier **Mykhailo Fedorow**: «Schick ihn auf den Jupiter.» (*ky*)

John Bercow, «Oooooorder», setzt seinen Abstieg fort. Nachdem man dem ehemaligen Speaker des Unterhauses den üblichen Adelstitel verweigerte, darf er nach einem Gerichtsurteil wegen Mobbings seinen früheren Arbeitsplatz nicht mehr betreten. Seinen Lebensunterhalt verdient er inzwischen, indem er online Glückwünsche überbringt – für 81 Pfund das Stück. (*ky*)

Kenny Eichenberger: Benzinpreis senken!

Die enorm hohen Treibstoffpreise werden zum grossen Problem für den Mittelstand, also für die allermeisten Männer und Frauen, die auf ihr Auto angewiesen sind. Das ist ungerecht und unsozial, denn je geringer die Einkommen sind, desto grösser wird diese Belastung durch die Treibstoffkosten. Doch wir können etwas tun, was sofort hilft und unbürokratisch funktioniert: Wir müssen den Benzinpreis um 40 Rappen pro Liter senken! Und zwar direkt an der Tankstelle, beim Bezahlen der Treibstoffrechnung.

Dieser Preisnachlass soll umgehend eingeführt werden, um die Autofahrer augenblicklich zu entlasten. Um diesen Preisnachlass müssten Mineralölsteuer und



Bürger entlasten: Autor Eichenberger.

Zuschläge gesenkt werden. Damit schicken die Autofahrer nur noch sechzig Rappen statt wie üblich einen Franken Bundesabgabe pro Liter nach Bern. Der Staat erhalte auf diese Weise die Gelegenheit, sofort etwas zu tun und so die Bürgerinnen und Bürger ohne Verzug zu entlasten.

Die Treibstoffpreissenkung wäre rasch durchsetzbar und würde dafür sorgen, dass die Vergünstigung eins zu eins den Autofahrern zugutekäme. Die Schweiz könnte hier als unbürokratisches Beispiel vorangehen und den andern Ländern als Vorbild dienen. Es gibt immer Nörgler, die sagen, warum etwas nicht geht. Probleme haben wir genug, jetzt gilt es, Lösungen zu finden. Wenn der Ukraine-Krieg endlich endet, was wir alle sehnlichst hoffen, kann diese einmalige Preissenkung wieder rückgängig gemacht werden, weil dann der Treibstoffpreis ja ohnehin wieder sinkt.

Kenny Eichenberger ist Gründer von Kenny's Auto-Center, einem der führenden Mercedes- und Smart-Händler in der Schweiz.

MÖRGELI

Staatsangestellter verteidigt Staat

«Nun fällt uns die Neutralität vor die Füsse», behauptet der Historiker Marco Jorio in der NZZ. In Wahrheit fällt uns jetzt die Preisgabe der Neutralität vor die Füsse. Indem die Schweiz von der Atom-macht Russland auf die Liste «feindlicher Staaten» gesetzt wurde. Und weil alle Welt darüber berichtet, dass sich unser Land durch seine Russland-Boykotte von der Neutralität verabschiedet habe.

Marco Jorio kritisiert Christoph Blochers Aussage, die Schweiz sei durch Übernahme der EU-Sanktionen Kriegspartei geworden. Wirtschaftskrieg ist für Jorio kein Krieg. Die Schweiz nehme ja «an der bewaffneten Auseinandersetzung gar nicht teil». Erwartet Jorio, dass wir Bürger dem Bundesrat noch danken müssen, dass er die Schweizer Armee nicht in den Krieg in die Ukraine schickt?

Der kluge Herr Jorio findet Blochers Aussage «dumm». Und «völlig daneben», «falsch» und «grundlos». Der pensionierte Staatsangestellte eilt seinem Staat zu Hilfe. Marco Jorio leitete nämlich das Projekt «Historisches Lexikon der Schweiz», das 136 Millionen Steuerfranken gekostet hat: dreizehn Bände, verfasst von Fremdautoren. Wobei Jorio fast dreissig Jahre lang öffentlich finanziert wurde. Er brachte es fertig, im Lexikon Christoph Blocher zu unterschlagen – im Gegensatz etwa zu CVP-Bundesrätin Ruth Metzler.

Die NZZ stellt Marco Jorio als «Kenner der Neutralitätsgeschichte» vor. Den Grund kennt sie allein. Denn Jorio hat nicht einmal in seinem eigenen Lexikon den Artikel über die Neutralität verfasst. Dafür verschweigt das Blatt beim Generalangriff auf Christoph Blocher, dass Jorio einmal Zürcher CVP-Sekretär und Stadtberner CVP-Präsident war. Er verdankte die Lexikon-Beamtung seinem Parteikollegen Flavio Cotti und seinem Tessiner Namen. Die CVP war seit je optimales Schmiermittel für Pöstchen und Pfründe. Nachdem seine langjährige Anstellung geendet hatte, endete auch Jorios CVP-Mitgliedschaft. Marco Jorio politisiert heute als Grünliberaler im Worber Parlament. Als Christlichdemokrat konnte er besser rechnen. Als Grünliberaler kann er besser abrechnen.

Christoph Mörgeli

Am Hof des Zaren

Putins engster Zirkel umfasst vier Männer. Wer sind sie? Was zeichnet sie aus?

Boris Reitschuster

Putin hat sich in den «Bunker» zurückgezogen, wie es in Moskau heisst – eher sinnbildlich als buchstäblich. Aus Angst vor einer Ansteckung reduzierte er die physischen Kontakte zur Aussenwelt auf ein Minimum.

Wer sind die Männer, die jetzt noch in engem Kontakt zu ihm stehen, die Einfluss auf ihn haben? Eine kurze Innenansicht des «Bunkers».

— **Sergei Schoigu, 66:** Ausgerechnet der Mann, der noch unter dem inzwischen verhassten Präsidenten Boris Jelzin Karriere gemacht und den russischen Katastrophenschutz aufgebaut hat, gilt heute als engster Vertrauter des Präsidenten. Der ebenso brachiale wie kraftstrotzende Tuwiner – ein Turkvolk im südsibirischen Altai-Gebirge – ist als Verteidigungsminister auch die wichtigste Stütze in Putins Machtpoker. Als Angehöriger einer nationalen Minderheit hätte er zudem geringe Chancen auf das Präsidentenamt – weshalb seine Macht-fülle für Putin weniger bedrohlich ist.

— **Wiktor Solotow, 68:** Er stand schon als Leibwächter von Boris Jelzin während des Putsches von Altkommunisten 1991 auf dessen Seite auf einem Panzer vor dem «Weissen Haus» in Moskau. Als Leibwächter von Putins Chef, Sankt Petersburgs Bürgermeister Anatoli Sobtschak, kam der KGB-Mann dem heutigen Präsidenten näher und wurde zu einem seiner engsten Vertrauten. Seit 2016 kommandiert er die unter Putin neu aufgebaute Nationalgarde – in der Kritiker eine Privatarmee des Kremlchefs für die Unterdrückung von Aufständen und Demonstrationen sehen. Ebenso wie Putin neigt Solotow zur Gossensprache, ist aber deutlich hemdsärmeliger als sein Chef und droht Kritikern schon mal Prügel an.

— **Nikolai Patruschew, 70:** Er kennt Putin noch aus gemeinsamen Tagen beim KGB in Sankt Petersburg. Als Geheimdienstchef war er die Streitaxt seines alten Kollegen, heute ist

er als Chef des mächtigen Sicherheitsrates die Feuerwehr; und wenn es irgendwo brennt, ist er schnell persönlich zur Stelle – auch im Ausland. Zwar KGB-Mann durch und durch, gilt er doch als der Gemässigte im inneren Zirkel. Er soll gegen den Überfall auf die Ukraine gewesen sein, leichte Diskrepanzen mit dem Chef wurden sogar öffentlich sichtbar. Aber er konnte sich nicht durchsetzen.

— **Dmitri Peskow, 54:** Der gelernte Diplomat diente sich in der Pressestelle zum Chefsprecher Putins hoch. Formell hat er damit zwar keine Macht. Aber ständig Zugang zum «Körper Nummer eins», wie Putin im Kreml-Jargon genannt wird. Und dieser Zugang bietet gerade in diesen Zeiten totaler Abschottung des Staatschefs mehr Einfluss als die meisten Ämter. Was im Westen geflissentlich übersehen wird. Peskow steuert den gesamten russischen Medienapparat.

Liebe ist...



... ohne Worte auszukommen.

Zerstört Krieg die Hochpreisinsel Schweiz?

Parmelin rettet Schweinezüchter. Preisüberwacher Meierhans greift Strahm und Sommaruga an.



Für Otto Stich galt: Er habe als Bundesrat in den wöchentlichen Berichten der Nachrichtendienste nie etwas gelesen, das zuvor nicht bereits in den Zeitungen gestanden sei.

Es bleibt, wie es war. Unsere inzwischen aufgeblasenen und fusionierten Nachrichtendienste sind ihr Geld nicht wert. Sie sahen weder den Krieg gegen die Ukraine noch das absehbare Ausmass der Flüchtlingswelle kommen.

Sowohl in Russland wie in der Ukraine plündern Oligarchen ihre Völker. Die prowestlichen ukrainischen Oligarchen wollen, wie der SVP-Aussenpolitiker Fredi Heer richtig analysierte, ihre Beute nicht verlieren. Lieber etwas weniger Beute als keine Beute.

Von daher stehen viele Anzeichen – wenn ich mich nicht irre – auf Waffenstillstand. Parallel dazu verändert sich in der Schweiz einiges. Zwei Beispiele:

Die Schweizer Getreidebauern lebten bisher wie Könige. Vom Bund erhielten sie kübelweise Direktzahlungen. Und mit Zöllen wurden importierte Futtermittel massiv verteuert. Und so ihre Preise geschützt.

Unsere Schweinezüchter mussten für die Futtermittel zwar mehr bezahlen als die ausländischen Schweinemäster. Aber im Gegenzug wurde der Import von Fleisch ebenfalls mit hohen Zöllen verteuert. Dies alles zulasten der Konsumentinnen und Konsumenten.

Greenpeace hat letztes Jahr eine gute Broschüre veröffentlicht, die den ganzen ökologischen und ökonomischen Wahnsinn der Futtermittelimporte ausleuchtet. Das Fazit: Die allermeisten von uns sollten weniger Fleisch essen. Gut gemeint, aber schwierig umzusetzen.

Bisher kosteten hundert Kilo europäisches Getreide rund zwanzig Franken. Und hundert Kilo Schweizer Getreide gut fünfzig Franken. Wer hohe Getreideerträge erwirtschaften will, braucht Dünger. Die Weltmarktpreise pro Tonne Kali haben sich seit Beginn des Jahres vervierfacht. Und die Preise für Getreide liegen in Euro-

Die Gierigen werden das Wasser in den Stauseen nur zurückhalten, wenn der Bund sie entschädigt.

pa – Stand letzte Woche – über vierzig Euro pro hundert Kilo. Auch die Preise für Mais und Soja haben sich dem Schweizer Niveau angepasst.

Russland und die Ukraine sind die Kornkammer dieser Welt. Die Preissteigerungen sind für viele Entwicklungsländer ein Drama. Neue Hungersnöte stehen als Folge des Krieges gegen die Ukraine vor der Haustür.

Zölle sind Steuern. Und sind wie Stempelsteuern somit Staatseinnahmen. Die Bauernlobby kontrolliert den für sie wichtigen Teil des Staatsapparates. Neu mit Korporal und Weinbauer Guy Parmelin als zuständigem Bundesrat.

Wenn das Benzin teurer wird, fahren die meisten von uns weniger und erst noch umweltschonender Auto. Wenn die Fleischpreise explodieren, geht der Fleischkonsum zurück. Deshalb hat Parmelin klammheimlich die Zölle auf Futtermittel reduziert oder liquidiert. Er schoss ein Loch in die Staatskasse, um die Schweinewirtschaft zu retten. Chapeau ob so viel Bauernschläue.

Bunkert die Schweiz hinter ihren Staumauern sieben Milliarden Kilowattstunden Strom? Ja und nein. Diese sieben Milliarden gibt es, aber die jeweiligen Eigentümer turbinieren dieses Wasser unkoordiniert immer dann, wenn sie am meisten Geld kassieren können. Eigentümer der Staumauern sind fast ausschliesslich Mittellandkantone und ihre Gemeinden. Sie zahlen in den Berggemeinden keine anständigen Gewinnsteuern und haben den Wasserzins für zehn Jahre eingefroren. Beides auf Kosten der doofen, real nicht mehr existierenden Alpen-Opec. Gut fürs Mittelland, schlecht für alpine Randregionen.

Die Gierigen werden das Wasser in den Stauseen nur zurückhalten, wenn der Bund sie entschädigt. Die einstige Konsumentenschützerin Simonetta Sommaruga will deshalb den Strompreis weiter erhöhen.

Das Stromnetz ist ein Monopol. Rudolf Strahm gewährte seinerzeit als Preisüberwacher – aus welchen unerfindlichen Gründen auch immer – den Monopolisten einen Zuschlag von 3,8 Prozent auf ihre Investitionen. Unbegreiflich. Jetzt greift ihn der Preisüberwacher Stefan Meierhans im *Blick* frontal an.

«Würde korrigiert, was längst zu korrigieren ist, liessen sich die Massnahmen zur Versorgungssicherheit aber klar ohne Preissteigerung finanzieren. Die Netznutzung wird angemessen entschädigt – und nicht vergoldet – und die Stromreserve wäre finanziert. *Deal oder no deal.*» Recht hat er, der Meierhans von der neuen Mitte.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Die Sozialdemokraten und der Faschismus

Die SP beruft sich gerne auf ihren Antifaschismus. Doch in der Stunde der Gefahr stand sie Nazi-Deutschland und dem faschistischen Italien näher als der bürgerlich-liberalen Schweiz.

Christoph Mörgeli

SP-Präsident Cédric Wermuth schmückt seine Reden gerne mit dem Ausruf: «Kein Fussbreit dem Faschismus!» Sein Parteikollege Fabian Molina findet es wichtig, zu demonstrieren, «wenn Nazis aufmarschieren». Juso-Präsidentin Ronja Jansen ruft dazu auf, sich gegen den «aufkeimenden Faschismus» zur Wehr zu setzen, und dankte nach einer gewalttätigen Demonstration «allen Antifaschisten», die «ein starkes Zeichen gesetzt» hätten. Denn die «Ideologie der Nazis» sei das wesentlich grössere Problem als Sachbeschädigungen.

Solche Aussagen wirken heute etwas wohlfeil, gibt es doch kaum mehr wirkliche Nazis und Faschisten. Doch wo standen die SP-Genossen, als von Faschismus und Nationalsozialismus noch eine wirkliche Gefahr ausging? Sozialdemokratische Stellungnahmen der damaligen Zeit trüben das sorgfältig gepflegte Eigenbild eines glanzvollen, unerbittlichen Widerstands. Eigentlich wäre es an der Zeit, diese «Anpassung», ja ideologische Nähe kritisch aufzuarbeiten. Denn ausgerechnet in einer Zeit höchster nationalsozialistischer und faschistischer Gefährdung verhielt sich die SP nicht nur geschmeidig gegenüber den neuen Herrschern Europas – die Linkspartei äusserte sogar unverhohlene Sympathien und hofierte den Diktatoren.

«Gerechte Lebensforderungen Italiens»

1939, noch vor Kriegsausbruch, verhinderte ausgerechnet der Zürcher SP-Stadtpräsident Emil Klöti die Aufführung eines zeitkritischen Dramas von Werner Johannes Guggenheim gegen Nazitum und Antisemitismus an der Landesausstellung. Vergeblich trat der spätere SVP-Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen für Guggenheims Theaterstück ein und attestierte ihm «eine durchaus vornehme Grundhaltung mit schweizerischem Standpunkt». Ein Jahr später überrannte die deutsche Wehrmacht nacheinander Dänemark, Norwegen, die Niederlande, Belgien und Frankreich. Die Schweiz wurde zu einer Enklave der Achsenmächte, ihre Wirtschaft vom Welt-

handel abgeschnitten. Was tat der rote Stadtrat von Zürich? Nach Kriegsende wurde ihm vorgeworfen, er habe «deutschen Sportfesten auf dem Boden der Stadt Zürich beigewohnt und an Empfängen deutscher Diplomaten teilgenommen und sie feierlich begrüsst».

Am 20. Mai 1940 beurteilte der sozialdemokratische Nationalrat Ernst Reinhard das faschistische Italien in der *Berner Tagwacht* – dem offiziellen Organ der SP Schweiz – als «eine junge, aufstrebende und ganz unerhört tüchtige Nation», der ebenfalls das Recht zu-

«Eine wahre Revolution der Gesinnung muss und wird sich überall durchsetzen.»

komme, «sich [ihr] eigenes Regierungssystem zu schaffen, genau wie es Russland getan hatte und wie wir es für uns in Anspruch nehmen». In einer eigentümlichen «völkischen» Rangliste billigte die SP-Zeitung den Italienern einen Spitzenplatz zu: «Wir halten aus guter Kenntnis der Dinge das italienische Volk für eines der wertvollsten Völker der Welt. [...] Es wäre ein Gebot der Klugheit gewesen, sich gerechten Lebensforderungen Italiens nicht zu verschliessen.» Nach dem Kriegseintritt Benito Mussolinis schrieb die *Berner Tagwacht*: «Von der geographischen Umwälzung ahnt man zwar etwas. Von den politischen und den sich anbahnenden geistigen wenig. Kaum be-



„Schnell, Schatz-lass es uns in die Schweiz bringen.“

obachtet wurde, dass Mussolini seine Kriegserklärung mit dem Appell an das proletarische Italien verband, gegen die veralteten und verkalkten plutokratischen Strukturen.»

Abgesang auf die Schweiz

Unter dem Eindruck der Kriegserfolge der Nazis erliess die Geschäftsleitung der SP Schweiz folgenden Abgesang auf das bisherige schweizerische Staatswesen: «Mit furchtbarer Härte zwingt die Geschichte dieser Zeit alle friedlichen Völker, Fehler der Vergangenheit zu erkennen, Verblendungen aufzuheben, neue, bessere Wege zu beschreiten. Eine wahre Revolution der Gesinnung muss und wird sich überall durchsetzen.»

Am 18. Juli 1940 erklärte Robert Grimm namens der sozialdemokratischen Fraktion: «Die Voraussetzungen unserer bisherigen traditionellen Neutralitätspolitik sind durch die europäischen Ereignisse zerstört. Eine Neuorientierung der Innen- und Aussenpolitik der Schweiz drängt sich auf!» Das offizielle SP-Organ lobte das nationalsozialistische Reich gleichentags wie folgt: «Deutschland hat der ganzen Welt nicht nur die Brechung der Zinsknechtschaft, sondern auch der Kapitalknechtschaft überhaupt geschenkt. Selbstverständlich stellt auch die deutsche Technik des Kapitalersatzes durch innere Kreditausweitung eine grosse Kunst dar, deren Geheimnis im Ausland noch nicht bekannt ist.»

Die Schweizer SP bekannte also in der Stunde der grössten Gefahr für Demokratie und Menschenrechte, dass sie Nazideutschland ideologisch näherstand als dem bürgerlich-liberalen Rechtsstaat. Sie gab der eigentumsfeindlichen Kommandowirtschaft der NSDAP gegenüber der Marktwirtschaft eindeutig und offiziell den Vorzug. Mit dem Schlagwort «Europa» zogen führende hiesige SP-Politiker schon damals gerne in die Schlacht. So proklamierte Robert Grimm im Herbst 1940 in einer öffentlichen Rede: «Im Auslande sind ganz neue Verhältnisse entstanden, die auch von der Schweiz berücksichtigt werden müssen. Sie ist heute stark angewiesen auf den



«Ideologie der Nazis»: SP-Nationalrat Wermuth in Bern, 5. März.

Wirtschaftsverkehr mit den Achsenmächten und muss ihre Wirtschaft nach europäischen Gesichtspunkten orientieren.»

Goebbelsche Rhetorik

Auch SP-Nationalrat Walther Bringolf behauptete vor der Zürcher SP: «Das eine steht fest, dass wir uns mitten in einer Umwälzung befinden, in der die privatkapitalistische Wirtschaft abgelöst wird durch den Staatskapitalismus, durch die planmässig geleitete Wirtschaft.» Die Planwirtschaft werde einen Fortschritt bedeuten, wenn sich die Arbeiterklasse, wenn sich die Sozialisten bewährten: «Es gilt, spies-

Mit dem Schlagwort «Europa» zogen führende hiesige SP-Politiker schon 1940 gerne in die Schlacht.

serische und kleinbürgerliche Schlacken, wo sie noch vorhanden sind, abzustreifen.» Ähnliche Phrasen wie Bringolf droschen im Norden auch die Horden von SA und SS.

In goebbelsscher Rhetorik spottete am 9. Juli 1940 die Zürcher SP-Tageszeitung *Volksrecht* über den «intellektuellen Hochmut, der so viele Emigranten, namentlich auch die jüdischer Abkunft, sich selbst und anderen einreden liess, dass nach der Abwanderung der jüdischen und demokratischen Intelligenz Deutschland nun geistig hoffnungslos verarmt sei». Nachdem der sozialdemokratische Bundesratskandidat übergangen worden war, ätzte das *Volksrecht* über «die Fortdauer des bisherigen politischen und wirtschaftlichen Kurses unseres Landes»

und «den völligen Mangel an Anpassungsfähigkeit». Das Blatt verglich die Situation der Schweiz in Europa mit jener von 1798, als die «Herren der alten Eidgenossenschaft noch ganz selbstsicher tagten, Reformvorschläge als überflüssig ablehnten und keine Ahnung hatten vom unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch». Es würden «heute und morgen mehr Privilegien fallen, als in den Jahren, da die Schweiz in den Strudel der Französischen Revolution hereingerissen worden ist». Nicht die Arbeiterbewegung müsse umlernen, meinte das *Volksrecht* damals, «sondern diejenigen, die bis heute in Politik, Handel und Wirtschaft das Heft in den Händen hatten, also das Kapital hat umzulernen».

Verständnis für autoritäre Staaten

In einer eigentlichen Ergebnissadresse an den Totalitarismus stellte die *Berner Tagwacht* am 14. September 1940 fest: «Das arbeitende Volk der Schweiz gewinnt heute auf alle Fälle zusehends mehr Verständnis für das Beispiel der autoritären Staaten, die Wirtschaft und den Reichtum, das Wissen und das Können dem Volksganzen unterzuordnen, dienstbar zu machen [...]. Das wäre eine Anpassung, die wir uns alle gefallen lassen könnten und mit der wir auch im neuen Europa zu bestehen vermöchten.» Auch die Zeitschrift *Die Gewerkschaft* freute sich, dass grosse Staaten «schon mittendrin im Staatskapitalismus stecken, wo der Privatunternehmer nur noch ein Staatsangestellter ist». Da ahne mancher, «dass wir zum Sozialismus schon einen beachtlichen Schritt getan haben». Eines sei jedenfalls sicher: «Die

privatkapitalistische Welt wird abdanken müssen.» In einer späteren Ausgabe verbat sich *Die Gewerkschaft* mit Blick auf die Diktaturen, «mit veralteten Methoden unter Schonung des Besitzes» zu unbefriedigenden Methoden zu greifen: «Wenn man sieht, wie in anderen Staaten die Ehrfurcht vor dem Geldsacke gründlich überwunden wurde, als es galt, weitsichtige Wirtschafts- und Kriegspläne ins Werk zu setzen, kann man das ängstliche Zögern bei uns nicht begreifen.»

Die *Berner Tagwacht* begeisterte sich mit bekenntnishaften Kommentaren für Hitlers Staat: «Er ist kein kommunistischer, kein sozialistischer Staat, er siegt aber mit der Devise Nationalsozialismus. [...] Wir sehen auf allen Wegen eine Welt im Umbruch; wo ihn der Krieg oder die Revolution nicht bringt, sieht sich die kapitalistische Gesellschaft selbst zur Korrektur gezwungen – zur Regulierung ihrer Wildwasser und Sumpftümpel.» Was die deutsche Wirtschaft betraf, meinte das Leitorgan der SP Schweiz: «Die neue Wirtschaftsordnung, die hier im Werden ist, kann erst in der Nachkriegszeit ihre volle Bedeutung erlangen. Sie tritt der alten Ordnung gegenüber, die ihre Form im vorigen Jahrhundert erhielt und die nicht nur in Deutschland als überlebt anerkannt worden ist.»

Huldigung an den Duce

1941 bejubelte die *Berner Tagwacht* den revolutionären Charakter der totalitären Achsenmächte Deutschland und Italien und erinnerte mit Bedauern an den gescheiterten Schweizer Generalstreik: «Die Revolution 1918 ist stecken geblieben, zurückgeschlagen worden. In anderem Sinne haben der Faschismus und der Nationalsozialismus die Dinge wieder ins Rollen gebracht. Beide Bewegungen wachsen über ihre Anfangszwecke hinaus, sind darüber hinausgewachsen. Einst reaktionär wirkend, sind sie heute Träger der Revolution. Einzig wahr, was der Sozialismus immer sagte: Die soziale Idee stirbt nie und nie die Arbeiterklasse als revolutionärer Massenfaktor.»

In einem Geburtstagsartikel für den Duce sprach das offizielle SP-Organ *Berner Tagwacht* noch am 26. Juli 1943 von der «grossen Begabung Mussolinis, die ihn in weiten Bezirken auf stolze Höhen führte. [...] Wie auch das letzte Ende sei, ihm gebührt ein Platz in der Weltgeschichte und das letzte Urteil wird ihm persönliche Sauberkeit, Tatkraft und eminente Fähigkeiten zubilligen. Ein politisches Genie von grosser dynamischer Kraft.»

Mehr unterwürfige Lobhudelei, als sie die SP Schweiz für den Begründer, Vordenker und Anführer des Faschismus aufbrachte, geht nicht. Wenn es Cédric Wermuth, Fabian Molina und Ronja Jansen ernst wäre mit ihrem lautstarken Antifaschismus, müssten sie bezüglich Parteimitgliedschaft dringend über die Bücher.

Im Frühtau zu Kiew wir zieh'n, fallera

Hochgeschätzte Kollegen erklären Russland den Krieg.
Chronik einer publizistischen Eskalation.

Markus Somm, Nebelspalter, 3. März

«Wenn die USA und die Westeuropäer nichts unternehmen, scheint der Untergang der Ukraine besiegelt. Die Nato sollte eingreifen, bevor es zu spät ist. [...] Am Ende führt nichts an dieser Einsicht vorbei: Wer Putins bevorstehende Eroberung der Ukraine aufhalten will, muss bereit sein, auch militärisch zu drohen, allenfalls gar militärisch einzugreifen. [...] Ich gebe zu, am Schreibtisch sitzend solche Dinge zu empfehlen, fällt leicht. Doch die westlichen Politiker sitzen ebenfalls am Schreibtisch – tun allerdings so, als täten sie etwas gegen das fortwährende Massaker in der Ukraine. Sie applaudieren im Europäischen Parlament dem ukrainischen Präsidenten, bis ihnen die Hände weh tun. Solidarische Schmerzen mit der Ukraine. Am Wochenende verspricht Josep Borrell, der oberste Diplomat der EU, man schenke der Ukraine Kampfflugzeuge. Man finanziere sie gar. Einen Tag später heisst es: April, April! Die EU-Aussenminister hätten eine solche Option bloss diskutiert. Es war offenbar nicht abgesprochen. Am Dienstag melden verschiedene Mitgliedstaaten: Das kommt nicht in Frage. Ein Trauerspiel oder eine Farce? Putin würde sich totlachen – hätte er nicht alle Hände damit zu tun, die Ukrainer totzuschliessen.»

Mathias Döpfner, Bild, 4. März

«Wenn man ein Dilemma vereinfacht, wird es dadurch nicht falsch, sondern nur kürzer: Wenn Putin Kiew erobert, weil der Westen, also vor allem die Mitglieder der Nato, keinen militärischen Widerstand geleistet hat, ist der Westen geschwächt. Wenn der Westen geschwächt ist, werden die Chinesen Taiwan annektieren. Wenn Taiwan ohne Widerstand übernommen ist, ist der Westen politisch am Ende. Deshalb müssen die Nato-Mitglieder jetzt handeln. Sie müssen jetzt ihre Truppen und Waffen dahin bewegen, wo unsere Werte und unsere Zukunft noch verteidigt werden. Zur Not ohne Nato. [...] Es ist ein furchtbares Dilemma. Wenn das geschieht und nicht schnell gelingt, droht eine Eskalation bis zum dritten Weltkrieg. Wenn es nicht versucht wird, bedeutet das Kapitu-

lation. Die Freiheit ist dann eine Phrase. Das transatlantische Bündnis eine Fussnote. Die Demokratie ein Auslaufmodell.»

Julian Reichelt, Cicero, 6. März

«Wenn die deutsche Medienlandschaft auf Putins Angriffskrieg damit reagiert, John Lennons schrecklich utopische Pazifistenhymne <Imagine> zu spielen, in der es heisst <Nothing to Kill or Die for>, während wir erwarten, dass Ukrainer <für unsere Freiheit> töten und sterben, wenn deutsche Radiosender synchronisiert <Give Peace a Chance> spielen, dann hat Putin sich nicht verkalkuliert, sondern unsere wehruntaugliche, bedingungslose Friedenssehnsucht vollkommen richtig eingeschätzt. Wenn es auf Social Media nun durchgehend heisst, dies sei ausschliesslich Putins Krieg und <nicht der Krieg der Russen>, dann haben wir im Blick auf beides, unsere Geschichte und die Gegenwart vor unseren Augen, noch nicht begriffen, wozu nationalistische Ideologien imstande sind. Natürlich haben wir es mit einer feindlichen Macht, mit feindlichen Millionen, nicht bloss mit einem feindseligen Mann zu

tun. [...] Die einzig historisch erprobte Antwort auf ein ultra-aggressives Russland ist ultra-aggressive Abschreckung, militärisch, wirtschaftlich und rhetorisch. Solange wir die strategische Dynamik der Gewissheiten nicht umkehren, sind wir Putins Wahnsinn schutzlos ausgeliefert. Wir müssen Putins bisher leider berechnete Gewissheiten zertrümmern, statt uns von ihm neue Gewissheiten wie Gift einflüssen zu lassen. Wenn wir Nato-Truppen nach Osten verlegen, sollten wir nicht mehr über Kompanien, sondern über Divisionen sprechen.»

Richard Herzinger, Die Zeit, 7. März

«Das Putin-Regime betreibt in der Ukraine nichts Geringeres als einen Genozid. Angesichts dieser Dimension der Aggression stellt sich die Frage immer drängender: Kann und darf die Nato solch horrende Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschheit mitten in Europa geschehen lassen, ohne aktiv einzugreifen? Noch versteift sich die atlantische Allianz auf die Position, ihr Charakter als Verteidigungsbündnis verbiete einen offenen militärischen Beistand für das Nato-Nichtmitglied Ukraine. Dabei ist inzwischen deutlich geworden, dass die gegen Russland verhängten westlichen Sanktionen zwar der russischen Wirtschaft heftig zusetzen, Putins mörderischen Feldzug jedoch kurzfristig nicht beenden können. [...] So hoch die Risiken einer Nato-Intervention tatsächlich sein mögen – gibt es irgendeine Garantie dafür, dass Putin nicht demnächst auch schon die indirekte Unterstützung des ukrainischen Verteidigungskriegs durch den Westen zum Vorwand nehmen wird, ihn zur Kriegspartei zu erklären und zu attackieren? Für den Fall der Lieferung westlicher Kampfjets an die Ukraine hat er das bereits angekündigt. Indem der Westen eine Intervention kategorisch ausschliesst, überlässt er dem Aggressor auch jetzt noch die volle Eskalationsdominanz und verurteilt sich zum Warten auf dessen nächsten grossen Schlag. Die mächtigste Waffe aber, die Putin gegen den Westen in der Hand hat, ist die Angst vor ihm.»



Hohe Kunst des Comebacks

Mit seinem völlig überraschenden Rücktritt vom Rücktritt düpiert Football-Legende Tom Brady, 44, die gesamte Sportwelt. Kann das gut gehen? Ja.

Rod Ackermann

War's ein Fehlstart, ein Missverständnis, ein cleverer Schachzug – oder ein bisschen von alledem? Wie auch immer: Thomas Edward Patrick «Tom» Brady, geboren 1977 in San Mateo (Kalifornien), dank seinem Gardemass von 193 Zentimetern Körperlänge, 102 ebenmässig verteilten Kilogramm Gewicht sowie blendendem Aussehen fleischgewordenes Idealbild des «All-American Boy», hat seiner langen Liste von Rekorde einen weiteren angefügt, jenen des schnellsten Rücktritts vom Rücktritt.

Am 1. Februar hatte der erfolgreichste Spieler der Geschichte des American Football, siebenfacher Super-Bowl-Gewinner und unumstrittenes Aushängeschild der teuersten Liga der Welt, nach 22 Saisons hingeschmissen. Das löste weit über seine Heimat hinaus ein gewaltiges Echo aus, gehört Brady doch zu jenen Heldenfiguren, die den alten Spruch vom «Amerika, du hast es besser» so hinreissend verkörpern. Auch und nicht zuletzt deshalb, weil seine Hautfarbe wie jene von Superman weiss ist. Überdies ist, um das Mass voll zu machen, der Quarterback mit der allerbesten Trefferquote mit einer der schönsten Frauen der Welt verheiratet, dem brasilianischen Ex-Model Gisele Bündchen. Ein Traumpaar.

Brutal hohe Verletzungsgefahr

Kaum waren Beifall und Lobreden verrauscht, bemerkte Brady, dass sein Platz «nicht auf den Tribünen, sondern auf dem Spielfeld» sei, wie er vergangenen Sonntag via Twitter mitteilte. So wird er nun eine weitere Saison mit den Tampa Bay Buccaneers anhängen. Nicht um mitzumachen, wohlgermerkt, sondern um zu siegen. Pikant allerdings, dass sein Vertrag mit dem Klub der Familie Glazer, der auch Manchester United gehört, in der Zwischenzeit gar nicht erst aufgelöst worden war.

Nie wird man wissen, was Brady im engsten Kreis von Angehörigen, Beratern und Vertragspartnern aushandelte, ehe er das Publikum mit

der Verkündung seines Comebacks beglückte. Schmerzte ihn das Playoff-Out gegen die Los Angeles Rams, die nachmaligen Super-Bowl-Gewinner? Fühlt er sich im hohen Football-Alter von 44 Lenzen – merke: vier Jahre älter als unser aller Roger Federer – noch immer imstande, allen Abnützungserscheinungen sowie der von seinem Sport brutal hohen Verletzungsgefahr zu trotzen? In einer Liga, wo die Karriere-



Strahlemann im Schutzhelm: Quarterback Brady.

dauer im Durchschnitt 3,3 Jahre währt und für Quarterbacks deren 4,4? Fürchtet Tom, der Siegertyp par excellence, nicht ein Schicksal wie ein Michael Jordan oder ein Muhammad Ali?

Jordan, der beste Basketballspieler der Geschichte und anbetungsvoll «His Airness» geheissen, seine Hoheit der Lüfte, hatte 1993 nach dem dreimaligen Gewinn des NBA-Meistertitels mit den Chicago Bulls sowie dem Olympiagold mit dem Dream Team in Barcelona als Dreissigjähriger seinen Rücktritt bekanntgegeben. Auf der Höhe seines Ruhms und im richtigen Augenblick, wie es damals unisono und mit einer Mischung von Anerkennung und Bedauern hiess. Einein-

halb Jahre und einen erfolglosen Abstecher im Baseball der unteren Ligen später war der fliegende Bulle von Chicago zurück, gewann drei weitere NBA-Titel und zog erneut den Vorhang. Seine Air-Jordan-Schuhe verkauften sich inzwischen millionenfach, «MJ» war zur Weltmarke geworden.

Wäre das die vermutlich letzte Gelegenheit zum endgültigen Abtreten gewesen, weil die Sprungkraft Mitte der Dreissig nachlässt und in den Gelenken allmählich das Knirschen einsetzt, so liess Jordans Drang zum Erfolg ein Wegbleiben im Kopf nicht zu. Er versuchte nach abermaliger Kunstpause als 38-Jähriger mit den Washington Wizards ein weiteres Comeback, doch es war das Comeback zu viel.

Unter Denkmalschutz

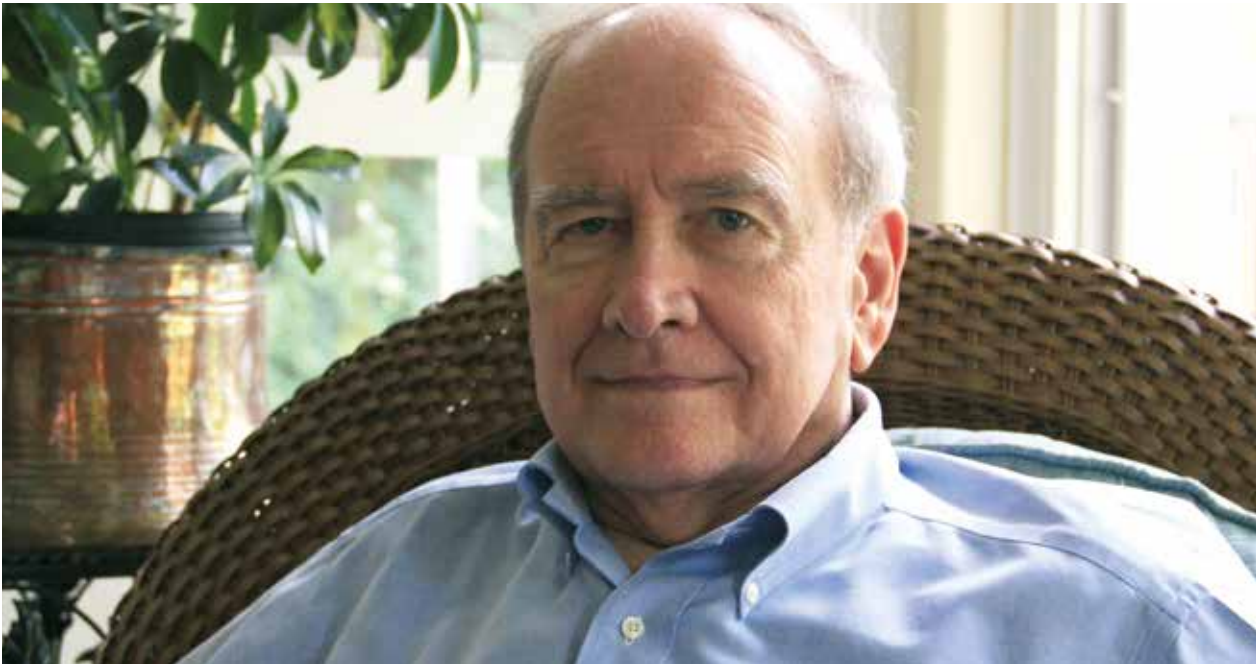
Im Boxen heisst dies entsprechend «der Kampf zu viel». Das musste zum Leidwesen der halben Welt auch Muhammad Ali erfahren, als er an einem Herbstabend 1980 in Las Vegas gegen Larry Holmes zum Fight um den vakanten Weltmeistertitel im Schwergewicht antrat. Das Haar vorsorglich nachgeschwärzt, körperlich jedoch sichtlich überfordert, hielt sich «The Greatest» zehn Runden lang auf den Füßen, ehe sein Trainer barmherzigerweise das Handtuch warf. Alis zahlreiche Entourage stob augenblicklich auseinander, zu einem allerallerletzten Kampf vierzehn Monate später erschienen nur noch die wenigsten Getreuen, das «Drama in Bahama» endete für den knapp Vierzigjährigen mit einer Punktniederlage.

Einigermassen gefahrlos lässt sich darauf wetten, dass sich Tom Brady, der Strahlemann im Schutzhelm, mit gewohnter Souveränität aus der Affäre ziehen wird. In seiner voraussichtlich letzten Spielzeit steht er ja quasi unter Denkmalschutz, was den Eroberungszug in Richtung eines achten Super-Bowl-Triumphs erleichtern dürfte. Zu einem Happy End nach Muster von Superman und als Musterbeispiel für die hohe Kunst des Comebacks.

«Putins Russland bleibt nicht viel Zeit»

Russlands Präsident habe sich in sowjetischer Manier verzockt, sagt Yale-Historiker John Lewis Gaddis. Bei der Planung der Post-Putin-Ära müsse der Westen aus seinen Fehlern lernen.

Urs Gehriger



«Putin hat sein Land und Volk in eine unhaltbare Lage gebracht»: Forscher Gaddis.

Panzerkrieg in Europa, Atomraketen in Alarmbereitschaft, Run auf Jodtabletten. Mit Putins Überfall auf die Ukraine kehren Bilder und Begriffe aus einer längst vergessenen Epoche zurück in den Alltag. Und mit ihnen die Angst vor einem thermonuklearen Super-GAU. Wie ist die Brisanz der Lage einzuordnen? John Lewis Gaddis, führender Forscher über den Kalten Krieg, ist überzeugt, dass Putin mit dem Überfall das Ende seiner Ära eingeläutet hat. Die Gründe dafür sieht der Yale-Professor in einer autoritären Denkweise und Herrschaftsstruktur, wie sie auch in der Sowjetzeit vorherrschten. Ähnlich wie einst bei den Granden der KPdSU führe Putins Abgeschiedenheit an der Spitze zum Verlust an gesundem Menschenverstand. Mitverantwortlich für den entflammten Konflikt sieht er auch den Westen, der es verpasst habe, Russland nach dem Kalten Krieg sicherheitspolitisch einzubinden. Aus den Fehlern im Umgang mit Russland müsse der Westen lernen, wenn es gelte, die Post-Putin-Ära zu gestalten.

Weltwoche: Seit mehreren Jahren ist von einem neuen «kalten Krieg» die Rede. Professor Gaddis, ist der Begriff «kalter Krieg» in Bezug auf die Spannungen zwischen dem Westen und Russland tatsächlich zutreffend? Und stehen wir jetzt nach Putins Invasion in der Ukraine am Rande eines «dritten Weltkriegs», wie Apokalyptiker warnen?

John Lewis Gaddis: Der Konflikt zwischen dem Westen und Russland passt nicht in das Muster des Kalten Krieges, wie wir ihn 1949 bis 1991 erlebt haben. Und wir stehen meines Erachtens nicht an der Schwelle zu einem dritten Weltkrieg. Wir können den Angriff auf die Ukraine einordnen, wenn wir ihn mit den russischen Invasionen in benachbarten Regionen vergleichen. Russland hat in der Zeit des Kalten Krieges zwei grosse Invasionen in Zentral-europa durchgeführt. Die eine in Ungarn nach den Budapester Aufständen von 1956. Die andere in der Tschechoslowakei im Jahr 1968. Das Neue am Ukraine-Krieg ist die Inkompetenz der Russen. Als sie in Ungarn und der Tschecho-

slowakei einmarschierten, taten sie dies zumindest recht effizient und hatten die Lage innerhalb von ein oder zwei Tagen unter Kontrolle. In der Ukraine geschieht etwas völlig anderes. Sie haben sich in einem Land verstrickt, das im Grunde ein neues und näher gelegenes «Afghanistan» ist, wie mir scheint, oder noch schlimmer.

Weltwoche: Kürzlich machten Sie in einem Interview folgende interessante Beobachtung: Obwohl die Aussicht auf eine Mitgliedschaft der Ukraine in der Nato stets äusserst unwahrscheinlich gewesen sei, habe sie Putin «als fabrizierte Ausrede» instrumentalisiert, um sein angestrebtes Ziel zu erreichen, die Wiederherstellung des alten russischen Grossreiches. Sie verglichen Putins Überfall auf die Ukraine mit jenem Hitlers auf die Tschechoslowakei, der «die Anwesenheit deutschsprachiger Sudeten als Rechtfertigung für die Übernahme dieses Landes 1938 benutzt hat». Können Sie uns erklären, worauf Sie mit diesem Vergleich hinauswollen?

Gaddis: Es ging mir um den historischen Kontext, in welchem diese Überfälle stattgefunden haben. Ich wollte darauf hinweisen, dass der Westen und insbesondere die Amerikaner eine gewisse Verantwortung für die aktuelle Situation tragen, da sie nach dem Ende des Kalten Krieges eine neue Sicherheitsordnung herbeigeführt haben, die die Russen faktisch ausschliesst. Frühere Neuordnungen nach grossen Kriegen, ob heiss oder kalt, lassen sich in zwei Kategorien einteilen: diejenigen, die ehemalige Gegner schnell einschlossen und versuchten, sie zu beruhigen und in ein neues System einzubinden. Und diejenigen, die ehemalige Gegner ausschlossen. Zu den Regelungen, die ehemalige Gegner einschlossen, gehörten die Regelungen nach 1815, nach den Napoleonischen Kriegen, und natürlich die Regelung nach dem Zweiten Weltkrieg 1945. Beide Regelungen erwiesen sich durch die Einbeziehung ehemaliger Gegner als sehr dauerhaft und sehr widerstandsfähig. Das Abkommen von Versailles 1919 nach dem Ersten Weltkrieg schloss ehemalige Gegner aus. Sowjetrußland als auch der Weimarer Republik wurde ein Frieden aufgezwungen. Wie wir wissen, dauerte dieser Frieden nur zwei Jahrzehnte. Ich vertrat früh

«Wir waren in der Tat nicht sehr weitsichtig bei der Regelung der Lage nach dem Kalten Krieg.»

die Auffassung, dass die Ausdehnung der Nato zunächst nach Polen, in die Tschechoslowakei und nach Ungarn, später bis an die Grenzen Russlands, gegen den Willen der Russen, in der Tat zu Problemen führen würde.

Weltwoche: Sie stehen damit in der Tradition von George F. Kennan, dem geistigen Vater der amerikanischen Containment-Politik während des Kalten Krieges, über den sie eine Biografie geschrieben haben, die mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet wurde. Kennan bezeichnete die Erweiterung der Nato nach Mitteleuropa als «den verhängnisvollsten Fehler der amerikanischen Politik in der gesamten Ära nach dem Kalten Krieg».

Gaddis: Wir waren in der Tat nicht sehr weitsichtig bei der Regelung der Lage nach dem Kalten Krieg. Aber lassen Sie mich klar und deutlich festhalten, dass dies in keiner Weise rechtfertigt, was Putin in der Ukraine jetzt tut. Auch für Kritiker des Versailler Vertrags war es bis in die späten 1930er Jahre durchaus möglich, diesen Vertrag zu kritisieren, ohne gleichzeitig Hitlers Annexion des Rheinlands, Österreichs und schliesslich der Tschechoslowakei zu verteidigen. Das sind zwei verschiedene Dinge. Ich denke, diese Unterscheidung muss man machen.

Weltwoche: Drehen wir die Uhr dreissig Jahre zurück. Die Sowjetunion zerfällt. Die



«Die Mission war 1991 erfüllt»: Staatschefs Gorbatschow (l.) und Reagan.

Nato sieht sich mit den dringenden Beitritts-gesuchen zunächst Polens, Tschechiens und Ungarns und dann mit solchen von weiteren mitteleuropäischen Staaten konfrontiert. Diese Staaten hatten vier Jahrzehnte lang unter dem Joch der Sowjets gelitten, sie trauen Russland nicht und suchen eine Rückversicherung durch den Westen. Hätte die Nato ihre Sicherheitsbedürfnisse in den Wind schlagen sollen?

Gaddis: Ganz und gar nicht. Meine Frage ist nur, ob die Nato das beste Instrument war, um mit diesen Sicherheitsbedürfnissen umzugehen. Die Nato war während des Kalten Krieges ein Mittel zu einem grösseren Zweck: die Eindämmung der Sowjetunion. Die Mission war 1991 erfüllt. Die Sowjetunion existierte nicht mehr. Die Nato als Organisation fortzuführen, bedeutet meines Erachtens, an einem Prozess festzuhalten, ohne seinen Zweck zu definieren.

Weltwoche: Eine populäre Meinung lautet, dass Russland nach dem Ende des Kalten Krieges ausgeschlossen worden sei. Historische Fakten belegen das Gegenteil. In der Charta von Paris für die Schaffung einer neuen friedlichen Ordnung in Europa 1990 war Russland substanzieller Teil. Im Budapester Memorandum 1994 sagten die Ukraine, Weissrussland und Kasachstan zu, auf ihre Atomwaffen aus der Sowjetzeit zu verzichten und sie an Russland zu übergeben – ein enormer Vertrauensbeweis gegenüber den Russen. 1996 wurde Russland in den Europarat aufgenommen. 1998 nahm die G-7 der bedeutendsten Industrienationen Russland – obwohl ein wirtschaftlicher Zwergstaat – in ihrem Kreis auf. 2011 öffnete die Welthandelsorganisation (WTO) ihre Türen für Russland. Kurzum, während zweier Jahrzehnte zeigte der Westen tatkräftig Bereitschaft, Russland als integralen Teil einer neuen Weltordnung einzubinden. Was mehr hätte man tun sollen?

Gaddis: Ich bin der Überzeugung, dass die Nato während des Kalten Krieges äusserst nützlich war. Es wäre eine sehr gute Idee gewesen, eine Sicherheitsstruktur (auf den Fundamenten der Nato, d. Red.) – vielleicht unter einem neuen Namen – aufzubauen, welche die Sicherheit der Länder nach dem Kalten Krieg gewährleistet hätte. Ich war sogar der Meinung, dass diese neue Sicherheitsarchitektur auf ganz Osteuropa hätte ausgedehnt werden sollen, mit einem Angebot an die Russen selbst, sich der Organisation anzuschliessen. So, wie Frankreich nach dem Sturz Napoleons eingeladen worden war, dem Konzert von Europa beizutreten, und so, wie nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl die Bundesrepublik Deutschland und Japan eingeladen wurden, sich den westlichen Sicherheitsstrukturen anzuschliessen. Ich denke, das hätte man tun sollen. Ich wiederhole, das soll keine Rechtfertigung für das sein, was Putin jetzt getan hat. Der Krieg in der Ukraine ist völlig unentschuldig. Meiner Meinung ist damit das Ende von Putins Regentschaft eingeläutet. Ich denke, dass Putin als Folge dieser Tat recht bald nicht mehr an der Macht sein wird.

Weltwoche: Offensichtlich läuft Putins Krieg nicht nach Plan. In einem Interview der *Weltwoche* sagte US-General Petraeus letzte Woche, Putin habe sich in der Ukraine «komplett verrechnet». Russlands Streitkräfte offenbaren vor der ganzen Welt eklatante Schwächen. Da fragt man sich, ob Putins Untergebene Angst hatten, ihm die Wahrheit über die Fähigkeiten seiner Armee zu sagen.

Gaddis: Ich hatte immer den grössten Respekt vor dem, was General Petraeus sagt. Ich habe dieses Interview gelesen und denke, dass er in dieser Sache absolut recht hat. Ich würde noch ein paar Punkte ergänzen: Auf dem Schlachtfeld in der Ukraine stellt sich heraus, wie zentralisiert die Kommandostrukturen

innerhalb der russischen Armee organisiert sind. Es ist nicht möglich, dass Einheiten auf niedrigeren Rängen etwas tun, ohne die höchste Instanz zu konsultieren, das führt zu einem schwerfälligen Prozess. Dies ist ein Merkmal des Autoritarismus. In einem autoritären Regime wird nicht delegiert. Aber wenn der Mann an der Spitze alles entwerfen muss, dann ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass ihm nur gesagt wird, was er hören will. Es steht für mich ausser Frage, dass dies in Russland derzeit der Fall ist.

Weltwoche: Glauben Sie, dass Putin von seiner Führungsspitze über den Zustand seiner Armee getäuscht wurde?

Gaddis: Das Bild, das wir von diesem kleinen Mann haben, der am Ende eines sehr, sehr langen Tisches sitzt, während seine Berater eine Viertelmeile entfernt platziert sind und ihm Ratschläge erteilen, ist eine visuelle Darstellung des Autoritarismus, wie wir ihn in der jüngsten Vergangenheit noch nie erlebt haben. Autoritarismus ist auf Dauer eine sehr fragile Regierungsform, weil sie den Herrscher von der Realität abkoppelt. Auch deshalb, weil es in einem autoritären System so etwas wie eine geordnete Nachfolge nicht geben kann. Autoritäre Herrscher können keine Nachfolger benennen, weil diese sofort zu Rivalen werden würden. Ein autoritäres System bleibt so lange an seinem gegenwärtigen Führer hängen, bis dieser alt, senil oder schwach wird und schliesslich stirbt.

Weltwoche: Das erinnert in der Tat an die Sowjetunion.

Gaddis: Wir haben so etwas in der Sowjetunion in der ersten Hälfte der achtziger Jahre ausgeprägt erlebt, als man sich fragte, ob die Sowjetführer noch lebten oder nicht. Das ist es, wohin Autoritarismus führt. Das kann in Russland geschehen, das kann auch in China unter der neuen Herrschaft von Xi Jinping geschehen. Und das ist der Grund, warum der Autoritarismus auf Dauer keine starke Regierungsform ist.

Weltwoche: Der Kalte Krieg war geprägt vom «Gleichgewicht des Schreckens». Jede Seite wusste, dass der Druck auf den Atomknopf den eigenen Untergang bedeuten würde. Trotzdem stand die atomare Drohung stets im



«Möglichkeit einer Eskalation»: Obama (l.) und Putin.

Raum. Wie viel hing in dieser Zeit von Bluff ab? Blufft Putin, wenn er jetzt mit dem Einsatz von Atomwaffen droht?

Gaddis: Während des Kalten Krieges wurde in erheblichem Masse geblufft. Tatsächlich bestand die gesamte Strategie darin, die Bluffs als Bluffs zu belassen und sie nicht in die Tat umzusetzen. Das war die Logik der Doktrin der «gegenseitigen garantierten Zerstörung». Alles, was Putin neulich getan hat, war, über die Möglichkeit einer Eskalation bis hin zum Einsatz von Waffen zu sprechen. Er behauptete,

«Im Kreml müssen sie sich fragen, wie lange sie noch wollen, dass dieser Inkompetente das Land führt.»

er habe seine Streitkräfte in Alarmbereitschaft versetzt. Ich bin kein Experte auf diesem Gebiet, aber mein Eindruck ist, dass es sich eher um eine rhetorische als um eine tatsächliche Alarmierung handelte.

Weltwoche: Im Kalten Krieg geriet die Welt mehrmals an den Rand des Nuklearkriegs. Gab es dabei vergleichbare Situationen einer öffentlichen Drohung mit Atomwaffen, wie sie Putin geäussert hat?

Gaddis: Das letzte Mal, dass etwas Ähnliches geschah, war 1973, zur Zeit des arabisch-israelischen Kriegs. US-Präsident Nixon befand sich auf dem Höhepunkt der Watergate-Krise und war selbst nicht in der Lage, Entscheidungen zu treffen, woraufhin sein Nationaler Sicherheitsberater, Henry Kissinger, den nuklearen Alarm ausrief. Das war ein echter Alarm. Es handelte sich tatsächlich um die Verlegung von Streitkräften. Das war den Russen sofort klar. Die Russen nahmen sofort ihre Drohung zurück, selbst einzugreifen und den arabisch-israelischen Streit zu regeln. Das Ganze dauerte aber nur etwa einen Tag lang. Ich habe keinen Be-

weis dafür gesehen, dass Putins jüngste Drohung etwas Ähnliches war.

Weltwoche: In Ihrem Buch «On Grand Strategy» haben Sie hochriskante Operationen von grossen Herrschern analysiert: Cäsar beim Überschreiten des Rubikon, Hitler vor den Toren Moskaus oder Lyndon B. Johnson in Vietnam. All diese Führer waren von ihren früheren taktischen Erfolgen geblendet und endeten schliesslich gedemütigt oder im Tod. Steht Putins Krieg gegen die Ukraine in der Tradition solcher Fehleinschätzungen?

Gaddis: Ja, ich denke schon. In dem Buch stelle ich fest, dass es sich mit dem gesunden Menschenverstand verhält wie mit Sauerstoff: Er wird dünner, je höher man aufsteigt. Ein Antrieb, in immer grössere Höhen aufzusteigen, ist militärischer Erfolg. Das war der Fall bei Xerxes von Persien, das war der Fall bei Napoleon. Ich denke, dass dies auch bei Putin so ist. Er hat einige ziemlich billige Erfolge erzielt, wenn man bedenkt, dass er einen Teil Georgiens abgezwickelt hat, ohne dass er dafür irgendwelche Vergeltungsmassnahmen in Kauf nehmen musste, und dass er die Krim ohne grosse Reaktion des Westens erobert hat.

Weltwoche: Der einfache Erfolg und der mangelnde Widerstand des Westens führten zur Selbstüberschätzung?

Gaddis: Ich habe den Eindruck, dass Putin sich gesagt hat: «Warum kann ich nicht das Gleiche mit der Ukraine machen?» Der gesunde Menschenverstand würde ihm sagen, dass die Ukraine etwas ganz anderes sei als die Krim oder zwei Provinzen in Georgien. Die Ukraine ist, territorial gesehen, einer der grössten Staaten in Europa. Zu meinen, die Eroberung der Ukraine sei ein Kinderspiel, man könne das in 24 oder 48 Stunden schaffen, zeugt meiner Meinung nach von einem völligen Mangel an gesundem Menschenverstand.



Weltwoche: Putin hat vor dem Krieg dem Westen drei Bedingungen gestellt: Erstens, die Nato dürfe kein neues Mitglied aufnehmen. Zweitens, Entmilitarisierung entlang der russischen Grenzen. Drittens, zurück zum Zustand der Nato-Russland-Grundakte von 1997. Das heisst Rückbildung der gesamten Nato-Ost-erweiterung. Das scheint völlig illusorisch.

Gaddis: Ja, natürlich, das ist völlig unrealistisch. Es ist umso unrealistischer, als Putin noch nicht die militärischen Siege errungen hat, die entsprechende Forderungen möglich machen würden.

Weltwoche: Wie könnte ein mögliches Ende des Kriegs aussehen, das es allen Parteien erlaubt, das Gesicht zu wahren?

Gaddis: Das ist schwer zu sagen, aber es gibt einige Dinge, die offensichtlich erfüllt werden müssen. Die erste und oberste Priorität ist ein Waffenstillstand, um die Gewalt zu beenden und die humanitären Gräueltaten zu stoppen. Eine zweite Bedingung ist meines Erachtens ein Rückzug der russischen Streitkräfte aus der Ukraine, wobei vielleicht der Verbleib der Krim bei Russland in Betracht gezogen werden sollte. Die Krim ist ja zu 90 Prozent russisch, und der Westen hat die Okkupation 2014 de facto geduldet. Über die Donbass-Provinzen müsste man verhandeln, aber ich denke, dass sie nicht automatisch in Russland eingegliedert werden würden. Meines Erachtens müssten sich Russland und die Ukraine gegenseitig zusichern, dass sie die Souveränität des jeweils anderen Staates respektieren. Das ist eine grosse Herausforderung, und es ist vielleicht nicht möglich, all dies mit Putin zu erreichen, aber ich denke, es sollte auf der Tagesordnung für eine Ära nach Putin stehen.

Weltwoche: George Kennan hat bereits 1947 vorausgesagt, dass die Sowjetunion nicht durch einen Krieg, sondern durch innere Widersprüche zusammenbrechen würde. Er hatte absolut recht, aber es dauerte viel länger, als er dachte. Wie gross sind die Chancen, dass für Putins Russland aufgrund von innerem Widerstand und von Krisen das Ende naht? Und wie lange könnte es dauern, bis es so weit ist?

Gaddis: Ich glaube nicht, dass Putins Russland noch viel Zeit bleibt. Meines Erachtens hat Putin sein Land und Volk in eine unhaltbare Lage gebracht. Zum einen durch das, was Russland sich in der Ukraine selbst angetan hat und wofür es vom Rest der Welt fast durchgängig verurteilt wird, zum anderen durch die von ihm ausgelösten beispiellosen Sanktionen, die das Land stark unter Druck setzen werden. Die Verantwortlichen im Kreml müssen sich meines Erachtens fragen, wie lange sie noch wollen, dass dieser Inkompetente das Land führt. Letztlich wird das russische Volk ein Wörtchen mitzureden haben. Sehr vorsichtige Schätzungen gehen von 3000 bis 5000 toten russischen Soldaten allein in den ersten beiden Wochen dieses

Krieges aus. Das ist eine ausserordentlich hohe Zahl von Opfern. Es gibt keine Möglichkeit, das zu vertuschen. Wenn die Leichen auf den russischen Friedhöfen im ganzen Land beerdigt werden müssen, wird das in der Tat die Menschen kräftig aufwühlen.

Weltwoche: Sie haben von den Fehlern gesprochen, die der Westen nach dem Kalten Krieg gegenüber Russland begangen hat. Was muss beim Aufbau einer neuen Sicherheitsordnung berücksichtigt werden, damit Europa nicht wieder in eine blutige Konfrontation gerät?

Gaddis: Ich bin der Meinung, dass es nicht mehr lange dauern wird, bis wir konkret über eine Post-Putin-Ära nachdenken müssen. Wir sollten uns folgende Fragen stellen: Sollen wir

Zeigen Sie Printeresse?



die Nato einfach weiter ausbauen? Sollen wir Kasachstan in die Nato aufnehmen? Sollen wir die Mongolei in die Nato aufnehmen? Was ist der Endpunkt dieser Entwicklung? Wäre es nicht besser, die gesamte Sicherheitsarchitektur zu überdenken? Wir sollten uns vor Augen führen, wofür die Nato historisch gedacht war, und innovativ für eine neue Ära planen. Eine neue Ära, in der wir Russland miteinbeziehen und allen Parteien vernünftige Zusicherungen garantieren. Was mir vorschwebt, ist eine Struktur des Friedens und der Sicherheit für den gesamten eurasischen Raum vom Atlantik bis nach Wladiwostok. Ich denke, das ist es, was wir letztendlich anstreben sollten.

John Lewis Gaddis, 80, zählt zu den führenden Forschern über den Kalten Krieg. Sein Buch «Der Kalte Krieg: Eine neue Geschichte» gilt als Standardwerk. Für seine 2011 erschienene Biografie «George F. Kennan: An American Life» wurde er mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet. Seit 1997 unterrichtet er an der Yale University Militär- und Marinegeschichte.



INSIDE WASHINGTON Fake News über Sexualkundeverbot

Eine dunkle Wolke hängt über dem Sonnenschein-Staat Florida. Sie droht, den Tourismus in South Beach auszu-rotten und bei den Männern wieder Jeansshorts in Mode zu bringen. Floridas Republikaner haben ein Gesetz verabschiedet, das Gouverneur Ron DeSantis zu unterschreiben gedenkt und das laut den Mainstream-Medien ein elftes Gebot formuliert: «Du sollst nicht <schwul> sagen.»

Die Zeitschrift *Time* berichtet: «Florida hat das <Sag nicht ‚schwul‘>-Gesetz verabschiedet.» CBS News tönt: «Floridas Parlament verabschiedet kontroverses <Sag nicht ‚schwul‘>-Gesetz.» Auf der anderen Seite des grossen Teichs teilt BBC News den Zuschauern mit: «<Sag nicht ‚schwul‘>-Gesetz wird von Floridas Senat verabschiedet.» Und so weiter und so fort. Dumm nur für die Medien, dass das Gesetz etwas ganz anderes besagt. Es verbietet Sexualkunde, inklusive «Anweisungen» über Homosexualität und Transgenderthemen, vom Kindergarten bis zur dritten Klasse. Danach haben Floridas öffentliche Schulen nicht eigenen, sondern den staatlichen Richtlinien zu folgen.

Doch die Medien möchten ihre Deutung durchsetzen und Wahlen beeinflussen. Die Linken waren entsetzt, als sie in der Wahlnacht 2020 erfuhren, dass laut Wahltagsumfragen Präsident Trump seine Popularität bei LGBT-Wählerinnen und -Wählern von 14 Prozent im Jahr 2016 auf 27 Prozent praktisch verdoppelt hatte. Allzu sehr erstaunen dürfte sie das allerdings nicht: Schliesslich ist und bleibt seine Lieblingstanznummer und der Publikumsrenner bei seinen «Make America Great Again»-Auftritten der Discokracher «Y. M. C. A.» der Village People. In einem Podcast letzte Woche sagte Trump ganz verwundert: «Haben Sie so was schon gehört? Man nennt es die schwule Nationalhymne.»

Amy Holmes

Willkommenskultur ohne Plan

Bundesrätin Keller-Sutter lässt sich beim Asylansturm aus der Ukraine von Emotionen leiten. Eine Idee, wie der Andrang zu bewältigen ist, liegt nicht vor.

Marcel Odermatt

Karin Keller-Sutter punktet dieser Tage gleich mehrmals im linken Lager. Zuerst gab die Justizministerin zur Freude von SP und Grünen bekannt, sie unterstütze «eine Verschärfung der Massnahmen gegenüber Russland». Dann liess sie die Nachricht streuen, dass sie ein Verbot von Nazisymbolen prüfen wolle. Und das, obwohl der Bundesrat erst gerade das Gegenteil beschlossen hatte.

Bei den Ukraine-Flüchtlingen glaubt die Freisinnige jetzt endgültig, dass ihre grosse Stunde schlägt. Mit einer Serie von Auftritten positioniert sich die ehemalige St. Galler Regierungsrätin – damals bekannt als stets nüchtern und besonnen auftretende Politikerin in Sicherheits- und Asylfragen – als eine von Emotionen geleitete Volksvertreterin.

Mit ihren Gefühlswallungen kaschiert die Asylministerin, dass der Bund in der grössten Flüchtlingskrise seit Jahrzehnten planlos unterwegs ist. Es gibt kein Konzept, ausser dass sich das Land solidarisch verhält – mit den Flüchtlingen und den Erwartungen der EU.

Dabei wäre es zwingend erforderlich, dass statt verständlicher Gefühle auch Realitätsbewusstsein wieder ins Zentrum der Entscheidungen rückt. Denn die Auswirkungen der Beschlüsse, die jetzt von Keller-Sutter gefällt werden, sind enorm.

Zweiklassengesellschaft im Asylwesen

Für die Menschen aus dem Kriegsland hat der Bundesrat den Schutzstatus «S» aktiviert. Die vertriebenen Menschen werden mit diesem Label bessergestellt als Personen, die wegen der Personenfreizügigkeit in die Schweiz kommen.

Ab dem ersten Tag können sie Sozialhilfe beziehen oder – falls gewünscht – einen Job suchen und arbeiten. Jederzeit dürfen sie Familienmitglieder in die Schweiz holen. Nach fünf Jahren erhalten sie eine Aufenthaltsbewilligung B. Gleichzeitig erleichtert ihnen der Bund die «soziale und berufliche Integration», wie das Staatssekretariat für Migration (SEM) schreibt.

Trotz dieses Angebots rechnen Keller-Sutter und das SEM damit, dass viele der Ukrainerin-

Bern

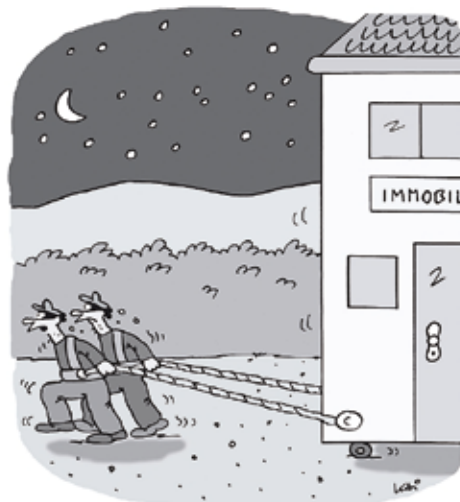
nen – siebzig Prozent der Angekommenen sind Frauen – wieder in ihre Heimat zurückkehren wollen. Aber ist das realistisch?

Schon vor dem russischen Angriff war die Ukraine ein dysfunktionaler Staat – mit hoher Korruption, Gewalt und einer Wirtschaftsleistung, die nur 30 Prozent des EU-Durchschnittes erreicht. Nun kommt noch die Zerstörung durch den Krieg dazu, die das Leben

Es ist anzunehmen, dass wie nach dem Jugoslawienkrieg viele Menschen hierbleiben werden.

weiter erschwert und unattraktiver macht. Es ist also anzunehmen, dass, wie nach dem Jugoslawienkrieg in den neunziger Jahren, viele dieser Menschen hierbleiben werden.

Seit dem 12. März herrscht zudem eine Zweiklassengesellschaft im Asylwesen. Hier die Ukrainerinnen und Ukrainer, die mit offenen Armen empfangen werden. Auf der anderen Seite alle anderen Schutzsuchenden, die viele Jahre warten müssen, bis sie ähnliche Privilegien erhalten.



4 Zu dumm - seitdem die Leute kaum noch Bargeld haben... 4

Das sorgt bereits für Unmut. Philipp Kutter, Stadtpräsident von Wädenswil und Zürcher Mitte-Nationalrat: «Es sind Leute an mich herangetreten, die einforderten, dass ukrainische Flüchtlinge eine besondere Unterstützung bei der Bewältigung des Alltags erhalten. Ich erklärte, das sei nicht machbar, weil wir so Asylsuchende aus anderen Ländern schlechter behandeln würden.» Das Ziel müsse sein, dass sich alle Schutzsuchenden gleichbehandelt fühlten.

Auf dünnem Eis

Die Schweiz befindet sich tatsächlich auf dünnem Eis. Auch wenn es im Bundeshaus niemand offen ausspricht, spielt die unterschiedliche kulturell-religiöse Prägung zwischen den jetzt aus der Ukraine fliehenden und den restlichen Zuwanderern bei dieser Privilegierung eine Rolle. Nun kommen mehrheitlich Frauen und Kinder, in den letzten Jahren waren es viele junge Männer, die Asyl verlangten. Diese Flüchtlinge kommen aus Europa, die anderen stammen oft aus Afrika und dem Nahen Osten.

Wenigstens beim SEM macht man aus diesen nicht unproblematischen Unterschieden keinen Hehl. Bei den Asylbewerbern aus Syrien oder Afghanistan stehe die «Hilfe vor Ort im Vordergrund – aber bedrohte Personen könnten selbstverständlich ein Asylgesuch in der Schweiz stellen».

Die Umstände der Ukrainer sind für das SEM nicht vergleichbar: «Bei der Ukraine ist die Situation ganz anders. Ein europäisches Land wurde überfallen, es herrscht Krieg.» Wahrscheinlich, dass Personen beispielsweise aus Syrien durchaus den Eindruck haben, dass sie ebenfalls ein kriegsversehrtes Land verlassen haben. Verständlicherweise kommt von der linken Seite bereits die Forderung, das Asylsystem solle angepasst werden, das Beispiel des Umgangs mit den Ukrainern müsse Schule machen.

Kein Plan oder Konzept, dafür viele Emotionen von Keller-Sutter und ihren Leuten. Damit mögen sich kurzfristig die Bürger zufrieden geben. Doch über kurz oder lang wird das nicht reichen. Zu viel steht auf dem Spiel.

Ein Unglück kommt immer allein

Es bestätigt sich die alte Regel, dass in den Medien nie Platz für zwei gleichzeitige Katastrophen ist.



Eine historische Frage zum Einstieg. Wann haben Sie das letzte Mal einen dieser unzähligen Artikel gelesen, wonach die Klimakatastrophe die Menschheit demnächst in die Apokalypse stürzt?

Ist lange her, es dürfte so gegen Ende 2019 gewesen sein. Seitdem gibt es in den Medien keine Klimakatastrophe mehr. Ihre Ikone Greta Thunberg schafft es gerade noch knapp in die Kurzmeldungen, wenn sie vor der russischen Botschaft in Stockholm gegen den Ukraine-Krieg demonstriert.

Ähnlich wie Greta Thunberg erging es auch dem Coronavirus. Auch es ist weg. Es gibt zwar in der Schweiz über 30 000 gemeldete Neuinfektionen pro Tag, aber das löst auf den Redaktionen nur noch ein Gähnen aus.

Als vor einem Jahr die Zahl der Neuinfektionen noch bei 1500 pro Tag lag, waren die Medien hingegen im Panikmodus. «Kommt die dritte Welle?», alarmierte damals der *Blick*. «Kommt der dritte Weltkrieg?», alarmiert heute der *Blick*.

Eine neue Katastrophe ist der Tod der bestehenden Katastrophe. Das ist in den Medien die bewährte Branchenregel.

Gut konnte man das zuletzt beim Schweizer Fernsehen verfolgen. Seit zwei Jahren hielten hier die Virologen und Epidemiologen den Bildschirm besetzt, allgegenwärtig von der Frühauflage der «Tagesschau» bis zu den abendlichen «Arena» und «10 vor 10». Die Pandemieprominenz hiess Althaus und Eckerle und Salathé, und sie wurde uns vertraut wie Familienmitglieder.

Sie sind wie weggeblasen. Stattdessen sitzen in ihren Stühlen nun irgendwelche «Sicher-

heitsexperten» und «Osteuropa-Experten», deren Namen wir bisher noch nie gehört haben. Aber man muss nach vorne blicken und nicht zurück. Immer wenn die alten Katastrophen von neuen Katastrophen vertrieben werden, dann verschwinden auch die Gesichter vergangener Katastrophen.

Der Tübinger Medienprofessor Bernhard Pörksen hat diese Mechanik schön auf den Punkt gebracht. Er sagt: «Wir leiden an einer Überdosis Weltgeschehen.»

Das Weltgeschehen ist in den Medien allerdings stets nur eindimensional definiert. Es gibt immer nur ein grosses Thema, das alle anderen Themen überdeckt.

Zwei grosse Themen zur gleichen Zeit widersprechen der Ökonomie der Aufmerksamkeit, weil man die rare Ressource der Aufmerksam-

Als im Frühjahr 2020 Corona begann, war Greta Thunberg blitzartig weg vom Fenster. Das Virus übernahm.

keit nicht mit zwei parallelen Botschaften strapazieren darf. In den Schlagzeilen ist darum nie Platz für zwei gleichzeitige Katastrophen. Die eine Katastrophe muss dann weichen.

Corona musste zuletzt der Ukraine weichen. Es war der typische Verdrängungswettbewerb der Krisen, der für die jüngere Medien-geschichte typisch ist.

Beginnen wir im Sommer 2015. Als damals die Flüchtlingskrise losbrach, erlebte man den Rudeljournalismus in Reinkultur. Es gab nur noch eine einzige Story, *refugees welcome*.

Die vereinigten Journalisten sahen sich als Katastrophenhelfer und forderten von den Bürgern die grenzenlose Willkommenskultur – was natürlich nicht geschah.

Ende 2016 hatten die Zuwanderer über Nacht ausgedient. Denn in den USA war Donald Trump Präsident geworden. Wieder dominierte nun nur ein Thema noch die Schlagzeilen, die Katastrophe des Lügenbarons im Weissen Haus. Diesmal sagten die Medien unisono den Untergang der Demokratie in den USA voraus – was natürlich nicht geschah.

Nach knapp zwei Jahren hatte sich das tägliche Grauen über Trump totgelaufen. Im Herbst 2018 begann darum schlagartig die Klimakatastrophe die Sendungen und Spalten zu dominieren, befeuert von einer Solidarisierung der Journalisten mit den Aktivistinnen von «Fridays for Future». Ein Teenager aus Schweden, jubelten die Medien, werde «die Welt retten» – was natürlich nicht geschah.

Als dann im Frühjahr 2020 Corona begann, war Greta Thunberg blitzartig weg vom Fenster. Das Virus übernahm. Es folgte die grösste Katastrophenkampagne, welche die weltweiten Medien jemals orchestriert hatten. Die meisten sagten voraus, dass die Pandemie die Welt für immer und vollkommen verändern werde – was natürlich nicht geschah.

Es ist aus der Systematik der Medienbranche darum nicht erstaunlich, wie schnell ihr Interesse an Corona erlosch, als der Krieg in der Ukraine begann. Es bestätigte sich nur ihre alte Regel, wonach es nie zwei Katastrophen zur gleichen Zeit geben darf.

Ein Unglück kommt immer allein.

Wie abhängig ist Europa vom russischen Gas?

Bisher war es ein Naturgesetz, dass Russland seine Gaslieferverträge einhält. Ohne gute Beziehungen zum Produzenten Gazprom wird es schwierig.

Heiko Lohmann

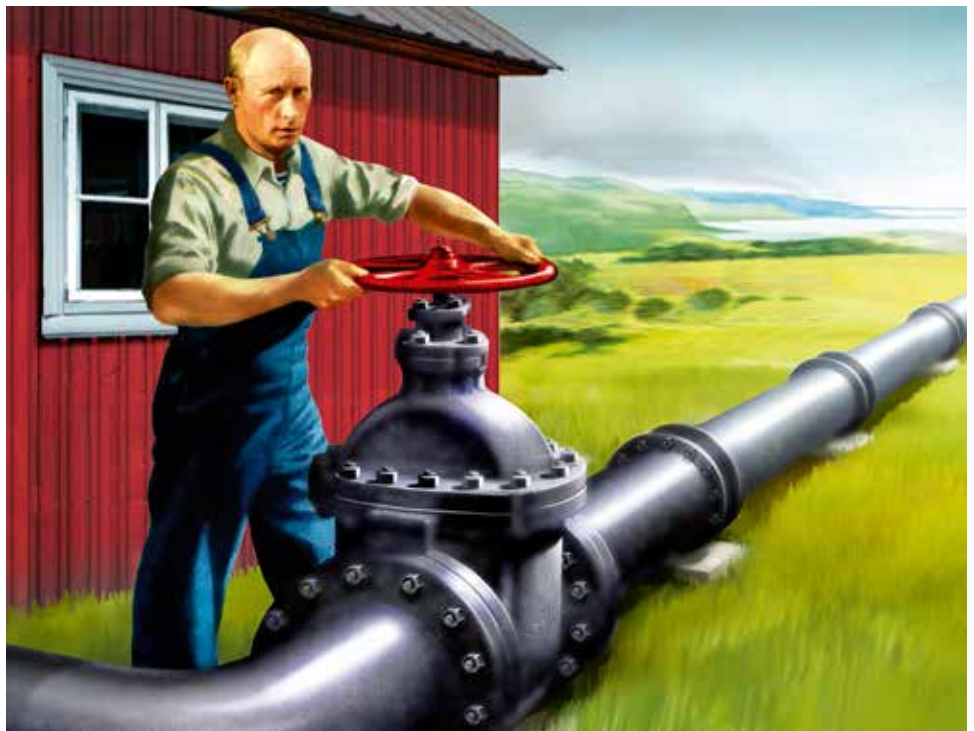
Mit dem Angriff Russlands auf die Ukraine ändern sich die Grundlagen für die europäische Gaswirtschaft drastisch. Erdgas und die engen gaswirtschaftlichen Beziehungen zwischen Russland und zumindest einigen europäischen Ländern hatten bisher immer eine besondere Bedeutung. Vor allem Deutschland, Österreich, Italien und Frankreich haben diese Beziehungen mitten im Kalten Krieg aufgebaut. Das «Erdgas gegen Röhren»-Geschäft zwischen deutschen Firmen und Russland wurde damals viel kritisiert, aber die daraus folgenden gaswirtschaftlichen Beziehungen mündeten im Mantra, dass Russland auch im kältesten Krieg alle Lieferverpflichtungen erfüllt habe.

Vorsicht in Osteuropa

Ein Glaubenssatz, der erst durch den Ukraine-Krieg erschüttert wurde. Das heisst, nein, eigentlich nicht einmal: Die russischen Gasflüsse erfolgen weiterhin ohne Einschränkung nach Westen. Der Gasproduzent Gazprom liefert – zumindest bis Redaktionsschluss –, was seine europäischen Kunden bestellen. Das ist sogar mehr als in den Wochen vor dem Krieg. Zurzeit ist die Wahrscheinlichkeit eines europäischen Embargos gegen russisches Gas vermutlich höher als ein Lieferstopp durch Russland.

Erschüttert ist aber der Glaube, dass die gaswirtschaftlichen Beziehungen in einer Art Parallelwelt existieren, in der unabhängig von politischen Grosswetterlagen Tauschbeziehungen gepflegt und auch als Gesprächskanal genutzt werden können. Diese vor allem von Deutschland und Österreich gepflegte Perspektive wurde eigentlich schon nach dem Zusammenbruch des Warschauer Paktes und dem Beitritt der ost- und zentral-europäischen Staaten zur EU in Frage gestellt. Die osteuropäischen Länder waren in der Regel zu 100 Prozent von Russland beliefert worden.

Und diese Abhängigkeit – so die Sicht der Betroffenen, vor allem Polens – wurde politisch ausgenutzt. Ihre Konsequenzen daraus: durch Diversifikation des Gasbezugs



Schleusenwart des Wohlstands.

den Russland-Anteil verringern sowie verhindern, dass russisches Gas für Europa insgesamt wichtiger wird.

Die Diversifikation ist – auch mit EU-Mitteln – Polen meisterhaft gelungen. Wenn nächsten Herbst der Liefervertrag zwischen der polnischen Staatsgesellschaft PGNIG und Gazprom ausläuft, bezieht man kein russisches Gas mehr. Ein eigenes Flüssiggas-Terminal, heimische Produktion und norwegisches Gas über eine neue Pipeline decken künftig die Versorgung. Weitere Beispiele sind ein neues Flüssiggas-Terminal in Litauen oder die bessere Integration der baltischen Märkte inklusive Finnlands.

Die ukrainisch-russische Gaskrise Anfang 2009 mit vierzehntägigem Unterbruch des Transits durch die Ukraine und die faktische Annexion der Krim sowie die Unterstützung der Separatisten im Donbass 2014 bestärkten die osteuropäischen Staaten in ihren Zielsetzungen. Nach 2014 wurden in der EU im Rahmen der

Energieunion Vorschläge diskutiert, um die Abhängigkeit von russischem Gas zu verringern. Nur umgesetzt wurde damals wenig, da für viele Mitgliedstaaten die Eingriffe ins Marktgeschehen zu radikal waren. Zudem war bei wichtigen Regierungen das Urvertrauen in die russisch-europäischen Gasbeziehungen intakt.

Der «Kampf» gegen mehr russisches Gas in Europa war aber zumindest teilweise erfolgreich. Die Pipeline Nord Stream 1 konnte zwar nicht verhindert werden, aber mit viel juristischem Geschick hat Polen, unterstützt von Lettland und Litauen, in einem Verfahren vor dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) erzwungen, dass eine der Anbindungsleitungen, Opal, nur zu 50 Prozent genutzt werden darf.

Nord Stream 2, die geplante Parallelleitung zu Nord Stream 1, ist vermutlich erfolgreich verhindert worden, mit Unterstützung Polens, dessen Vertreter immer den Kopf schüttelten über die deutsche Position, dass dies ein privatwirt-

schaftliches Projekt sei. Aber für Deutschland – und zumindest Österreich – war dies so: Im Rahmen der langjährigen gaswirtschaftlichen Beziehungen galt die Pipeline als Optimierung der Route durch die russische Seite, die einhellig unterstützt wurde. Die deutsche Regierung hat erst einen Tag vor Beginn des Krieges angesichts der Anerkennung der Unabhängigkeit der Regionen Donezk und Luhansk durch den russischen Präsidenten Wladimir Putin eingewilligt, diesen Beziehungen ein Ende zu setzen: Die Zertifizierung von Nord Stream 2 wurde formal ausgesetzt, der Betrieb damit verhindert.

Schon vorher gab es jedoch Trübungen. Anfang 2021 sanken die Gasflüsse aus Russland deutlich, und der Trend hielt an. Dies führte unter anderem dazu, dass Speicher, die Gazprom in Nordwesteuropa nutzt, im Sommer nicht nur nicht gefüllt, sondern auf historisch niedrige Füllstände geleert wurden. Gazprom hat – dies bestätigen alle Quellen – zwar alle langfristigen Lieferverpflichtungen erfüllt, aber daneben alle Verkäufe sukzessive reduziert und im Herbst ganz eingestellt.

Viele Beobachter argumentieren, mit diesem Verhalten sollte die Inbetriebnahme von Nord Stream 2 erzwungen werden, damit habe auch Russland die Gasbeziehungen «repolitisiert». Neutral gesagt: Nord Stream 2 wurde in jüngerer Zeit zum Symbol für die Frage «Wie hältst du es politisch und wirtschaftlich mit den gaswirtschaftlichen Beziehungen zu Russland?»

Mit dem russischen Einmarsch in der Ukraine ist die Frage erst einmal klar entschieden. Wie geht es weiter? Nach wie vor sind einzelne Länder in Ost- und Nordeuropa (Moldawien, Bulgarien, Finnland, Estland) zu 100 Prozent von russischem Gas abhängig. Der Grossabnehmer Deutschland zu mehr als 50 Prozent.

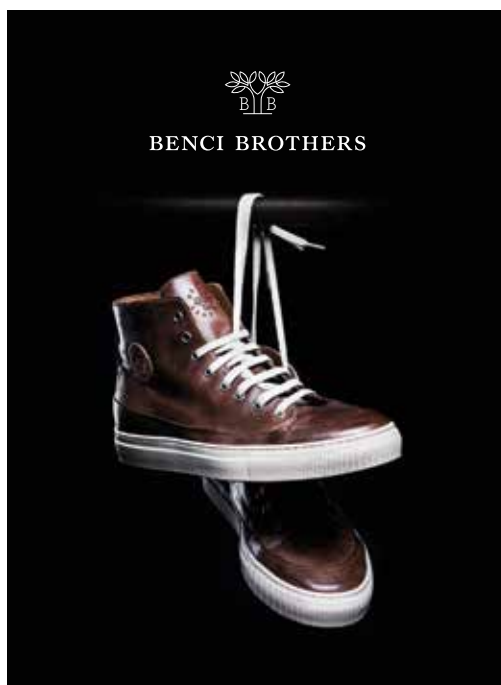
Abschied von der Brücke?

Die EU steht vor einem energiepolitischen Dilemma: Grundsätzlich soll Erdgas als fossiler Energieträger verdrängt werden, soll ein Auslaufmodell sein. Deshalb wurde in jüngerer Zeit der Ausstieg aus der Erdgasproduktion beschleunigt, ohne dass man ernsthaft versuchte, dies zu kompensieren. Zentrales Beispiel ist Groningen, das grösste europäische Erdgasfeld, dem die Reserven ausgehen und das wegen Erdbeben statt 2030 nun sogar vorzeitig stillgelegt wird. Das erhöht also die Abhängigkeit.

Seit rund zwanzig Jahren hat sich als Alternative ein globaler LNG-Handel entwickelt. LNG (*liquified natural gas*), Flüssiggas, ist die zentrale Option zur Diversifizierung des Gasbezugs. Der Transport von Gas in verflüssigter Form (gekühlt auf minus 160 Grad Celsius) ist so alt wie die Gaswirtschaft. Das globale Angebot etwa aus den USA, aus Katar oder Australien ist stark gewachsen. Zudem wurde der Handel zunehmend flexibler, indem Erdgas dahin geliefert wird, wo der höchste Preis zu erzielen ist. Deshalb stan-

den viele LNG-Kapazitäten in Nordwesteuropa nach 2011 leer, weil Japan nach Fukushima weltweit die Märkte leergekauft hatte, um seine abgeschalteten Atomkraftwerke durch Gaskraftwerke zu ersetzen. Viele Projekte in Europa wurden damals unrentabel und abgesagt. Dies ist ein Grund, warum Deutschland bis heute kein eigenes LNG-Terminal hat.

Vertreter der Gaswirtschaft in Westeuropa haben immer argumentiert, mit der praktizierten Diversifizierung erfolge eine ausreichende Macht- und Marktkontrolle Russlands und Gazproms. Mit Beginn des Ukraine-Krieges wurde das im Grunde umgedreht: Nicht mehr die Kontrolle von Marktmacht steht im Fokus, sondern der Verlust von politischen Optionen durch eine



Abhängigkeit von russischem Gas. Deshalb wehren sich etliche Staaten, wie Deutschland, gegen ein Embargo von Erdgaslieferungen aus Russland. Die Folgen wären schwierig abschätzbar, aber alle Analysen zeigen: Russisches Gas ist nicht komplett zu ersetzen

Natürlich muss die Politik darüber nachdenken, wie das Verhältnis zu Russland nach dem Ukraine-Krieg aussehen kann. Die Erdgasversorgung wird dabei als «Brücke» – so der Titel eines Buches von Thane Gustafson aus dem Jahr 2020, der sehr kompetent und spannend die Entwicklung der europäisch-sowjetisch/russischen Erdgasbeziehungen beschreibt – aber wohl keine entscheidende Rolle mehr spielen. Dass im Rahmen einer Wiederannäherung Nord Stream 2 doch noch in Betrieb geht, erscheint schwierig vorstellbar.

Heiko Lohmann ist als freier Journalist und Branchenanalyst vor allem für das Portal energategasmarkt.de tätig. Er verfasst die Monats- und Jahresreports Gas.

BRODER

Der Mann, der auf die Nerven geht

Ich möchte auf einen Kommentar zum Krieg in der Ukraine antworten, der vor kurzem an dieser Stelle erschienen ist. Darin wirft Kollege Wolfgang Koydl dem ukrainischen Botschafter in Berlin, Andrij Melnyk, vor, er benehme sich nicht wie ein «Diplomat».

«Fast im Tagesrhythmus wirft er seinem Gastland Feigheit, Heuchelei, Versagen und Scheinheiligkeit vor. In normalen Zeiten hätte man längst auf der Abberufung eines solchen Diplomaten bestanden.» Weil die Zeiten aber nicht normal sind, bleibe Melnyk im Amt und gehe «vielen in Berlin auf die Nerven».

Das stimmt. Der Botschafter geht vielen auf die Nerven, die ruhig und besonnen einem Blutbad zuschauen und nur eine Sorge kennen: dass der «Konflikt» eskalieren und in einen dritten Weltkrieg führen könnte.

Dabei hat der dritte Weltkrieg längst begonnen, und nur unbelehrbare Romantiker bestehen darauf, dass ein Weltkrieg so anfangen müsse wie der Erste – mit einem Attentat auf einen Erzherzog – oder der Zweite – mit einem getürkten Überfall auf einen Radiosender.

Kollege Koydl hat recht, der ukrainische Botschafter nervt. Er übersieht nur, dass Andrij Melnyk im Recht ist, wenn er angesichts der russischen Aggression alle Alarmglocken läutet, statt auf einer Flöte «Spiel mir das Lied vom Tod» anzustimmen, leise und dezent, wie es sich für einen Diplomaten gehört.

Ein anderes, gerne «ins Feld» geführte Argument lautet: «Die Ukraine kann den Krieg nicht gewinnen. Aber je mehr Waffen wir liefern, desto länger wird er dauern. Und desto mehr Menschen werden sterben.» So stand es in einem an mich gerichteten Leserbrief. So gesehen, wäre es ein Gebot der Nächstenliebe, den Ukrainern (und Ukrainerinnen!) keine Waffen zu liefern, damit sie nicht lange leiden müssen.

In die gleiche Kategorie des kultivierten Zynismus gehört der Satz, beide Seiten hätten «Fehler gemacht». Damit wird die Schuld gleichmässig auf beide Konfliktparteien verteilt, es gibt keine Täter und keine Opfer, nur noch menschliches Versagen auf beiden Seiten.

Henryk M. Broder

Willkür nach Genfer Art

Eigentlich müsste der im Thorberg einsitzende ehemalige Polizeichef von Guatemala, Erwin Sperisen, längst in der Halbfreiheit sein. Doch die Wahrung des Scheins steht über jedem Gesetz.

Alex Baur

Pünktlich erscheint Erwin Sperisen im Besuchszimmer der Vollzugsanstalt Thorberg – ohne Handschellen, in Begleitung eines freundlichen Wachmanns, mit dem er sich scherzend unterhält. Dabei sitzt der ehemalige Polizeichef von Guatemala im Hochsicherheits-trakt für gemeingefährliche Täter. Die Genfer Vollzugsbehörden haben es so angeordnet. Doch die Aufseher auf dem Thorberg kennen ihre Pappenheimer. Sie wissen, dass dieser Mann nicht hierhin gehört.

Eigentlich weiss das auch der Genfer Justizapparat – laut seinem eigenen Urteil ist Sperisen kein Mörder. Verurteilt wurde der 52-jährige Guatemalteke mit Schweizer Wurzeln lediglich wegen Helfershafenschaft. Weil er als politisch Verantwortlicher 2006 die Tötung von sieben Insassen im Gefängnis El Pavón nicht verhindert haben soll. Mit der Planung und Umsetzung des Massakers hatte er gemäss dem Genfer Verdikt explizit nichts zu tun. Lediglich mit dessen Verschleierung.

Einen Freigesprochenen gedeckt

Nach sieben Jahren Prozessieren wurde Sperisen im Dezember 2019 in letzter Instanz zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt. Was konkret er wann, wie, wo verbrochen oder unterlassen haben soll, geht aus dem Urteil nicht hervor. Es gibt auch keine Begründung zum Strafmass; keine Abwägung, keine Erläuterung, einfach nichts. Klar ist lediglich, dass alle Mitverdächtigen und insbesondere der Kommandant, den Sperisen protegiert haben soll, im Ausland rechtskräftig freigesprochen wurden. Es ist auch kein Tatmotiv ersichtlich. Ausser bei der Genfer Justiz: Sie hätte Erwin Sperisen bei einem Freispruch für fünf Jahre Untersuchungshaft mit einem Millionenbetrag entschädigen müssen.

Der Schein muss gewahrt werden, bis zum bitteren Ende. Da seine Ehefrau inzwischen auf der guatemaltekischen Botschaft in Bern arbeitete, wurde Sperisen im Februar 2020 auf den Thorberg ins Mittelland verlegt. Die Genfer Vollzugsbehörden verfügten indes, dass er wie ein brandgefährlicher Krimineller behandelt werde.



Gegen Gram und Verzweiflung:
Häftling Sperisen.

Und so sitzt Erwin Sperisen seit gut zwei Jahren unter Mördern und Vergewaltigern ein, die meisten von ihnen verwahrt.

Es waren zwei harte Jahre, geprägt von einem Corona-Regime, welches die Insassen wochenlang in die totale Isolation zwang. Im letzten

Wenn es das Kalkül war, dass er irgendwann mal durchdrehe, haben sie sich auch in diesem Punkt geirrt.

August wäre die Hälfte seiner Strafe verbüsst gewesen. Als nicht Vorbestrafter mit besten Führungszeugnissen hätte Erwin Sperisen an sich ein Recht auf begleitete Urlaube gehabt. Am 13. September 2021 gaben zwei Expertinnen der Genfer Vollzugsbehörden nach einer ausgiebigen Evaluation ein positives Gutachten ab: Von diesem Mann, der einen Unschuldigen gedeckt haben soll, geht auch nach über sieben Jahren Haft keine Gefahr für die Allgemeinheit aus. Trotzdem wartet Erwin Sperisen immer noch auf Haftlockerungen.

Wie viel Willkür erträgt ein Mensch? Wenn es das Kalkül des Genfer Justizapparates war, dass er irgendwann mal durchdrehe, haben sie sich auch in diesem Punkt geirrt. Erwin Sperisen wirkt beim Besuch gelassen. Bereitwillig gibt er Auskunft – wie er sich mit dem Vollzug und den Mitgefangenen arrangiert hat; wie diese ihn schon bald nach seiner Ankunft zum Chef eines Komitees wählten, das zwischen den Insassen und der Verwaltung vermittelt; wie er seine Zeit mit stumpfsinniger Arbeit totschrägt. Aber eigentlich möchte der promovierte Politologe und ehemalige Politiker die knapp bemessene Besuchszeit lieber für ein Gespräch über die Lage der Welt nutzen. In Thorberg gibt es dazu nicht viel Gelegenheit.

Fünf Jahre in Isolationshaft

Während der Haft im Genfer Untersuchungsgefängnis Champ-Dollon verbrachte Erwin Sperisen fünf Jahre in fast totaler Isolation. Das geschah teilweise auch zu seinem eigenen Schutz. Als Polizeichef, der Häftlinge ermordet haben soll, lebt es sich gefährlich in einem Gefängnis. Zwar beteuerte er stets seine Unschuld. Doch im Gefängnis gibt es nur Unschuldige, wie ein geflügeltes Wort besagt, welches natürlich das Gegenteil meint. Immerhin das hat sich geändert in Thorberg. Wie die Aufseher haben auch Kriminelle eine Nase für Leute, die nicht zur Branche gehören.

In Champ-Dollon habe er gelernt, Gram und Verzweiflung zu verdrängen, sagt Sperisen. Das sei eine reine Überlebensstrategie gewesen, die wenig mit Nächstenliebe zu tun habe. Mit dem Hass, den draussen kein Mensch wahrnehme, hätte er sich nur selbst gequält. Seit zwei Jahren liegt sein Fall in Strassburg. Der Gerichtshof für Menschenrechte soll darüber entscheiden, ob es wirklich strafbar sein kann, einen rechtskräftig Freigesprochenen zu decken. Der Gerichtshof hat die Klage angenommen, was für sich schon ein Erfolg ist. Doch die Richter lassen sich Zeit. Und Erwin Sperisen übt sich in Gelassenheit. Auch enttäuschte Hoffnungen können die Seele zersetzen.

BRIEF AUS MOSKAU

Peter Hänseler



Man wird keinen Russen finden, der nicht Verwandte, Freunde oder Bekannte in der Ukraine hat. Das macht den Konflikt für beide Völker so grausam. Wie steht es dieser Tage um die ukrainisch-russische Bande auf persönlicher Ebene? Ich habe mich in meinem Bekanntenkreis umgehört. Es sind Leute aus dem russischen Mittelstand, die in Moskau, Tula, Krasnodar und in Sibirien leben. Die meisten von ihnen sind Familienväter zwischen 35 und fünfzig.

Sie sprechen täglich mit Freunden in der Ukraine. Es seien Gespräche der Sprachlosigkeit, ohne Hass, aber auch ohne Verständnis für die Führung beider Länder, wird mir berichtet. Einig sei man sich in der Einschätzung, dass der sogenannte Euro- Maidan 2014 ein amerikanischer Coup gewesen sei. Eine stabile, nicht unbedingt geliebte Regierung sei durch zwei Halunken ersetzt worden, erst Petro Poroschenko, dann Wolodymyr Selenskyj.

Der Beweis der amerikanischen Täterschaft lasse sich am einfachsten auf Youtube mit der Eingabe «Victoria Nuland phone call» finden. Das Video zeige, wie die amerikanische Diplomatin – gemeinsam mit dem damaligen amerikanischen Botschafter – das Schicksal der Ukraine besiegelt habe. Poroschenko und Selenskyj würden nicht die Interessen des Landes vertreten. Vielmehr hätten sie ihr Volk vorsätzlich in einen Krieg getrieben. Diesem ungeheuerlichen Vorwurf müsse sich Präsident Putin nicht stellen.

Trotzdem muss sich Putin auch Kritik gefallen lassen – allerdings anders, als

man im Westen vermutlich glaubt. Meine Gesprächspartner finden, Putin hätte bereits 2014 in der Ukraine eingreifen sollen. Auf die Frage, wie das zu bewerkstelligen gewesen wäre, folgt Schweigen.

All meine russischen Gesprächspartner sagen, ein amerikanischer Nato-Satellit an ihrer Westgrenze sei «inakzeptabel». Dieses

Der Rückzug von McDonald's sei amerikanische Direkthilfe zur Förderung der Volksgesundheit.

Wort hat auf Russisch eine andere, sprich absolute Bedeutung als im Deutschen oder Englischen. Offenbar ist das im Westen unbekannt. Jedenfalls hätten weder Europa noch die Amerikaner die Position der russischen Regierung ernst genommen, klagen meine Bekannten.

Die russische Regierung erhält bessere Noten. Sie habe ihre diplomatischen Möglichkeiten ausgeschöpft, selbst nachdem die USA und die Ukraine am 10. November 2021 in Washington die «US-Ukraine Charter on Strategic Partnership» unterzeichnet hatten.

Dieses Abkommen findet in der westlichen Presse praktisch keine Erwähnung. Es hat die «volle Integration» der Ukraine in die «europäischen und euro-atlantischen Institutionen» zum Ziel, sprich den Beitritt zur EU und zur Nato. Das ist keine Verschwörungstheorie der russischen Regierung, sondern nachzulesen in der Präambel des Vertragstexts.

Was ist von den Sanktionen zu halten? Meine Gesprächspartner glauben, die

Massnahmen hätten einerseits keinen Einfluss auf die Meinungsbildung und Strategie der russischen Regierung, würden jedoch andererseits 150 Millionen Russen, die in die Entscheidungen der Regierung nicht eingebunden gewesen seien, schwer treffen.

Interessanterweise sind die meisten der Ansicht, die Konsequenzen dieser Sanktionen seien für Europa schlimmer. Dort sei ein wirtschaftliches Fiasko zu erwarten. Schadenfreude darüber ist keine zu spüren, wohl weil die Russen eine Europhobie nicht kennen oder zulassen.

Mit der Aussage unseres Bundesrats, die Schweiz sei trotz Verhängung der Sanktionen weiterhin ein neutrales Land, entlockte ich einem meiner Gesprächspartner ein einziges Mal während der ganzen traurigen Unterhaltung ein Lachen, wenn auch ein bitteres.

Dass die Russen auch in schwierigen Zeiten nie den Humor verlieren, belegen zwei Aussagen: Der Rückzug von McDonald's und Coca-Cola sei amerikanische Direkthilfe zur Förderung der russischen Volksgesundheit.

Und in Musikkreisen kursiert, den Entscheid des Cardiff Philharmonic Orchestra betreffend, Stücke des russischen Komponisten Tschaikowsky nicht mehr zu spielen, das Bonmot: «Wo ist Cardiff – haben die ein Orchester?»

Peter Hänseler ist ein Schweizer Anwalt und Unternehmer. Seit 25 Jahren ist er in Russland tätig, seit einem Jahr lebt er in Moskau. Er ist dort nicht erwerbstätig und pflegt keinerlei Kontakte zu Politik oder Grossfinanz.

Heilige Olga von Kiew

Die Menschen in der ukrainischen Hauptstadt mögen russischen Invasionstruppen unterlegen sein. Doch sie wännen die legendäre Olga auf ihrer Seite, Schutzpatronin des Trotzes und der Rache.

Miles Pattenden

Zahlreiche Videos aus der Ukraine haben uns in den vergangenen Tagen vor Augen geführt, mit welcher Entschlossenheit sich die Menschen dem übermächtigen russischen Aggressor entgegenstellen. Denken wir nur an jene Frau, die einem bewaffneten russischen Soldaten zuruft, er solle sich Sonnenblumenkerne in die Uniformtaschen stecken, so dass dort, wo er sterben wird, wenigstens Sonnenblumen wachsen werden. Oder die heroischen Selfies von Präsident Selenskyi, der seinen Landsleuten Mut macht.

Die Ukrainer sind Widrigkeiten gewohnt, und sie haben in Olga von Kiew ein besonderes Vorbild aus dem Mittelalter, das ihre Tapferkeit

Kaum waren die Drewljanen betrunken, wurden sie von Olgas Männern hingemetzelt.

im Angesicht existenzieller Bedrängnis verkörpert. Die Mongolen zerstörten 1240 in Kiew ihr Grab, aber noch 2010 wurde eine ukrainisch-orthodoxe Kathedrale ihr zu Ehren geweiht.

Olga von Kiew, Gemahlin von Igor, dem zweiten Herrscher der Rurikiden-Dynastie, gilt heute als eine der bedeutendsten Heiligen der orthodoxen Kirche. Sie war eine mutige, stolze Frau, die ihren jungen Sohn schützte und den Tod ihres Mannes rächte. Sie spielte auch eine herausragende Rolle bei der politischen Konsolidierung der mittelalterlichen Kiewer Rus und bei der Christianisierung der einheimischen Bevölkerung.

Schutzlos in einer brutalen Gegend

Olga, um das Jahr 920 bei Pskow (Nordrussland) geboren, stammte aus einer Familie von Warägern. Sie heiratete als junges Mädchen Fürst Igor und war vielleicht erst zwanzig, als die Drewljanen, ein benachbarter Stamm, sich gegen ihn erhoben und ihn töteten.

Leon Diakonos, der byzantinische Chronist, beschreibt die Ermordung so: Igor wurde mit den Füßen an zwei niedergebogene Bir-



Grausame Vergeltung:
Olga von Kiew (ca. 920–969).

ken gebunden, die, als sie dann wieder hochschnellten, seinen Körper in zwei Teile rissen. Diese Darstellung mag ausgeschmückt sein (ein ähnlicher Vorfall wurde von dem antiken Historiker Diodor von Sizilien geschildert), aber nach Igers Tod stand seine Frau mit dem dreijährigen Sohn allein da, schutzlos in einer besonders gefährlichen und brutalen Gegend der mittelalterlichen Welt.

Bei lebendigem Leib begraben

Olgas Reaktion in den anschließenden Wochen und Monaten sollte ihre Legende begründen. Abgesandte der Drewljanen unterbreiteten ihr den Vorschlag, den drewljanischen Fürsten Mal zu ehelichen. In der «Nestor-Chronik», einer Handschrift aus dem 11. Jahrhundert, unserer wichtigsten Quelle für diese Geschichte, heisst es, Olga habe die Abgesandten scheinbar freundlich empfangen, um Zeit zu gewinnen. Auch diese Darstellung mag geschönt oder erfunden sein, aber das ist nicht der Punkt. In der mittelalterlichen Hagiografie geht es vor allem um die Moral der Geschichte.

«Euer Vorschlag gefällt mir», sagte Olga zu den Abgesandten. «Mein Mann wird nicht wieder lebendig, in der Tat. Aber ich möchte euch morgen im Beisein meines Volkes empfangen. Kehrt nun zu eurem Boot zurück. [...] Morgen werde ich euch abholen lassen.» Die übermütigen drewljanischen Abgesandten glaubten ihr. Aber sie wussten nicht, dass Olga einen Graben hatte anlegen lassen, in den sie mitsamt ihrem Boot geworfen und dann bei lebendigem Leib begraben wurden.

Olga liess eine zweite drewljanische Delegation kommen, bevor die Nachricht vom Schicksal der ersten das Siedlungsgebiet der Drewljanen erreichen konnte. Bei deren Ankunft befahl sie, den Männern ein Bad zu bereiten. Die Drewljanen betraten das Badehaus, doch Olga befahl, die Türen zu verriegeln und das Haus anzuzünden.

Um ein drittes Mal Rache zu nehmen, begab sich Olga an den Ort, wo ihr Mann von den Drewljanen ermordet worden war. Den Anwesenden gab sie bekannt, dass sie ein Fest

zu seinem Gedenken veranstalten wolle. Kaum waren die Drowljanen betrunken und ausser Gefecht gesetzt, wurden sie von Olgas Männern hingemetzelt.

Schliesslich belagerte Olga die drowljanische Hauptstadt Iskorosten (das heutige Korosten in der Ukraine). Den Bewohnern der Stadt machte sie ein verlockendes Friedensangebot: Jedes Haus solle lediglich drei Tauben und

Olgas Geschichte kann uns helfen, den Kampfeswillen der Ukrainer zu verstehen.

drei Spatzen abliefern. Sobald alle Vögel eingesammelt waren, befahl Olga ihren Männern, ein schwefelgetränktes Tuch um den Fuss eines jeden Vogels zu wickeln. Die Vögel flogen heim in ihre Nester, und durch den Schwefel wurden sämtliche Häuser in Brand gesetzt. Wer aus der brennenden Stadt floh, wurde getötet oder in die Sklaverei verschleppt. Olgas Rache für den Tod ihres Mannes war nun vollendet.

Olga lebte noch 25 Jahre in Kiew, der Hauptstadt ihres Sohnes. Sie beschwor ihn, das ukrainische Land nicht wegen «besserer Chancen» weiter südlich am Donauufer aufzugeben. Ihr Enkel, Wladimir der Grosse (ca. 956–1015), erweiterte das Königreich und machte daraus das erste russische Fürstentum (für Wladimir Putin der Vorläufer des grossrussischen Reichs). Auch Wladimir der Grosse wird wegen seiner Rolle als Vollender der von Olga begonnenen Christianisierung als Heiliger betrachtet.

Halt in schwierigen Lebenssituationen

Wir Heutigen dürften Olgas wilde Racheaktionen befremdlich finden. In der modernen Welt sollte es nicht so viel Blutvergiessen geben. Deshalb sind wir auch so schockiert angesichts des brutalen russischen Überfalls auf ein friedliches Land.

Olgas Geschichte kann uns aber helfen, den Kampfeswillen der Ukrainer zu verstehen. Die orthodoxe und die griechisch-katholische Kirche haben ihr den ehrwürdigen Titel *isápostolos* (apostelgleich) verliehen. Sie und der Erzengel Michael, der Schutzheilige von Kiew, sind bedeutsame Fürsprecher für all jene, die in Zeiten grösster Not Beistand und Trost brauchen.

Der christliche Glaube, zu dem Olga in späteren Jahren fand, kann den Menschen von heute Halt geben, so wie er ihr in schwierigen Lebenssituationen half.

Miles Pattenden ist Forschungsbeauftragter für mittelalterliche und frühneuzeitliche Studien an der Australian Catholic University und Mitherausgeber der Zeitschrift *The Journal of Religious History*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

ESSAY/WOLFGANG JENEWEIN

Mein Freund Wladimir Klitschko kämpft für unsere Werte

Wladimir Klitschko hat einen vielbeachteten Aufruf geschrieben: «Keine Demokratie ohne Demokraten». Ich kenne Wladimir seit sieben Jahren, wir haben gemeinsam eine Weiterbildung zum Umgang mit Herausforderungen («Challenge Management») aufgebaut, wir haben zusammen unterrichtet und mittlerweile über 200 Studierende graduiert. Ich habe in ihm einen echten Freund gefunden.

Er hat mich von Beginn an beeindruckt, natürlich wegen seiner imposanten Statur



Keine Challenge zu gross: Boxer Klitschko.

– vor allem aber wegen seines Mutes und seiner Herzlichkeit. In diesen Tagen beweist er der Welt, dass er nicht nur über den Umgang mit Herausforderungen referieren kann, sondern dass auch im echten Leben keine Challenge zu gross für ihn ist.

Einmal habe ich Wladimir gefragt, worauf es im Ring ankomme. Sinngemäss sagte er: Es ist entscheidend, aktiv zu bleiben und sich nicht von den Umständen (gegnerischen Fans, unerlaubten Tiefschlägen etc.) in die Defensive drängen zu lassen. Im Ring wie im Leben gilt: «Du bist die bewegende Kraft.»

Wladimir ist ein Multimillionär, der in Hamburg und Florida gelebt hat. Er besitzt einen Pilotenschein und könnte jederzeit mit einem Privatjet sich und seine Familie in Sicherheit bringen. Stattdessen stellt er sich spärlich bewaffnet jeden Tag aufs Neue dem russischen Aggressor und riskiert sein Leben.

Er weiss, dass er für den russischen Präsidenten ein strategisches Ziel ist und mittlerweile auf der Todesliste der russischen Wagner-Söldner steht – und trotzdem gibt er nicht klein bei. Im Gegenteil, er ruft die Weltöffentlichkeit über alle Kanäle zur Solidarität und zum Kampf für unsere Demokratie auf.

Wer Putin friedlich schaden will, steht auf für unsere Werte Frieden, Freiheit, Respekt und Offenheit, erhebt seine Stimme und aktiviert andere für unsere demokratischen Überzeugungen. Ein Leader und auch Wladimir Putin ist nur so stark wie die Menschen, die ihm folgen.

Wolfgang Jenewein ist Professor für Betriebswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen und Direktor des Instituts für Mobilität (IMO-HSG).

«Ich stehe mit beiden Beinen fest auf dem Boden, den ich mir ausgesucht habe.»

Ursula Holliger
Rechtskonsultantin & Head
Shareholder Services

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.



Dialekte der Singvögel

Vogelgesang erfreut unser Gemüt.

Für die Tiere selbst geht es um eine harte Konkurrenz.

Veronika Straass

Es gibt kaum etwas Schöneres als einen Morgen mit Amselgesang. Amselhähne lieben die frühen Stunden noch bevor die Sonne aufgeht. Dann sitzen sie auf Dachfirsten und Telegrafmasten, als hätten sie eine Bühne für ihren Auftritt gesucht, und lassen ihre unverwechselbaren Flötentöne hören.

Noch vor den Amseln in der ersten Dämmerung meldet sich eine andere Vogelstimme aus den Büschen. Ein hohes Zwitschern, das ein wenig an Schluchzen erinnert, unterbrochen von perlenden Tonreihen: Rotkehlchen singen schon vor dem ersten Licht. Auch die Hausrotschwanzmännchen sind Frühaufsteher. Ihre Laute sind für unsere Ohren eher Geräusch als Gesang. Es klingt, als wäre der Vogel heiser und müsste sich zwischen den Ruffreihen immer wieder räuspern.

Aber was wir schön und melodisch finden, spielt ja keine Rolle. Wichtig ist allein, dass der Auftritt bei den arteigenen Weibchen gut ankommt. Sie sind es, für die sich die Männchen so ins Zeug legen. Vogelgesang ist in erster Linie akustisches Flirten. Je eindrucksvoller sich ein Männchen präsentiert, desto besser stehen die Chancen, dass ein Weibchen sich überzeugen lässt und sich mit dem Sänger verpaart.

Sechs Strophen im Repertoire

Auf mögliche Konkurrenten indessen hat der Gesang eine ganz andere Wirkung: Rivalen sollen derart eingeschüchtert werden, dass sie gar nicht erst auf die Idee kommen, den Revierbesitzer herauszufordern. Zeigt sich aber der Eindringling unbeeindruckt, verwandelt sich der Gesang des Revierinhabers in wahres Kampfgebrüll. Wenn ein aggressives Rotkehlchenmännchen loslegt, steigert es sich zu einer Lautstärke, die an Schlagbohrerlärm heranreicht. Das wirkt. Das fremde Männchen verstummt und macht sich meist schnell davon.

Übrigens ist es für einen Revierbesitzer umso leichter, Konkurrenten auf Abstand zu halten, je vielfältiger er singt. Kohlmeisenmännchen beispielsweise haben bis zu sechs verschiedene Strophen im Repertoire. Wenn ein Männchen mit

grösstmöglicher Vielfalt singt und dabei auch noch häufig den Platz wechselt, vermittelt es fremden Männchen offenbar den Eindruck, dass dieser Fleck Erde bereits von mehreren Männchen besetzt ist. Es gaukelt dem Fremdling ein katastrophal überfülltes Revier vor. Und da der Bruterfolg in drangvoller Enge und zu kleinen Revieren mässig wäre, zieht der Fremde weiter und versucht anderswo sein Glück.



Weibchen wissen Vielfalt zu schätzen: Sumpfrohrsänger.

Einige Vogelarten sind dafür berühmt, dass sie ihr arteigenes Programm kreativ erweitern. Meister der Vielfalt sind die Stare. Der schwätzende Gesang, den wir alle kennen, ist nur das Standardprogramm. Starenmännchen schmücken ihre Lieder mit allen möglichen Tönen und Melodien aus, die sie aufschnappen. Vom miauenden Ruf des Bussards über den Warnruf des Eichelhäfers oder Schiedsrichterpflöte vom Fussballplatz bis zu Maschinengeräuschen und Handyklingeltönen ist alles dabei.

Doch der unangefochtene Spitzenreiter im Kombinieren aller möglicher Geräusche, Klänge und Vogelgesänge ist der Sumpfrohr-

sänger. Im Reviergesang einiger Männchen haben Wissenschaftler die Stimmen von über 200 Vogelarten erkannt. Einige davon waren sogar aus dem afrikanischen Winterquartier importiert, wo die Männchen sie von anderen Vögeln aufgeschnappt hatten. Solcher Aufwand lohnt sich: Vogelweibchen wissen Vielfalt zu schätzen und bevorzugen die einfallsreicheren Sänger. Je vielseitiger der Gesang des künftigen Partners, desto fitter und fähiger muss er wohl sein.

Mit hohen Tonlagen gegen Lärm

Nicht jeder ist zum Komponisten gemacht. Die Männchen vieler Vogelarten trällern landauf, landab das Gleiche. Aber gleich bedeutet nicht unbedingt identisch. Ein Buchfink ist zwar in Frankfurt ebenso sicher wie in Garmisch-Partenkirchen am Gesang als Buchfink zu erkennen, doch in den Nuancen unterscheiden sich die Hessen deutlich von den Bayern.

Aber woher weiss zum Beispiel ein männliches Buchfinkjunges aus dem oberbayerischen Lenggries, wie es später als erwachsener Bayer zu singen hat? Ganz einfach: Die Jungen lernen den lokalen Dialekt von den arteigenen Männchen, die sie rundum singen hören. Das funktioniert ähnlich wie das Sprechenlernen bei Kleinkindern. Würde man sie frühzeitig aus dem Nest nehmen, mit der Hand aufziehen und ihnen Buchfinkengesang aus Niedersachsen vorspielen, würden sie später niedersächsisch trällern. Das Grundgerüst des arteigenen Gesangs ist angeboren, die Schnörkel, die lokale Note aber muss erlernt werden.

Eine individuelle Note der ganz besonderen Art hat sich bei vielen Vogelarten in der Stadt entwickelt: Amerikanische Dachsammern beispielsweise singen in Städten in höheren Tonlagen als ihre Artgenossen auf dem Land. Der Grund: Nur hohe Töne übertönen den dumpfen Verkehrslärm einigermaßen. Nur mit diesem Trick haben die Dachsammernmännchen die Chance, von den arteigenen Weibchen überhaupt gehört zu werden.

Kleine Probleme vor grossen Problemen

Nur wer die Sorgen des Alltags löst, hat die Kapazität, sich Gedanken über die Welt zu machen.



Fünf Tage vor meiner ersten schriftlichen Abiturprüfung trennte sich mein damaliger Freund von mir. Obendrein lag ich mit einem entzündeten Weisheitszahn im Bett. Ich hielt mich mit Schmerztabletten über Wasser, weil ich dem Zahnarzt erklärte, dass wir das Biest erst nach den Prüfungen entfernen könnten.

Kurze Zeit später traf ich meinen Geschichtslehrer in der Schule. Auch wenn ich noch nie zu den Leuten gehört habe, die gerne Schwäche zeigen, stand mir das Wasser in den Augen, als er mich fragte, wie es mir gehe. Ich schämte mich, weil ich dachte, dass meine kleinen Probleme im Angesicht der grossen Probleme auf der Welt nicht schlimm seien und ich mich nicht so anstellen sollte. Ich wollte kein Mitleid für etwas, von dem ich wusste, dass ich eines Tages vermutlich darüber lachen werde.

Als ich mit Tränen in den Augen zurückruderte und betonte, dass es viel Wichtigeres gebe, sagte er etwas, was ich bis heute nicht vergessen habe. Die Bedeutung dessen kann man vielleicht verstehen, wenn man sich diesen Mann mit seiner ruhigen, lebenserfahrenen Ausstrahlung vorstellt, der mich völlig nüchtern und ohne Pathos fragte: «Aber was ist denn wichtiger als das Persönliche?»

Ich glaube, dass das im Nachhinein, so banal es auch wirken mag, ein Schlüsselsatz in meinem Leben war. Weil es immer die vermeintlichen Gewissheiten sind, die einen, an der richtigen Stelle ausgesprochen, perplex zurücklassen und zum Nachdenken anregen.

So wie Friedrich Hayek später im Studium mein politisches Weltbild auf den Kopf stellte,

indem er den Begriff der sozialen Gerechtigkeit dekonstruierte, zerlegte mein Geschichtslehrer an diesem Tag meine Vorstellung, mich ständig ob meiner eigenen Probleme schuldig fühlen zu müssen, die mir so trivial erschienen.

Als Schweizer mag man über den deutschen Weltschmerz lachen. Aber wenn Sie uns Deutsche beobachten, unsere Handlungen in Sachen Klima und Migration, dann werden Sie feststellen, dass viele von uns nie über den Reifeegrad einer Abiturientin hinausgekommen sind.

Wann immer die Deutschen über Probleme klagen, findet sich irgendwo ein Journalist oder moralinsaurer Berufsclown wie Jan Böhmerrmann, der Ihnen erklärt, dass Sie angesichts Ihrer privilegierten Stellung im weltweiten Gefüge kein Anrecht hätten, sich zu beschweren. Sie wissen nicht mehr, wie Sie den Sprit zur Arbeit zahlen sollen? Die Menschen in der Ukraine haben bestimmt gerade andere Probleme! Ihre Frau hat Sie verlassen? Ja und? In Afrika sterben Menschen!

Das ist natürlich doof und unterkomplex, aber pseudomoralisches Geschwafel, garniert mit schlechtem Gewissen und ein bisschen «Nazi» und «Rassist», hat den deutschen Michel in den letzten Jahren erstaunlich gut in Schach gehalten. Vor allem die einst revolutionäre Linke, die immer so für Umsturz war, arbeitet heute täglich daran, den wütenden Bürger im Sinne des Staates mit gedanklichen Daumenschrauben vom Ausrasten abzuhalten.

Aber die Probleme des einzelnen Bürgers sind real und treten immer erbarmungsloser zutage: erst Corona, jetzt Inflation, steigende

Energiekosten und Spritpreise, die dem einen oder anderen schon Tränen in die Augen getrieben haben. Personalere berichten mir, dass erste Kündigungen von Angestellten reinflattern, weil sie den Weg zur Arbeit nicht mehr stemmen können. Und wer sich jetzt wundert, wie schnell dem deutschen Bürger finanziell die Puste ausgeht, der sollte sich bewusst machen, dass die Mehrheit angesichts der welt-

Ein Staat, der von seinen Bürgern Verzicht fordert, sollte zuerst selbst in der Lage sein, Stellen zu sparen.

weit höchsten Steuer- und Abgabenlast ohnehin schon von der Hand in den Mund gelebt hat. Deutschland ist ein reiches Land, nicht aber seine Bürger.

Genau deshalb dieser Satz meines Geschichtslehrers: Das Persönliche ist wichtig, Ihre Probleme sind wichtig. Nur wem nicht das Wasser bis zum Hals steht, hat die Kapazität, sich Gedanken über den Rest der Welt zu machen.

Lassen Sie sich von subventionierten Clowns und Politikern, die reale Alltagsprobleme nicht nachvollziehen können, kein schlechtes Gewissen einreden. Ein Staat, der von seinen Bürgern Verzicht und Sparsamkeit fordert, sollte zuerst selbst in der Lage sein, an den richtigen Stellen zu sparen.

Um positiv zu schliessen: Mein Abitur habe ich als Jahrgangsbeste bestanden – trotz Zahnweh und Herzschmerz. Manchmal braucht es nur das richtige Wort zur richtigen Zeit.

Trotzige Solidarität mit Putin

Wird sich die russische Bevölkerung vom Westen wirklich niederdrücken lassen? Selbst Gegner der Invasion sehen die Zuspitzung als schicksalhafte Eskalation im geopolitischen Kampf.

Thomas Fasbender



Auf den ersten Blick unverändert: Zwölf-Apostel-Kirche, Moskau.

Okno w Parisch», «Fenster nach Paris», ist ein russischer Kultfilm der frühen neunziger Jahre. Hinter einem uralten Schrank entdecken die Mieter einer Petersburger Gemeinschaftswohnung ein magisches Fenster, das direkt auf ein Pariser Hausdach führt. Es öffnet sich nur alle paar Jahre, und dann nur für wenige Wochen. Zum letzten Mal schliesst es, so die Weissagung im Film, am 13. Februar 2022 nach dem alten russischen Kalender. Das ist der 26. Februar unserer Zeitrechnung.

Zwei Tage zuvor sind russische Truppen in die Ukraine einmarschiert. Im Wochenmagazin *Der Spiegel* beschreibt der französische Schriftsteller Emmanuel Carrère, der den Kriegsbeginn in Moskau erlebt, die Schockstarre seiner frankophilen russischen Künstlerfreunde, ihr Entsetzen und ihre Verzweiflung. Für die proeuropäische Intelligenzija, jene, die den Austausch mit Europa schätzen, im Kreis ausländischer Diplomaten und Kreativer verkehren und Russland als selbstverständlichen Teil der europäischen Völkerfamilie sehen, bricht an diesem Tag eine Welt zusammen. Nicht anders als für Nikolai Tschischow, den sensiblen Helden in «Fenster nach Paris», als sein Blick nicht mehr

Moskau

auf das belebte Café «La Cour Saint Germain», sondern auf eine kalte Mauer geht.

Doch inwieweit ist die Untergangsstimmung, die Carrère vermittelt, repräsentativ für die vielschichtige russische Gesellschaft? Natalia, eine Mittvierzigerin aus der Medienbranche, erzählt vom 8. März, dem Frauentag, den sie seit vielen Jahren mit immer denselben Freunden feiert. Regisseure, Kameraleute, Autoren, vielleicht ein Dutzend. Da war der Krieg fast zwei Wochen alt. Niemals zuvor habe es Streit gegeben, doch in diesem Jahr seien die Männer einander fast an die Gurgel gegangen. «Right or wrong, my country», sagt sie auf Englisch, das sei die wehrhafte Überzeugung der knappen Majorität. Ich frage sie, ob sich das Fenster nach Paris schliessen werde. Sie schaut durch mich hindurch in eine weite Ferne. Ihre Augen werden wässrig. Daran habe sie überhaupt noch nicht gedacht, sagt sie. Schrecklich. Ihre Kinder studieren in Europa.

Zweckentfremdete Busse

Auf den ersten Blick ist Moskau unverändert. Kann es sein, dass die Strassen leerer sind? Vielleicht nur eine Einbildung. Was ins Auge sticht, ist die Annexion des öffentlichen Raums durch den Staat. Sie ist annähernd total. Am Manegeplatz und um das Hotel «Moskwa», zwischen

Bolschoi-Theater und Hotel «Metropol», warten Reihen der modernen, blauen Niederflerbusse mit Elektroantrieb. Eigentlich werden sie im Nahverkehr eingesetzt; zweckentfremdet dienen sie als Transportmittel für festgenommene Demonstranten. Dabei gibt es gar keine Demonstration. Es sind lauter Einzelne, die einen Staat herausfordern, der auf jeden Zettel, jede Geste allergisch reagiert.

«Picket» heissen die Aktionen, wie das englische Wort für Streikposten. Dieser Tage geht es um das Bekenntnis gegen den Krieg. #njetwojnje lautet der Hashtag im Internet. Nein zum Krieg. Auf Russisch sind es zwei Wörter. Wer sie auf ein Blatt Papier schreibt und vor die Brust hält, wird abgeführt. Auch wer nur «Zwei Wörter» auf ein Blatt Papier schreibt, wird abgeführt. Oder wer ein weisses Blatt Papier ohne Buchstaben zeigt. Abgeführt wird auch eine junge Frau, die in ein Mikrofon sagt, dass sie mit dem Krieg einverstanden sei. Egal, welches Bekenntnis, jeder wird abgeführt, der das Öffentlichkeitsmonopol des Staates in Frage stellt.

Zehntausende, vor allem junge Leute, haben nach dem 25. Februar das Land verlassen. Viele, die kein Schengen-Visum besitzen, weilen in Georgien oder Armenien. Dort treiben sie bereits die Mieten hoch. Nikolai ist Logistikunternehmer, seit vielen Jahren schon. Was er früher nie tat: Er fastet streng nach orthodoxen Regeln. Sein Sohn, Mitte zwanzig und in der IT-Branche tätig, hat sich in die Türkei abgesetzt. Die Familie besitzt dort eine Ferienwohnung. Der Moskauer Arbeitgeber ist einverstanden, Home-Office in der Türkei. Nikolai selbst wirkt mitgenommen, angespannt. Ob es vom Fasten kommt oder vom Krieg?

Das TV-Programm «Rossija K» sendet Ratschläge zur Lebenshilfe. Am Nachmittag ein Feature über den Komponisten Erik Satie. Abends steht das Sein im Mittelpunkt: «Über das, was es ausmacht, ein Mensch zu sein, der in Russland lebt, über unsere Mentalität. Also darüber, wer wir sind.» In den Nachrichtensendern herrscht derweil nur ein Thema: die spezielle Militäroperation in der Ukraine. So die offizielle, strafbewehrte Sprachregelung. Natürlich weiss jeder,

dass es ein Krieg ist, obendrein gegen ein Bruder-volk, und keiner fühlt sich wohl dabei.

Die Ablehnung des Krieges ist aber noch keine Ablehnung der russischen Politik. Oleg, knapp vierzig und Arzt in einem Moskauer Krankenhaus, sieht die Schuld ohnehin beim Westen. Seit Jahren würden antirussische Ressentiments angefacht, um die Ukraine ins westliche Lager zu ziehen. Auch Gegner der Militärkampagne sehen die Zuspitzung als fast schon schicksalhafte Eskalation im geopolitischen Kampf. So entsteht eine Wahrnehmung, nach der Russland zwar mit illegitimen Mitteln, doch irgendwie gezwungenermassen seine Interessen verfolgt. Viele Menschen gehen auf Distanz zum Krieg, wenige gehen auf Distanz zur Regierung.

Resilienz und schwarzer Humor

Drei Wochen nach Kriegsbeginn sind solche Anzeichen einer trotzigsten Solidarisierung unüberhörbar. Dabei spielt der Obrigkeit etwas in die Hände, das viel wirksamer ist als alle Propaganda: die russophoben Übergriffe gerade auch in Westeuropa. Telegram-Kanäle sind nicht nur bei jungen Russen populär, und die Berichte aus dem Ausland über Erniedrigungen und Attacken verbreiten sich wie ein Lauffeuer. In solchem Kontext geraten die Sanktionen zur Fortsetzung der Russophobie mit anderen Mitteln.

Der Arzt Oleg warnt allerdings, die Unterstützung zu überschätzen. Noch habe der Fern-seher das Sagen, bald schon könne es der Kühl-schrank sein. Worauf er anspielt, ist der Dreizack aus Rubelverfall, Inflation und Sanktionsfolgen. Allerdings weiss niemand, wie nachhaltig dieser Dreizack wirken wird. Haben die Strategen

Viele Menschen gehen auf Distanz zum Krieg, wenige gehen auf Distanz zur Regierung.

und Beobachter im Westen, die einen wirtschaftlichen Zusammenbruch vorhersagen, eine Ahnung von der russischen Resilienz, dem schwarzen Humor und der Leidenschaft? Wird sich die Bevölkerung des riesigen Landes, die zu 70 Prozent keine Reisepässe besitzt und bis vor einer Generation an kargste Verhältnisse gewöhnt war, vom Westen niederdrücken lassen?

Noch ist der Kühlschrank voll, auch die Regale in dem kleinen Pjatorotschka-Supermarkt am Moskauer Stadtrand. Dort kaufen keine reichen Leute ein. Der alte Mann vor mir legt Nudeln, ein Pfund Salz, zwei Gläser passierte Tomaten und eine Fischkonserve auf das Kassenband. Nach Abzug des Sozialrabatts zahlt er 936 Rubel, 7,30 Euro zum Tageskurs. Wenn er Bezüger einer

Moskauer Minimalrente ist, waren das fast 4 Prozent seines monatlichen Budgets.

Der Rückzug der 350 internationalen Unternehmen ist ohnehin mit einem Korn Salz zu geniessen. Starbucks hat definitiv geschlossen. Hin-gegen bleibt von den 850 russischen McDonald's fast jeder fünfte in Betrieb. Für alle Ketten gilt: Die russischen Franchisepartner kann man nicht zwingen, von heute auf morgen dichtzumachen. Burger King hat gar keine eigenen Betriebe; bei KFC und anderen ist es ähnlich.

Mit am härtesten trifft es das Edelkaufhaus GUM am Moskauer Roten Platz. Dort unterhalten die internationalen Top-Brands ihre Flaggschiffgeschäfte; die allermeisten sind geschlossen. Der Grund: Viele Premiummarken gehören denselben Konzernen, beispielsweise LVMH mit 75 Brands. Diese Konzerne ziehen sich zurück, einige werden auch nicht wiederkehren. Wie vor dem Jahr 2000 treten Händler und Importeure an ihre Stelle; die meisten Konsumgüter finden auch künftig einen Weg in den Markt. Anders sieht es bei Ersatzteilen und Dienstleistungen für Flugzeuge oder die Industrie aus, etwa bei Öl und Gas, oder bei der Halbleiterbeschaffung. Wie es mit der russischen Luftfahrt weitergeht, steht in den Sternen. Ohne Airbus und Boeing fliegt da nichts. Das alles wird noch sehr schmerzen.

be inspired

Davidoff
CIGARETTES

NEW



DISCOVER
REACH

GET YOUR FREE PACK NOW*



THE PREMIUM
CAPSULE CIGARETTES,
MODERN AND INNOVATIVE
IN EVERY WAY

- Modern, compact demi-slim format
- Trendy capsule flavours
 - Firm-touch filter
 - Reduced smoke smell

*Allgemeine Bedingungen auf davidoff-cigarettes.ch Conditions générales sur davidoff-cigarettes.ch

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

Held mit blutigen Händen

Stepan Bandera spaltet die Ukraine: Der Antisemit kollaborierte mit den Nazis, war aber auch ein Kämpfer für die Unabhängigkeit.

Wolfgang Koydl

Seit ein paar Wochen dürfte die Verwaltung des Münchner Waldfriedhofs das Augenmerk wieder auf das weisse Steinkreuz im Grabfeld 43 richten. Es wäre nicht das erste Mal, dass die Ruhestätte geschändet würde, schliesslich ist hier ein Mann begraben, der noch über sechzig Jahre nach seinem Tod polarisiert wie kaum ein Zweiter. Heute wahrscheinlich mehr als zu Lebzeiten.

Für die einen war Stepan Bandera ein Freiheitsheld, ein mutiger Vorkämpfer für eine unabhängige Ukraine – ein Mann, nach dem Strassen und Plätze benannt wurden und der mit Dutzenden Denkmälern, Gedenktafeln und einer Briefmarke geehrt wurde. Für die anderen war er ein Nazi-Kollaborateur und Antisemit, der für den Tod Tausender von Menschen verantwortlich war. Ein Mann, der unverhohlen von der rassistischen Säuberung der Ukraine von Russen, Polen und Juden träumte. Doch wie das so häufig ist bei Personen, die sich einer klaren Einordnung entziehen: Beide Seiten haben auf ihre Weise irgendwo recht.

Training bei Mussolini

Unbestritten ist, dass Stepan Bandera ein glühender ukrainischer Nationalist war, der freilich nie in einer unabhängigen Ukraine lebte. Als er 1909 in einem kleinen Dorf in Galizien zur Welt kam, lag diese Weltgegend im äussersten Osten des österreichisch-ungarischen Kaiserreichs. Zehn Jahre später fiel sie an Polen.

Es folgten sowjetische und deutsche Besetzung und die Eingliederung in die UdSSR. Bandera starb auf fremdem Boden: 1959 in München, mit einer Blausäure-Pistole getötet von einem KGB-Agenten.

Der Mord entfachte in der ukrainischen Diaspora in den USA, in Kanada, Australien und Europa einen Personenkult um den anti-kommunistischen und nationalistischen Märtyrer. Dem setzte der Kreml eine nicht minder überzogene Rufmordkampagne entgegen, die Bandera als einen Teufel darstellte, hinter dessen Verbrechen sogar jene der Nationalsozialisten verblassten.



Toxische Erinnerungen: Nationalist Bandera (1909–1959).

Im Laufe der Jahrzehnte verstummten beide Kampagnen. Erst nach der Gründung eines unabhängigen ukrainischen Staates 1991 lebten Kult und Debatte wieder auf. Aber der Nationalheld spaltete die junge Nation: Im nationalistisch gesinnten Westen feierte man sein Andenken, im russisch geprägten Osten verachtete man seine Komplizenschaft mit den Faschisten.

Der Konflikt kochte weiter hoch, als der prowestliche Staatschef Wiktor Juschtschenko 2010 Bandera postum zum «Helden der Ukraine» ernannte. Zwei Monate später widerrief sein Nachfolger Wiktor Janukowitsch diesen Beschluss. Doch im Angesicht der russischen Invasion dürften ihn wohl mehr Ukrainer denn je heute als Helden sehen.

Dabei war zu Beginn seines Kampfes nicht Russland sein grösster Gegner, sondern Polen, dem seine Heimat in Versailles zugeschlagen worden war. Die Siegermächte hatten zum ersten Mal in über 120 Jahren wieder einen polnischen Staat hergestellt, dessen Bewohner sich in verständliche nationale Euphorie hineinsteigerten. Die kollidierte mit den nationalen

Aspirationen der Ukrainer, die in Versailles leer ausgegangen waren.

Ihr Sammelbecken war die Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) unter Andrij Melnyk, einem Namensvetter des heutigen ukrainischen Botschafters in Berlin. Bandera stieg dort rasch auf. Er professionalisierte die ideologische und militärische Ausbildung der offen faschistischen Organisation und stellte Kontakte zu Geistesbrüdern in Osteuropa her. Italiens Duce Benito Mussolini lud OUN-Kämpfer zum Training nach Sizilien.

Intern verwandelte Bandera die OUN zu einer Führerpartei und verlangte absoluten Gehorsam für sich. Abweichler liess er ermorden. Als er wegen der Beteiligung an der Ermordung des polnischen Innenministers Bronislaw Pieracki vor Gericht gestellt wurde, begrüsst ihn seine Kameraden im Saal mit dem faschistischen Gruss. Das Todesurteil, das in lebenslange Haft umgewandelt wurde, machte ihn für viele Ukrainer in Polen vollends zum Märtyrer.

Kurz nach Kriegsausbruch Anfang September 1939 gelang ihm die Flucht aus der Haft.

Da der Molotow-Ribbentrop-Pakt die Westukraine der UdSSR zugeschlagen hatte, ging Bandera ins von Deutschen besetzte Krakau, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Doch die gegenseitigen Erwartungen schlossen einander aus.

Deutschland hoffte auf eine Waffenbrüderschaft mit der OUN, Bandera auf deutsche Hilfe bei der Ausrufung eines faschistischen ukrainischen Staates. Der Ukrainer hielt seinen Teil des Deals ein. Nach dem deutschen Überfall auf

Der Mord entfachte einen Personenkult um den antikommunistischen und nationalistischen Märtyrer.

die Sowjetunion übernahmen seine Männer die Polizeigewalt in Lemberg und begannen ihre Herrschaft mit einem mehrtägigen Pogrom gegen die Juden der Stadt.

Deckname Stefan Popel

In den Folgejahren war die OUN immer wieder an Massentötungen beteiligt. Die Hälfte aller getöteten ukrainischen Juden – 800 000 Menschen – wurde in der Westukraine ermordet – was ohne Beihilfe der Bandera-Truppe unmöglich gewesen wäre. Ihr militärischer Ableger, die Ukrainische Aufständische Armee (UPA), tötete zudem 100 000 Polen und war mitverantwortlich für den Tod von 140 000 sowjetischen Kriegsgefangenen in der Festung Lemberg.

Persönlich konnte man Bandera für diese Gräueltaten nicht haftbar machen. Denn kurz nachdem er in den ersten Kriegstagen eine ukrainische Republik ausgerufen hatte, nahmen ihn die Deutschen in eine vergleichsweise komfortable Zwei-Zimmer-Schutzhaft im KZ Sachsenhausen. Als sie ihn kurz vor Kriegsende freiließen, damit er eine neue antisowjetische Truppe aufstelle, war es zu spät. Der Krieg war entschieden.

Bandera schlug sich nach München durch, wo er unter dem Decknamen Stefan Popel und unter dem Schutz des CIA, des britischen MI6 und des Bundesnachrichtendienstes lebte. Amerikaner und Briten nutzten seine alten Kontakte, um einen antisowjetischen Untergrundkrieg zu unterstützen, der in der Ukraine noch bis in die fünfziger Jahre tobte.

Doch der Schutz nützte nichts. Bandera wurde von einem KGB-Profilkiller vor seiner eigenen Haustüre in München ermordet und auf dem Waldfriedhof beigesetzt. Bis jetzt hat noch keine Regierung in Kiew versucht, den Leichnam heimzuholen. Die Erinnerung ist zu toxisch.

Andrij Melnyk, Namensvetter des OUN-Gründers und Botschafter Kiews in Berlin, legte allerdings bei einem München-Besuch Blumen am Grab Banderas nieder.

RECHTSEXTREMISMUS

Neonazis in den ukrainischen Streitkräften

Das ukrainische Asow-Regiment sorgt seit seiner Gründung 2014 für unschöne Schlagzeilen. Amnesty International warf ihm Kriegsverbrechen vor, der US-Kongress untersagte jegliche Unterstützung für die Truppe, und Facebook verbannte sie wegen Hassreden. Doch die Regierung in Kiew hielt ihre schützende Hand über die Asow-Männer. Nach dem Maidan-Aufstand 2014 erliess das Parlament eine Amnestie für sie; einer ihrer Anführer wurde gar zum Polizeichef von Kiew ernannt.

Pünktlich mit Beginn des Krieges hat Facebook die Sperre wieder aufgehoben, und die mit Panzern und Artilleriegeschützen bewaffneten, rund zwei- bis dreitausend gutausgebildeten Krieger von Asow nehmen an vorderster Front an den Kämpfen teil. Ein Schwerpunkt ihres Einsatzes ist die südukrainische Stadt Mariupol am Ufer des Asowschen Meeres, nach dem sich das Regiment benennt. Hier wird auf beiden Seiten mit besonderer Brutalität vorgegangen, nirgendwo leidet die Zivilbevölkerung mehr. Mehrere Versuche, Zivilisten zu evakuieren, schlugen fehl.

Ein Grund für die erbitterten Kämpfe mag darin liegen, dass die Stadt eine besondere Bedeutung für das Asow-Regiment hat. Im Sommer 2014 eroberten seine Männer sie von russischen Separatisten zurück, die von Donezk und Lugansk aus vorgedrungen waren, um eine Landverbindung zur Halbinsel Krim herzustellen. Seit diesem Sieg ist das Regiment in Berdjansk, vierzig Kilometer südöstlich von Mariupol, stationiert. Die Verteidigung des Ortes ist somit nicht nur eine strategische Notwendigkeit, sondern auch eine Frage der Ehre und des Selbstverständnisses.

«Christliche Hisbollah»

Erkennungszeichen des Asow-Regiments ist eine blaue Wolfsangel auf gelbem Grund. Sie war ein seit Jahrhunderten bei der Wolfsjagd verwendetes, besonders grausames Jagdgerät. Als Symbol wurde und wird sie von zahlreichen nationalistischen und antisemitischen Organisationen verwendet. So fand sie sich auf den Fahnen und Fahrzeugen der 2. Waffen-SS-Panzer-Division «Das Reich». Asow-Vertreter hingegen weisen die Nazi-Verbindung zurück. Es handle sich vielmehr um die Buchstaben I und N und stehe für den Begriff «Idee der Nation».

Nun gibt es überall in Osteuropa, auch in Russland, militante rechtsextreme Grup-



*Symbole wie die SS:
Asow-Regiment.*

pen, und es trifft auch zu, dass die mit Asow verbündeten Gruppierungen in der Ukraine auf den ersten Blick politisch unbedeutend sind. Nach den Worten von Andri Biletzkyj, ihrem ersten Kommandanten, sind nur 10 bis 20 Prozent der Kämpfer Hardcore-Neonazis. Harmlos ist das gleichwohl nicht, schliesslich ist das Regiment keine private Söldnertruppe, sondern als Teil der Nationalgarde in die Streitkräfte der Ukraine eingegliedert.

Vor allem ist es über ein ausgedehntes Netzwerk mit radikalen Nazi-Gruppen weltweit verbunden. Hier werden derzeit Freiwillige für den Kampf rekrutiert. In Deutschland gehört dazu die Gruppe III. Weg, in den USA die National Socialist Order und die Misanthropic Division. Deren Motto lautet «Töten für Wotan», und tatsächlich eint viele slawische Rechtsextreme ein Glaube an vorchristliche Gottheiten. So hat das Asow-Regiment in Mariupol einen Schrein für Perun eingerichtet, den Göttervater des heidnischen slawischen Pantheons.

Andere Mitglieder pflegen ein militantes orthodoxes Christentum. Dmytro Kortschynskyj, ein Mitbegründer von Asow, leitet die Organisation Bratstvo, die er als «christliche Hisbollah» bezeichnet. Rechte Übergriffe auf Schwule, Feministen und Roma in der Ukraine sind an der Tagesordnung. Ein einigendes Band ist auch der Antisemitismus. So brüstete sich Biletzkyj, dass sein Asow-Regiment «die weissen Rassen der Welt im Endkampf gegen die von Semiten geführten Untermenschen» anführe. Dass Rechtsradikale in der Ukraine seit Jahren auch von einflussreichen jüdischen Geschäftsleuten wie dem Oligarchen Ihor Kolomojsyj finanziert werden, gehört zu den Besonderheiten des Landes.

Wolfgang Koydl

Schlossherrin von «Downton Abbey»

Lady Fiona führt mit ihrem Mann, dem 8. Earl of Carnarvon, das berühmte Highclere Castle. Kommt das Filmteam, rückt das Paar die Möbel.

Bettina de Cosnac

Es ist eine gute Zeit. Zumindest für ein Interview mit der vielbeschäftigten Countess of Carnarvon auf Highclere Castle, Berkshire, westlich von London gelegen. Zwischen Winternachwehen und Frühlingsstürmen, anhaltenden Brexit-Exportschwierigkeiten, Post-Corona-Einschränkungen und ausbleibendem Tourismus findet die Lady schnell einen Termin für mich. Seit 2001 steht sie mit ihrem Mann, dem 8. Earl of Carnarvon, dem gigantischen, im Neo-Renaissance-Stil des 19. Jahrhunderts erstellten und dank der TV-Serie «Downton Abbey» weltweit bekannten Schloss Highclere vor.

Es war eine überraschend schnelle, gleichsam glückliche Fügung. Der Earl, damals noch Lord Porchester, heiratete mit 43 Jahren in zweiter Ehe Fiona Aitken, 36. Im selben Jahr, 1999, wurde ihr Sohn geboren. Zwei Jahre später schon erbte George Reginald Oliver Moynaux

Fiona wurde nolens volens zur Schriftstellerin – im «Nebenberuf».

Herbert den ehrwürdigen Titel 8. Earl of Carnarvon, ein Schloss mit 250 bis 300 Zimmern und über 2000 Hektaren Umschwung.

Kurz darauf klopfte Filmscript-Autor Julian Fellowes mit seiner Familiensaga «Downton Abbey» an die Tür. «Ich hatte keine Zeit, mich richtig mit Highclere vertraut zu machen», berichtet Lady Carnarvon. Erst mit Julian Fellowes begann die Gräfin – fast – sämtliche Zimmer richtig zu erkunden und die Archive intensiv aufzuarbeiten.

Reizwort Pandemie

Sie schrieb fünf Bücher: drei *coffee-table books*, «Das Jahr auf Highclere Castle» und «Weihnachten auf Highclere Castle» mit Geschichten und Rezepten aus dem «echten Downton Abbey» sowie zwei Biografien über kluge, engagierte Vorfahrinnen, etwa über Almina, Frau des 5. Earl, besonders hübsch, besonders reich und besonders schwieriger Gesellschaftsstand, da



Wer wagt, gewinnt – vielleicht: Countess und Earl of Carnarvon vor Schloss Highclere (oben) und im Wirtschaftshof (unten).

uneheliche Tochter eines Rothschild, und über deren Schwiegertochter Catherine, begüterte Amerikanerin. Beide Frauen hatten sich in den zwei Weltkriegen als Stützen von Highclere und Grossbritanniens hervorgetan.

Fiona, wie ich die Countess nach wenigen Minuten nennen darf, wurde nolens volens zur Schriftstellerin – im «Nebenberuf»: «Ich wollte nie Autorin werden», versichert sie, obwohl sie deutsche und englische Literatur in St. Andrews studierte. Gut studierte, denn schnell und gerne wechselt sie ins Deutsche, zitiert deutsche Philosophen und Autoren, erinnert sich sogar an einen Schweizer Schriftsteller, Friedrich Dürrenmatt. «Ich kann auch Mittelhochdeutsch», sagt sie mit einem Strahlen im Gesicht. Damit hat sie mir einiges voraus, wie ich neidlos feststelle.

Sprachen und Bücher machen ihr sichtlich Spass. Auch der Kontakt mit Menschen. Mit ihrem Bestseller «Almina» tourte sie durch Nordamerika. Lesereisen durch Deutschland oder die Schweiz stehen, pandemiebedingt, noch aus. Sie würde sich freuen. Die Pandemie, ein Reizwort. Sie schottete auch Highclere von der Aussenwelt ab, warf die Besitzer «um Jahre» zurück. «Aber man erfuhr als Mensch, was einem wichtig war», relativiert sie. «Für mich sind es gemeinsame Essen, Gespräche bei einem guten Glas Wein, Familie – und Community.»

«Einfach nur weiterbestehen»

«Community» will heissen: Highcleres Angestellte. «Derzeit sind wir etwa 20 oder 30, genau weiss ich es nicht», gesteht sie freimütig, «im Sommer sind es bis zu 150, Teilzeitjobs inklusive.» Die Sorge und die Verantwortung um diese «Community» treiben sie täglich an: «Wir müssen Gehälter zahlen!» Und Corona, gepaart mit dem «fürchterlichen» Brexit, hat das Gros regulärer Einnahmen heruntergefahren. Wenn sie nicht ganz ausblieben. «Im Moment geht es vor allem darum, einfach nur weiterzubestehen», sagt die Countess mehrfach.

Ihr Schreibzimmer liegt in der obersten Schlossetage, mit Blick über die weite Park- und Hügellandschaft. Es hat Symbolcharakter. Fiona behält gerne den Überblick. Muss sie auch, denn im Hauptberuf ist die Lady geforderte Estate-Managerin, agile Ansprechpartnerin für alles. Mit ihrem Mann kreierte sie auf brachliegender Fläche einen «geheimen» Garten und schuf einen zwölf Hektaren grossen Nutzgarten. Sie richteten zerfallene Gewächshäuser, setzten Reben unter der Ägide eines angereisten französischen Experten aus der Champagne, so dass Highclere sein eigenes Perlgetränk «champagnergleich» vermarktet.

Die Lady kaufte Hühner, die Namen von Jane Austens Romanheroinnen tragen, und gesellige britische Lop-Schweine, die sie gerne selber füttert. Und kommt das Filmteam von «Downton Abbey», rückt das Paar persönlich die Möbel,

um Bruch zu vermeiden. Wird gefilmt, wandelt sich die rührige Highclere-Gastgeberin, Fremdenführerin, Cottage- und Hochzeits-Managerin, Podcasterin und Montags-Bloggerin in einen «Steward», sprich: allwissenden «Diener» für alles.

Dass sie gerne Dinge bewegt, steht fest. «Ich wollte eigentlich immer etwas auf die Beine stellen, irgendein Business», erzählt sie. «Ich liebe es, die Wahl zu haben – und zu wählen.» Auf dem Anwesen Highclere, dessen «Business» sie dezidiert vorantreibt, ist sie damit bestens aufgehoben.

Gleich nach ihrem Studium suchte Fiona «etwas, um auf eigenen Füßen zu stehen». Sie machte eine Ausbildung im Rechnungs-

Die Erfolgsserie brachte gutes Zusatzgeld für notwendige Reparaturen, vor allem.

wesen und arbeitete als Buchhalterin. «Diese Arbeit trainierte mein Gehirn und wurde Teil von mir: Disziplin, Bilanzen, Fakten – und dann Cash. Das wär's», resümiert sie. Es helfe ihr auch beim Schreiben: «Ich muss ein Buch lesbar aufbereiten. Letztlich wie einen Jahresabschlussbericht.»

Nachmittags schreibt sie «möglichst zwei, drei Stunden» bei klassischer CD-Musik in ihrem Refugium. Vormittags checkt sie «stundenweise» E-Mails, brieft das Personal, hat, wie ihr Mann, diverse Meetings. Täglich führt sie die neun Hunde spazieren, um «etwas Sport zu treiben», und badet manchmal morgens in kaltem Wasser. Sie ist ein Outdoor-Mensch, liebt Picknicks in dem von Capability Brown romantisch geformten Landschaftspark. Aber «auch Bibliotheken und schon immer das Lesen»!

Ihre Eltern starben früh. Sie war 28 Jahre alt und die älteste von sechs Schwestern. Die jüngste gerade 12. Das prägt. «Als ich einmal nicht weiterwusste, fragte mich ein guter Freund meines Va-

ters, ein erfolgreicher, sehr sozial eingestellter Geschäftsmann, ob ich heute schon mein Bestes gegeben hätte. Ich sagte, ich versuche es. Gut, meinte er, Gott verlangt nicht mehr.»

Eine Frau, die ihr Bestes gab – so möchte die 8. Countess of Carnarvon auf Highclere in Erinnerung bleiben. Ihrer eigenen Familie, besonders der Mutter, setzte sie in ihren Büchern bereits ein Denkmal. Mit ihren Schwestern pflanzte sie eine neue Wallnussallee. Bleibende Spuren auf dem Anwesen ihres Mannes. «Er und ich sind ein Team. Und gemeinsam mutiger als allein.»

«Geordie», wie sie ihren Mann, den 8. Earl of Carnarvon, liebevoll in Büchern und im Leben nennt, ist «zum Glück noch detailverliebt» als sie. Ob Kochrezepte oder Haushaltsbücher, er prüft genau. Anders als sein Vater. Dieser kümmerte sich vor allem um die Pferdeställe der Queen, während der aktuelle Earl Highcleres Geschäfte wie Tiernahrung und Landwirtschaft, darunter Getreideanbau, Lamm- und Pferdezucht, betreibt und Cottages vermietet. «Farmer» nennt er sich schlicht. Und «Farming» ist das wichtigste, schon seit über tausend Jahren betriebene Standbein auf dem einstigen Bischofssitz.

Die Erfolgsserie «Downton Abbey», die sich von dem echten britischen Adel inspirieren lässt, brachte «gutes Zusatzgeld» für notwendige Reparaturen, vor allem aber eine «hervorragende, weltweite Marketingplattform». Anders als vorausgegangene gedrehte kleine Filme. «Das Marketing mache ich», sagt die Lady, lacht und schwingt ihr Handy, mit dem sie Podcasts und Videos für die sozialen Medien aufnimmt und postet: «Ich habe immer Ideen. Besonders im Badezimmer.» Der Earl hingegen habe «ein sehr gutes Gespür für Menschen». Gemeinsam prüfen sie, möglichst beim Nachmittagstee, neue Projekte. «Aber solange man etwas nicht ausprobiert, weiss man nicht, ob es ein Erfolg wird», ist ihre Devise.

Wer wagt, gewinnt – vielleicht. Ihr neuer Gin erhielt Bestnoten von Connaisseurs. Nun sollen Sponsoren zu «Friends of Highclere» werden. In Grossbritannien gibt es keine staatlichen Hilfen für Privatbesitz, jedoch horrenden Erbschaftssteuern. So bleibt Fiona eben kreativ.

Eine Frage, die ich gerne dem Earl gestellt hätte, will sie mir beantworten. Er ist in einem anderen Meeting. Also gut: «Ahnte Ihr Mann damals, dass er eine so polyvalente Frau heiratet?» Sie lacht herzlich. «Wir wussten wohl, auf welches Abenteuer wir uns einliessen, aber ...» Aber! Mann und Frau bleiben ein stetes Abenteuer, wie Mylady in Randbemerkungen gerne in ihre Bücher einfließen lässt.

Die 8. Countess of Carnarvon ist die erste Schriftstellerin in der Dynastie und aktive Managerin. Der 8. Earl of Carnarvon ein aufgeschlossener Mann, der Highclere zusammen mit ihr für die Zukunft erhalten will. In diesen Zeiten eine riesige Herausforderung für beide.



„Einerseits ist es toll, dass du eine Art Finanzplan erstellt hast...“

Ukrainischer Exodus

Europas grösste Flüchtlingskatastrophe seit dem Zweiten Weltkrieg verändert den Kontinent. Noch dominiert die Willkommenskultur. Aber zum Nulltarif ist sie nicht zu haben.

Pierre Heumann

Es ist die seit Jahrzehnten schnellste und grösste Massenflucht aus einem europäischen Land. Drei Wochen nach der Invasion russischer Truppen sind bereits mehr als 2,8 Millionen Menschen aus der Ukraine geflohen, überwiegend Frauen, Kinder und Senioren. Doch das sei erst der Anfang, sagt Alexander Betts, Professor für «Erzwungene Migration» an der Universität Oxford, in einem Zoom-Interview mit der *Weltwoche*: «Die Zahl der Flüchtlinge wird signifikant steigen.»

Wenn sich der Krieg in die Länge ziehe, könnten sieben Millionen Ukrainer ihr Land verlassen. Das wären 16 Prozent der ukrainischen Bevölkerung. Hinzu kommen «deutlich mehr als 500 000 Ukrainer» (Betts), die zwar nicht aus dem Land geflohen sind, aber aus ihren Städten und Dörfern. Wie dramatisch die Lage ist, zeigt die Einschätzung von Vitali Klitschko, dem Stadtpräsidenten von Kiew. Die Hälfte der Bevölkerung habe die Hauptstadt verlassen, sagte er am 10. März. Seither ist die Lage noch dramatischer geworden.

Wissen fliesst ab

Die Zukunft der Ukraine ist durch den Aderlass gefährdet. Ein «signifikanter» Anteil der Flüchtlinge werde mittelfristig ausserhalb ihrer Heimat bleiben, meint Betts. Das zweitgrösste Land Europas werde sich vom gewaltigen Brain-Drain auf Jahre hinaus nicht erholen. «Der wertvollste Teil des ukrainischen Reichtums – das Humankapital – verlässt die Ukraine in einem Ausmass, wie wir es in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr erlebt haben», bestätigt Kristalina Georgiewa, geschäftsführende Direktorin des Internationalen Währungsfonds.

Die meisten Flüchtlinge nimmt Polen auf. Bisher sind es 1,5 Millionen Menschen. Zum Vergleich: Das sind etwa 4 Prozent der Bevölkerung und entspricht beinahe der Einwohnerzahl Warschaws. Die meisten werden in Polen bleiben, weil Flüchtlinge typischerweise möglichst nahe bei ihrer Heimat sein wollen, sagt Betts. Polen sei damit überfordert. Deshalb sollte die EU Polen bei der Aufnahme der Uk-

rainer finanziell unterstützen: «Die EU darf sich nicht aus der Verantwortung stehlen und die Polen allein lassen.»

Das sieht im Prinzip auch die Präsidentin der Europäischen Kommission, Ursula von der Leyen, so: Europa stehe an der Seite der Schutzbedürftigen, verspricht sie: «Alle, die vor Putins Bomben fliehen, sind in Europa willkommen.»

Wer profitiert?

Doch die Probleme zwischen Brüssel und Warschau sind damit nicht gelöst. Polen, so behauptet die EU, verstosse gegen rechtsstaatliche Standards. Deshalb hält die Union Milliarden Euro aus einem Aufbaufonds zurück. Ob Gelder für die Integration der Ukrainer fliessen werden, bevor die EU und Polen ihren Streit beigelegt haben, muss sich erst noch zeigen.

Ohne finanzielle Kompensation für die Aufnahme der Flüchtlinge werde sich aber das Klima gegenüber den Flüchtlingen in Polen schnell verschlechtern, meint Betts.

Es gibt freilich auch Staaten, die vom Elend der Ukraine profitieren können. So hat eine Prager Wirtschaftszeitung den Zustrom von Flüchtlingen aus der Ukraine «als ein will-

kommenes Geschenk» für tschechische Manager begrüsst, die auf billige Arbeitskräfte hoffen. Länder wie Moldawien, einer der ärmsten europäischen Staaten, oder Georgien, deren Bevölkerungszahlen seit Jahrzehnten rückläufig sind, setzen auf die Ankunft von Menschen mit einem hohen Bildungsniveau.

Von der demografischen Umwälzung profitiert ein Land aber ganz besonders: Russland. Auch wenn das nicht sein zentrales Motiv für

Wird die Ukraine Teil der russischen Einflusszone, verändert sich die Demografie zugunsten Russlands.

die Invasion war, sei klar: Putin verspreche sich von der Ukraine einen demografischen Rettungsschirm, sagt Bruno Tertrais von der Fondation pour la recherche stratégique (FRS). Russlands Bevölkerung ist seit Jahren rückläufig.

Putin schützt und privilegiert zwar die russischen Minderheiten, zum Beispiel auf der Krim, falls sie nicht dem westlichen Europa, sondern Moskau zugewandt sind. Aber den Trend kann er damit nicht umkehren. Während Russlands Bevölkerung schrumpft, wächst diejenige Zentralasiens. Zwischen 1992 und 2020 sank in Russland die Zahl der Einwohner um vier Millionen. Demgegenüber stieg sie im selben Zeitraum in Usbekistan um dreizehn Millionen, in Kasachstan um zwei Millionen, und in Tadschikistan verdoppelte sich die Bevölkerungszahl von fünf auf knapp zehn Millionen. Wird die Ukraine Teil der russischen Einflusszone, verändert sich die Demografie zugunsten Russlands.

Jelzins Warnung

Putin würde damit das korrigieren, vor dem bereits 1991, am Vorabend des ukrainischen Unabhängigkeitsreferendums, der damalige Präsident Boris Jelzin gewarnt hatte: dass sich ohne die Ukraine «das Gleichgewicht [in der Union] zwischen slawischen und islamischen Nationen» dramatisch verändern würde.



Mit Diversität zurück im Gespräch

Victoria's Secret entdeckt seine Passion für Inklusion: Dafür gibt's massenhaft tolle Schlagzeilen.



Sofía Jirau ist das erste Modell mit Down-Syndrom, das bei der Unterwäschemarke Victoria's Secret (VS) unter Vertrag genommen wurde. Im Zuge der neuen Kampagne #WithoutLimits, mit der VS inklusiver werden möchte, ist die 24-jährige Puerto-Ricanerin mit siebzehn anderen Frauen unterschiedlichen Hintergrunds in sexy Lingerie vor der Kamera zu sehen. Mit dabei sind Ladys im höheren Alter, Schwangere, Transfrauen, Frauen mit Behinderung. Für Jirau ist damit ein Traum wahr geworden. Raúl Martínez, Creative Direktor bei VS, spricht von einem «inkluisiven Geist».

Jiraus Coup hat das übliche Meinungskarussell zum Drehen gebracht. Die erste Gruppe schwärmt im Internet, das Unternehmen habe alles richtiggemacht, gratuliert der jungen Frau und freut sich über ihren Erfolg. «Sie hat offiziell Geschichte geschrieben», schreibt das *People*-Magazin.

Die zweite Gruppe kritisiert den Entscheid. Sie findet es falsch, eine Person mit Down-Syndrom zu sexualisieren, und verurteilt es als «Objektivierung» (Reduzierung der Frau zum Sexualobjekt). Gemäss *The Independent* sieht diese Gruppe Jiraus Unabhängigkeit als eine «Maske der Täuschung», und die VS-Kampagne würde ihre «speziellen Bedürfnisse» manipulieren.

Diese Bedenken wiederum haben einen Ismus-Vorwurf der nächsten Gruppe zur Folge; eine solche Betrachtungsweise sei ableistisch (Ableismus bezeichnet die Diskriminierung von Menschen mit Behinderung). Dazu schreibt eine Autorin im *Independent*, man solle aufhören, Menschen mit Behinderung zu desexualisieren. Jirau tue es für sich selbst, sie sei mit ihren 24 Jahren fähig, einen informierten Entscheid über ihre Teilnahme an der Kampagne zu fällen. Und weiter: «Wir sind Erwachsene mit sexuellen Bedürfnissen und mit einer Sinn-

lichkeit, die gefeiert werden sollte. [...] Wir sind sexuelle Wesen, egal, wie unbehaglich sich Menschen ohne Behinderung dabei fühlen.»

Ich habe zu der Thematik keine wirkliche Meinung (ja, das gibt es). Seit Jahren wird VS öffentlich scharf kritisiert, vor allem von prominenten Feministinnen und Journalistinnen, die den Mangel an unterschiedlichen Körpertypen in der Werbung und den Shows beklagen, insbesondere, dass Plus-Size- und Transgender-Models fehlen. Nebst dem Druck durch die sinkende Anzahl Verkäufe, die schlechte Presse und die Kritik kämpft die Edelmarke mit harter Konkurrenz von Savage X Fenty, der Lingerie-Linie von Rihanna, die sich durch eine grosse Diversität an Frauen in Bezug auf Haut- und Körpertypen auszeichnet. Fenty wird in den Medien seit ihrer Gründung hochgelobt – VS gleichzeitig niedergeschrieben. Man kann nachlesen, dass Fenty den Konkurrenten VS «gekillt» habe.

Das scheint tatsächlich so, und um das Desaster halbwegs aufzufangen, hat sich wohl auch VS entschlossen, vom Zeitgeist Notiz zu nehmen. Es gibt mittlerweile viele Unternehmen, die bei der Vermarktung ihrer Produkte auf Diversität und Inklusion setzen. Dass alle möglichen Frauen schöne Unterwäsche präsentieren, ist unzweifelhaft etwas Gutes, denn: Alle möglichen Frauen tragen schöne Unterwäsche. Heute ist wirklich für alle etwas dabei, und genau darum habe ich das penetrante Arbeiten an der Marke VS nie verstanden. Es gibt Kundinnen, die fühlen sich beim Kauf von sexy Lingerie eher von gnadenlosen Schönheiten angesprochen als von Models, die so aussehen wie sie selbst. Bei der Auswahl von Satinhöschen und mit Strasssteinchen besetzten BHs wollen sie von der Fantasie verführt werden – und nicht von Cellulite oder Übergewicht.

Beim Überstreifen der Teile werden sie nämlich zur *belle de nuit*; das Erwecken der Fantasie funktioniert aber nur, wenn die Wahrheit ausgesperrt bleibt.

Andere wiederum können mit den Grazien mit Endlosbeinen nichts anfangen (oder fühlen sich gar getriggert) und wollen in der Werbung von Frauen repräsentiert sein, die keinen Perfektionismus vorgeben, sondern Realität. Beides ist doch okay, und mir scheint, diese unterschiedlichen Bedürfnisse und Geschmacksrichtungen können hervorragend nebeneinander existieren, ohne dass man für das eine das andere verändern müsste. Warum Druck auf ein Unternehmen ausüben? Wenn einem die Werbung nicht gefällt, kauft man eben woanders ein.

Was ich an dem Ganzen aber interessant finde, ist die vom Dessous-Hersteller vollführte 180-Grad-Kehrtwende. Von dem jahrzehntelangen Defilee maximaler *bigger than life*-Frauen hin zu einem völlig neuen Kampagnenstil, der eine ganz andere Schönheit zeigt; man wird den Eindruck von Überkompensation nicht los. Gleichzeitig ist man geneigt, den Kurswechsel dem heutigen Kulturtrend und dessen selbstgefälligem Diktat zuzuschreiben: Entweder machst du mit, oder du bist das schlimmste Unternehmen, das je existiert hat, und deine Frauenauswahl ist absolut toxisch und inakzeptabel.

In dem Sinne funktioniert das Investieren in Diversität wie ein Joker – und bislang ging das Kalkül auf: Alle berichten über die Victoria's-Secret-Kampagne und deren neues Model. Ob es sich auf die Verkaufszahlen auswirkt, ist dann eine andere Frage.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Russland muss den Krieg gewinnen

Der Westen sollte mit Putin sofort einen Frieden aushandeln und die Ukraine neutralisieren. Sonst taumelt die Welt in einen dritten Weltkrieg.

Albert Karrer*



Je länger, desto gefährlicher: Angriff gegen die ukrainische Infanterie, 15. März.

Der Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine hat grosses Leid über die dortige Bevölkerung gebracht. Er muss im Interesse dieser unschuldigen Opfer, aber auch in jenem der gesamten übrigen Welt unbedingt beendet werden. Der einzige Ausweg aus der verfahrenen Situation besteht darin, dass Wladimir Putin diesen Krieg zwingend gewinnen muss. Dann sollte die Ukraine auf dem Verhandlungsweg neutralisiert werden, wie dies mit Finnland nach dem Zweiten Weltkrieg geschah.

Irreale Hoffnung

Es wäre allerhöchste Zeit, die begreifliche Empörung und Bitterkeit über Putins Bruch des Völkerrechts zu überwinden. Wir müssen die Emotionen ablegen und dringend zum logischen Denken zurückfinden. Westliche Wirtschaftsboykotte, Waffenlieferungen und anfeuernde Appelle an den ukrainischen Widerstand sind falsch. Denn sie verlängern den Krieg und damit das Elend der Betroffenen. Sie führen zu immer mehr Toten, Verletzten, Zerstörungen

und Migrationsströmen. Der Ukraine-Krieg muss aber auch beendet werden, weil die Gefahr eines Atom- oder Gaseinsatzes real ist. Putin ist zwar kein Befürworter eines Atomschlags, er will noch nicht einmal diesen Krieg. Aber er duldet in der Ukraine die Nato ebenso wenig wie in

Wir müssen die Emotionen ablegen und dringend zum logischen Denken zurückfinden.

anderen früheren Sowjetgebieten, etwa Belarus, Georgien, Moldawien und so weiter. Putins Ziel ist glasklar: Er will die Ukraine wieder in die russische Einflusszone zwingen.

Der Westen muss die irrealen Hoffnungen fahren lassen, den russischen Präsidenten Putin verhaften, stürzen oder gar umbringen zu können. Denn Putin wird alles unternehmen, um dem Schicksal des aufgeknüpften Saddam Hussein oder des ebenfalls umgebrachten Muammar Gaddafi zu entgehen. Er muss diesen

Krieg unter allen Umständen gewinnen und wird dafür jedes Mittel einsetzen. Je schwieriger seine militärische Lage wird, desto gefährlicher wird für Europa seine Atommacht. Wenn Putin mit konventionellen Mitteln – Flächenbombardements bis zur totalen Zerstörung von Städten – nicht zum Ziel kommt, könnte er den USA mit taktischen Atomschlägen in der Ukraine drohen. Wenn dann Präsident Joe Biden nicht einlenkt, könnte es zum Weltkrieg, wenn nicht zum Weltuntergang kommen. Deshalb haben wir allen Grund, einen schnellen Sieg von Putin zu erhoffen.

Die Diplomatie ist zum Glück nicht untätig geblieben. Sie bietet den einzigen Ausweg, um einen Atomkrieg zu vermeiden. Der Westen – also die USA und die EU-Staaten – muss jetzt unbedingt erkennen, in welcher Sackgasse er steckt. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als Putins Forderungen zu akzeptieren und die Ukraine zu neutralisieren. Das ist keine schöne Aussicht für die mutmassliche Mehrheit der EU- und Nato-freundlichen Ukrainer, aber immer noch besser als ein weltweiter Atomkrieg.

Beim Russland-Ukraine-Krieg handelt es sich um einen Krieg zwischen den Weltmächten USA und Russland. Es geht um Verbündete und Einflusszonen. Ein Blick in die Geschichte erinnert uns an die Nachkriegsordnung des Kalten Kriegs zwischen den 1945 siegreichen Alliierten von West und Ost. Als die Sowjetunion auseinanderbrach, nutzten die USA diese Schwäche, um ihre Einflusszone auszubauen. «Nato-Osterweiterung» hiess jetzt das sorglos gebrauchte, aber gefährliche Schlagwort. Russland fühlte sich zu Recht bedroht, konnte sich aber aus innenpolitischen Gründen nicht wehren.

Die USA haben den Krieg im Irak ebenso losgetreten, wie sie den «Arabischen Frühling» unterstützten. Beides hat die Region instabiler gemacht. Der US-amerikanische Geheimdienst CIA hat im Verbund mit zahlreichen NGOs den Aufstand gegen das Assad-Regime in Syrien angezettelt. Der Grund liegt darin, dass die russische Flotte seit den späten fünfziger Jahren im syrischen Latakia einen grossen Marinestützpunkt unterhält. Dieser ist den Amerikanern

ein Dorn im Auge, für die Russen aber enorm bedeutsam, denn Russlands Sorge galt immer der Lebensader eines eisfreien Hochseehafens. Dieser Hafen erklärt auch das Eingreifen Russlands in den syrischen Bürgerkrieg. Sewastopol auf der Krim ist ebenfalls wichtig, nur kontrolliert das Nato-Mitglied Türkei die Meerenge des Bosphorus und damit die Aus- und Einfahrt ins Schwarze Meer.

Wer profitiert?

2014 wurde auf Betreiben und unter Mitwirkung der USA der russenfreundliche ukrainische Präsident aus dem Amt gejagt. Heute dürfte Wladimir Putin bereuen, dass er damals im russisch-ukrainischen Krieg nicht durchmarschiert ist und damit wesentlich weniger Opfer hätte in Kauf nehmen müssen. Die USA haben erreicht, dass das Projekt Nord Stream 2 gescheitert ist. Sie werden weiter Druck ausüben, bis Russland alle Gas- und Öllieferungen einstellt. Damit würde Russland zwar eine wichtige Einnahmequelle verlieren, aber Europa gleichzeitig in eine

Das gegenwärtige Geschehen mahnt an den Peloponnesischen Krieg im Jahr 431 v. Chr.

Rezession stürzen. Cui bono?, fragt der Lateiner. Wer profitiert? Selbstverständlich die Vereinigten Staaten, die dann ihr Öl und Gas an Europa verkaufen können.

Das gegenwärtige Geschehen mahnt an den Peloponnesischen Krieg. Im Jahr 479 v. Chr. besiegten Athen und Sparta gemeinsam die Perser, so wie die USA und die UdSSR Nazideutschland niedergeworfen haben. Danach brach zwischen den antiken ehemaligen Verbündeten genau wie nach 1945 ein Kalter Krieg aus. Die gegenseitigen Interessenkonflikte und Feindseligkeiten mündeten in Wirtschaftsboykott, indem die reiche Seemacht Athen (USA) ihre Häfen für die ärmere Landmacht Sparta (Russland) abspernte.

Im Sommer 431 v. Chr. waren alle diplomatischen Mittel ausgeschöpft. Die Folge war der fast dreissigjährige Peloponnesische Krieg mit Hunger, Tod, Verwüstungen, Seuchen, Schlachten zu Lande und zu Wasser sowie der Zerstörung ganzer Städte. Der brutale Krieg beendete das klassische Zeitalter der Vorherrschaft Athens mitsamt der dort gepflegten Demokratie. Schliesslich lehrt uns die damalige Geschichte auch, dass die neutrale Insel Milos vertragswidrig erobert und versklavt wurde. Das kleine Eiland Milos (Schweiz) hatte in folgenscherem Irrglauben gehofft, es könne sich seine Neutralität auch unbewaffnet bewahren.

*Albert Karrer ist ein Pseudonym. Der richtige Name des Autors ist der Redaktion bekannt. Es handelt sich um einen erfolgreichen Schweizer Unternehmer, der aufgrund der aufgeheizten Stimmung anonym bleiben möchte. Er ist parteilos und hat zu Russland keinerlei geschäftliche oder private Beziehungen.

Traum der Königskinder

Russlands Bevölkerung erträgt Krieg und Sanktionen als kollektives Schicksal. Ost und West finden nicht zueinander.

Thomas Fasbender

Moskau

In Moskau liegen alle möglichen Gefühle in der Luft, gleichzeitig und eng beieinander: Trauer und Empörung über den Krieg, der unerschöpfliche Galgenhumor, unpolitischer Fatalismus und die Wagenburg-Mentalität der ewig Hintangesetzten. Kein Wort und keine Regung erinnern an den Überschwang nach der Krim-Annexion vor fast acht Jahren. Die wurde als kollektiver Befreiungsschlag empfunden, als Wiedergutmachung eines (wenn auch selbstverschuldeten) historischen Unrechts. Verglichen damit ist die Stimmung 2022 dumpf, trotzig und abgewandt, bewährt in alter Schicksalsergebenheit. Man wird den Krieg und die Sanktionen als (wenn auch selbstverschuldetes) kollektives Schicksal ertragen.

Fremd in der Fremde

Die Mächtigen im Kreml haben diese Reaktion treffender eingeschätzt als die Erfolgchancen ihrer übel missratenen Militäraktion. Der Angriff hat Zehntausende Russen bewogen, sich ins Ausland abzusetzen, temporär oder dauerhaft. Unter den Gebliebenen gehen einige auf die Strasse, lassen sich verhaften und aburteilen – die Lieblingsmotive der westlichen Medien. Doch in Wirklichkeit sind es nur wenige, so wie es in über zwanzig Jahren Putin-Herrschaft immer nur wenige Prozent der Bevölkerung waren, die diesen Weg gegangen sind. Und in Wirklichkeit steht auch jetzt die Mehrheit hinter Putin, die Putin-Mehrheit, die ihn seit 1999 trägt. Das ist nicht nur das Ergebnis verzerrender Propaganda. Anders gesagt: Der Glaube, russische Soldaten würden die Ukrainer aus den Fängen eines nazistischen Regimes befreien, ist natürlich ein Propaganda-Resultat. Hingegen geht die Überzeugung, dass russische und westliche Interessen in der Ukraine notwendig aufeinanderprallen, dass also Russland und der Westen eine Art geopolitischen Entscheidungskampf an einer Nahtstelle Europas austragen, durchaus auf die Erfahrungen der Jahre seit 2013 zurück.

Man muss das unter allen Umständen im Auge behalten. Warum? Millionen Russen sind in den vergangenen dreissig Jahren in Richtung Wes-

ten gereist, haben Europa bewundert, sich auf die nächste Reise gefreut – doch eine innere Distanz ist nie verschwunden. Das Gefühl, fremd in der Fremde zu sein. Es wird befeuert von einem historischen Kontinuum: dem zivilisatorischen West-Ost-Gefälle. Alle abendländische Gemeinsamkeit kann das nicht übertünchen. Damit hätte man noch leben können, doch der Westen hat es den russischen Skeptikern leichtgemacht. Ob Nato-Osterweiterung oder Farbenrevolutionen, wer wollte, nahm den Westen als übergriffig wahr. Als weltanschaulich missionarische, wenn nicht gar militärische Bedrohung.

Im Ergebnis hat sich das Bild der europäischen Friedensordnung, wohlgermerkt aus Moskauer Perspektive, in den Jahren seit 1990 grundlegend

Ob Nato-Osterweiterung oder Farbenrevolutionen – wer wollte, nahm den Westen als übergriffig wahr.

gewandelt: von der Illusion des europäischen Hauses zum Joch eines russischen Versailles. Es ist die Furcht vor einer Umarmung, der man nicht gewachsen ist.

Die jetzt in Deutschland und anderswo aufblühende Russophobie ist die Kehrseite dieser Verortung. Der Russe ist wieder Gefahr, Gefahr aus dem Osten. Unberechenbar, kriegslüsternd, barbarisch. Sein Anspruch auf Augenhöhe ist verwirkt. Nichts brächte das besser zum Ausdruck als die Ankündigung von Facebook und Instagram, Aufrufe zur Tötung russischer Soldaten nicht mehr zu löschen. Keine, auch nicht die teuerste russische Propaganda hätte einen ähnlich solidarisierenden Effekt gehabt.

Wie immer der Krieg ausgeht, die Enttäuschung bleibt, auf beiden Seiten. Da mag die Wirtschaft sich irgendwann wiederbeleben, das europäische Haus ist zerstört. Der Traum der Königskinder bleibt ein Traum: Sie konnten beisammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief. In den russischen sozialen Medien kursiert ein trotziger Cartoon: Zar Peter hat das Fenster nach Europa geöffnet. Putin hat es geschlossen. Durchgelüftet. Und gut ist.

Starke Hand

Nr. 10 – «Das entfesselte Imperium»
Editorial von Roger Köppel

Ich besuchte in den neunziger Jahren mehrmals Russland und die Ukraine und konnte jeweils privat bei Bekannten und Bekannten von Bekannten unterkommen. Wir diskutierten über die chaotischen, mafiosen Zustände seit Jelzin und die Möglichkeiten der Demokratie. Da sagte mir eine Wissenschaftlerin: «Weisst du, Russland braucht einfach eine starke Hand, unser Land ist viel zu gross.» Als Putin gewählt wurde, war mir klar: Jetzt haben sie ihre starke Hand. Und wirklich, die Lebensumstände der Menschen verbesserten sich markant, die Leute waren erleichtert. Es ist wahrscheinlich eine Utopie, wenn wir im Westen denken: «Wäre der Putin weg, würde alles besser.» Wer sagt uns, dass nachher nicht noch eine schlimmere Lösung kommt? Eine Demokratie muss aus dem Volk herauswachsen und von allen getragen werden. Russland ist aber riesig und hat eine lange Tradition von Zaren und diktatorischen Regierungen. Es war noch nie eine Demokratie.

Claudia Förderer, Zürich

Was wäre, wenn Russland, Belarus und die Ukraine mittelfristig der EU und der Nato beitreten? Die Vorteile für alle Beteiligten liegen auf der Hand. Nach dem Brexit würde es der EU guttun, wenn ein wirtschaftliches Schwergewicht (Russland) mit vielen Bodenschätzen dazustösse. Russland würde sich mehr zu Europa und Amerika als zu China hinwenden. Sanktionen könnten aufgehoben werden. Der neue kalte Krieg könnte mit einem Schlag beendet, Hunderte Milliarden könnten an Rüstungsausgaben eingespart werden. Würde

man die Militärausgaben weltweit um 50 Prozent reduzieren, wäre die Welt kein bisschen unsicherer. Es wäre genug Geld da für Klima und Umweltschutz und gegen Pandemien, Armut und Hunger. Es darf nicht sein, dass zwei Länder, Russland und die USA, die nicht einmal über 500 Millionen Menschen regieren, über das Schicksal der gesamten Menschheit entscheiden. Das Ganze lässt sich unter Putin und Lukaschenko schwerlich realisieren; aber wie denkt die Mehrheit der Russen und Weissrussen über eine solche Idee? Zukunft heisst Chancen statt Bedenken entdecken. Der Welt würde eine Radikalkur guttun.

Jürgen Giebler, Oberbachheim (D)

Blinder Aktionismus

Nr. 10 – «Altmeister der Neutralitätsgeschichte»
Christoph Mörgeli über Edgar Bonjour

Ich kann es immer noch nicht fassen, wie leichtfertig unsere Regierung die Neutralität unseres Landes preisgibt – ist diese doch ein ganz und gar unverzichtbares Gut. Und unsere Angestellten in Bern wissen nichts Besseres, als diesen existenziellen Wert für die Schweiz in blindem Aktionismus mit einem Federstrich auszulöschen. Und dies, obwohl die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte mehrfach deutlich gemacht haben, dass Sanktionen in erster Linie die ohnehin schon leidende Bevölkerung treffen und nicht die tatsächlich Verantwortlichen. Für mein Verständnis hat solches Handeln landesverräterische Züge. Russland hat davon Kenntnis genommen und die Schweiz prompt auf die «Liste feindlicher Staaten» gesetzt. Was dies zur Folge haben könnte, wage ich mir nicht auszumalen.

Daniel Wirz, Zug

Schock für Gutmenschen

Nr. 10 – «Deutschlands neue Russophobie»
Wolfgang Koydl über neue Feindbilder

«Wie auf Kommando hat das gesunde Volksempfinden umgeschaltet auf einen neuen Feind.» Das ist genau das, was auch für mich auffallend ist. All die politisch korrekten Gutmenschen müssten doch eigentlich schockiert sein, wie schnell ein Thema aus dem Mainstream verschwindet. Oder man sollte an Putin gelangen und ihn fragen, ob sich auch wirklich all seine Soldaten in ihren männlichen Körpern noch wohlfühlen, ob sie die Corona-Maske tragen und ob auch wirklich alle Granaten, die sie abfeuern, klimaneutral sind. Peter Michel, Sisikon

Lauscher im Ungewissen

Nr. 9 – Nachruf auf Gary Brooker von Rolf Hürzeler

Als «A Whiter Shade of Pale» in Deutschland die Nummer eins war, war ich noch blutjung, und bis Woodstock waren es noch knapp zwei Jahre! Andere Gruppen wie die Beatles, die Stones, die Bee Gees, die Monkees, die Kinks und Manfred Mann waren 1967 auch richtig top bei uns. A whiter shade of pale meint sinngemäss so etwas wie einen helleren Blasston, was immer das auch sein mag, und im Text reiht sich eine Metapher an die andere und lässt den Lauscher im Ungewissen! Jetzt ist Gary Brooker, Mastermind von Procol Harum und Mitkomponist dieses Blasstons, verstorben und die Rockwelt wieder um ein Original ärmer.

Klaus P. Jaworek, Büchenbach (D)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



William Hurt (1950–2022)



Zauberhaftes Bedenkenträgergesicht: Oscar-Preisträger Hurt.

Arkady Renko ist Russe durch und durch, aber auch ein skeptischer Geist. Erörtert er einen Mordfall mit Kollegen, klemmt er zuerst einmal einen Bleistift zwischen die Telefonwählscheibe. Sicher ist sicher. «Gorky Park» (1983), gedreht in Finnland, war ein Meisterstück über die russische Mentalität während der Sowjetdiktatur. Dank Putin ist er wieder von erstaunlicher Aktualität. Der intensive Eindruck, den der Film hinterlässt, geht auf die Hauptrolle des US-amerikanischen Mimen William Hurt als Arkady Renko zurück. Er gibt dem Thriller über korrupte Funktionäre, die mit Zobelhändlern aus den USA dealen, sein gefährlich-fiebriges Ambiente. Hurt war Hollywoods Melancholiker mit einem Zug ins Leidende, aber nicht ins Selbstmitleidige. Als Arkady war er perfekt besetzt: ein angepasster Russe, der nur nicht verstehen kann, warum Meinung und Verhalten nicht frei sein dürfen, warum die sozialistische Weltanschauung so durch und durch verlogen sein muss, und der sich heimlich ein wenig Freiheit herausnimmt. Dieses Leiden vermochte er mit samtener Wehmut zum Ausdruck zu bringen. In seinem ersten Spielfilm (nach Auftritten in TV-Serien), «Altered States» (1980), macht er sich als Wissenschaftler selbst zum Objekt gewagter Experimente, und in «Body Heat» (1981) ist er ein an sich zweifelnder Anwalt, der sich lieber in Affären stürzt und bald in den Fängen einer Femme fatale landet. In Steven Spielbergs

Dystopie «A.I.» (2001) spielt er einen Professor, der an der künstlichen Intelligenz zweifelt. Viele Jahre war William Hurt, der zunächst Theologie an der Tufts University studierte, ein Star für psychologisch fragile Rollen. In Neo-Noir-Filmen («Dark City», 1998) verkörperte er vorsichtig Lavierende, das Aggressive meidend.

«Ich weiss nicht, was mich so traurig macht» – dieser Wehmutssatz des Antonio im «Kaufmann von Venedig» passte Hurt wie angegossen auf Gesicht und Seele. Seine Karriere begann beim Theater, und dorthin kehrte er immer wieder gerne zurück und spielte häufig in Shakespeare-Inszenierungen. Für die Rolle des Homosexuellen in Héctor Babencos «Kiss of the Spider Woman» (1985), in dem er einen politischen Häftling spielte, dem man Kindesmissbrauch vorwarf, erhielt Hurt 1986 einen Oscar für die beste Hauptrolle. Da entfaltete er den Typus, den er verkörperte: den an der Gesellschaft und ihren Ungerechtigkeiten, Vorurteilen und Bösartigkeiten Leidenden, der sich deshalb wie ein Aussenseiter fühlt, obwohl er es nicht sein will. Er war gewissermassen das radikale Gegenstück zu den kernigen Kerlen à la Clint Eastwood, Bruce Willis und Co., die natürlich schon immer das Action-Kino beherrschten. Aber mit den inflationären Superheldenfilmen suchte man einen Kontrast und fand ihn in William Hurt. Als Thaddeus Ross gab er in den «Avengers»-Filmen jenen Staatsbeamten, der die Aktionen der Superspezialisten aus dem Hintergrund koordiniert. Sein Bedenkenträgergesicht als Folie zu den zauberischen Verrücktheiten der Supertruppe bleibt unvergessen.

Wolfram Knorr



FOKUSKMU
Alle sind Wirtschaft.

So rekrutieren Verbände ihre Lernenden

Ab Montag, 21. März, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 28. März, täglich ab 17.20 auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



Was treibt den Bitcoin?

Die Kryptowährung eignet sich schlecht für das Umgehen von Sanktionen.



Wohin treibt Bitcoin? Mutmassungen über Krieg und neue Regulierungen treiben die Kryptowährung kursmässig hin und her. Seit Ende Februar gibt es immer wieder Spekulationen über verdeckte Transfers im Ukraine-Krieg, Bitcoin wird verdächtigt, zur Umgehung von Sanktionen zu dienen. Negative Färbung. Vor einigen Tagen sodann kam von US-Präsident Joe Biden ein Erlass, wonach die US-Behörden Kryptowährungen unter die Lupe nehmen und sich den regulatorischen Umgang damit überlegen sollen. Eher positive Färbung, da die Aussicht auf weitere staatliche Regulierung den Schluss zulässt, Krypto-Assets würden nicht untersagt.

Und soeben kam die Meldung, der Wirtschaftsausschuss des Europäischen Parlaments habe mehrheitlich gegen ein indirektes Verbot von Bitcoin gestimmt. Bei Annahme hätte sich die betreffende Vorlage gegen Rechenverfahren gerichtet, die zum sogenannten Mining von Bitcoin notwendig sind: Ein Prozess, der es erlaubt, die Bitcoin-Datenbank als offene Gemeinschaft zu führen, jedoch viel Energie braucht und als klimaschädlich gilt. Dieser Abstimmungsentcheid ist ein eher positives Signal.

Was ist von den Mutmassungen zu halten? Fabian Schär, Professor mit Forschungsschwerpunkt Blockchain und dezentrale Finanzsysteme an der Universität Basel, erachtet die Eignung von Bitcoin zur Umgehung von Sanktionen als vergleichsweise gering. Bei genauer Betrachtung sei eine Sanktionsumgehung mit diesem Asset nicht einfach. Wer die Kryptowährung an etablierten Tauschbörsen kaufe, müsse seine Identität offenlegen und regulä-

re «Know your customer»-Verfahren durchlaufen. Es gebe allenfalls die Möglichkeit, dass jemand Bitcoin vor vielen Jahren, vor Gültigkeit der Auflagen, gekauft und diese bei sich verwahrt habe, aber fürs Handeln müsse man immer noch eine Gegenpartei finden. Unter Berücksichtigung der Tatsache, dass es sich bei Bitcoin um eine öffentliche Datenbank handle, in der Transaktionen auf alle Zeit einsehbar sind, würde die Gegenpartei ein massives strafrechtliches und reputationstechnisches Risiko auf sich nehmen. Zudem hätte die Gegenpartei grosse Schwierigkeiten, die Bitcoin wieder ins Finanzsystem zu bringen.

Also kein Zusammenhang zwischen digitalen Währungen und Krieg? Höchstens ein indirekter, meint Schär. Vorstellbar sei etwa, dass Russland angesichts der Sanktionen versuchen werde, näher ans Finanzsystem von China heranzurücken. Und dass der amerikanische Präsident gerade deshalb seinen Erlass vielleicht früher als geplant verkündet habe. Denn nebst dezentralen Kryptowährungen ging es da auch um Central Bank Digital Currencies (CBDC), also um digitales Zentralbankengeld.

Ein interessanter Zusammenhang dahinter könne darin bestehen, dass China diese CBDC stark forcieren und da eine Vorreiterrolle erlangt habe. Dies könnte auch für Russland als Orientierung dienen – und im Rennen um digitale Währungen wolle Amerika den Anschluss nicht verpassen und habe deshalb eine nächste Phase zur Koordination der Aktivitäten angestossen.

Es gehe um nationale Interessen, strategische Überlegungen zur Position der eigenen Währung, zur Dominanz des US-Dollars in der Welt.

Und da sei die Konkurrenzfähigkeit bei digitalem Zentralbankgeld entscheidend.

Hinzu komme, dass sich in den USA verschiedenste Institutionen mit digitalen Assets befassen, die Zuständigkeiten seien bisher nicht klar geordnet, und für die Zukunft solle das nun offenbar geklärt werden. Ist denn digitales Zentralbankgeld etwas Ähnliches wie Bitcoin? Nicht wirklich, meint Schär. Bitcoin und einige andere Kryptowährungen seien dezentral geschaffene Vermögenseinheiten, CBDC dagegen stamme aus hochzentralisierten Systemen. Es gehe dort vielmehr darum, ein gesetzliches Zahlungsmittel digital abzubilden.

Herrscht denn zwischen Bitcoin und CBDC nicht ein harter Konkurrenzkampf? Nach Schärs Einschätzung handelt es sich um Komplemente. Bitcoin ist eher gesucht als Mittel zur Wertaufbewahrung über die Zeit hinweg und könnte eine ähnliche Rolle einnehmen wie Gold. Ob das tatsächlich so kommen werde, sei aber fraglich und das Risiko enorm, so Schär. Als Alltagszahlungsmittel sei Bitcoin ungeeignet. Sein Kurs zeigt kurzfristig grosse, oft extreme Schwankungen. Wer ein Zahlungsmittel hält, will nicht, dass es heute so viel, morgen viel mehr, Tage darauf wieder viel weniger wert ist. Digitales Zentralbankgeld ist normalerweise kurzfristig sehr wertstabil, gut geeignet als Zahlungsmittel.

Langfristig haben viele staatliche Währungen hingegen stark an Kaufkraft verloren. Die Geschichte zahlreicher sogenannter Fiat-Währungen sieht Schär nicht als Erfolgsgeschichte. Da sei der Schweizer Franken eine grosse Ausnahme.

«HERR DER RINGE» UND DIE SCHWEIZ

Im Sommer 1911 bereiste der junge John Ronald Reuel Tolkien das Berner Oberland. Die mystische Berglandschaft inspirierte ihn zu seinem Monumentalwerk «Herr der Ringe». Der Berner Schriftsteller Tom Kummer erzählt die faszinierende Geschichte dieser Wanderung. Seine Short Story ist eine Hommage an einen grossen Dichter und an die Schweizer Alpen.



Was für eine visuelle Extremerfahrung! Lauterbrunnental mit Staubbachfall.

Tolkiens sagenhafte Reise durch die Schweizer Alpen

Tom Kummer

Bern, 25. August 1967

H heute hat mich ein Brief aus Bourne-mouth, Südengland, erreicht. Es sind private Zeilen, die mich tief bewegen und Erinnerungen an eine Reise wecken, die noch heute intensive Bilder in meinem Kopf auslösen. Wie gerne würde ich den Inhalt dieses Briefes öffentlich machen, denn ich nehme ganz unbescheiden an, dass er von kulturhistorischem Interesse sein könnte. Aus Rücksicht gegenüber dem Absender belassen wir es bei diesen Zeilen:

«Mein lieber Schweizer Freund, ich verliess da-mals die Sicht auf die Jungfrau mit tiefem Bedauern. Das Silberhorn, die Silberzinne meiner Träume, war bestimmt die bemerkenswerteste Erfahrung für mich als erst Neunzehnjährigen, nach einer Kindheit in eher ärmlichen Verhältnissen in Birmingham [...]»

Wie mich diese Worte berühren! Sechsfundfünfzig Jahre sind seit jenen magischen Tagen vergangen. Ich lebe heute alt und zurückgezogen in meiner Geburtsstadt Bern, fast wie der greise Gandalf, jener mächtige Zauberer aus einer fiktiven Welt namens Mittelerde. Trotzdem bin ich nun erfüllt von Sehnsucht nach dieser Zeit, als ich eine Gruppe abenteuerlustiger Engländer in den Zauber unserer Bergwelt einführen durfte, was ganz offensichtlich einen bleibenden Eindruck hatte:

«[...] und deshalb, mein sehr verehrter Schweizer Freund, darf ich es ruhig zugeben: Seit meinem Abschied damals am Thunersee weilt mein Herz immer wieder in diesen hohen steinigen Wüsten zwischen den Moränen und Bergtrümmern. Wie sehne ich mich danach, den Schnee und die grossen Höhen irgendwann wiederzusehen [...] Es war mir eine Ehre, dieses unfassbar schöne Land auch dank deinem grossen Einsatz kennenzulernen, und zwar genau den Teil, der mich zutiefst geprägt hat [...]»

*Hochachtungsvoll,
dein John Ronald Reuel Tolkien»*

Als ich John in jenem Sommer 1911 zum ersten Mal begegnete, konnte ich mir nicht vorstellen, dass dieser schweigsame, hochgewachsene Jüngling aus England auf unserer Reise zu seinem Meisterwerk – dem «Herrn der Ringe», einem Klassiker der Weltliteratur – inspiriert werden würde. Ich war 25 Jahre alt, Student der Psychologie in Bern und versuchte mich als Touristenführer, was damals eine neue Profession war. Mein Vater war stark mit dem Bergen verbunden, arbeitete als Ingenieur am Durchstich zum Jungfrauoch und hielt sich, neben seiner bescheidenen Hausung auf der Kolonie Eigergletscher, ein ständiges Hauptquartier im angenehmen Hotel «Interlaken».

Eine Gruppe von Engländern hatte mich eher überstürzt angeheuert. Sie waren am Vortag, aus Calais kommend, über Laon in die Schweiz gereist und hatten Paris bewusst ausgelassen, um sich nicht der Seuchengefahr auszusetzen. Ihre Reise ging zuerst nach Thun. Sie waren schwer bepackt, aber ohne jegliche Vorstellung, was sie im Berner Oberland erwarten würde. In Interlaken angekommen, schienen die Engländer erfreut und erleichtert, mit mir einen sachkundigen und der englischen Sprache mächtigen Führer an ihrer Seite zu wissen. Angetan waren sie auch vom Hotel «Interlaken» am Höhenweg, wo es elektrische Beleuchtung in allen Zimmern gab. Seit über 600 Jahren gingen hier Reisende aus aller Welt ein und aus, darunter der grosse englische Schriftsteller Lord Byron, was John sofort zutiefst berührte.

Dieser teuflisch schöne Blick

Unsere Gruppe bestand aus fünfzehn Personen: dreizehn englischen Gästen, einer Nanny und mir. Dazu kam Hans «Chrigelhänsel» Laener aus der bekannten Bergführerfamilie in Lauterbrunnen. Er sollte uns über Gimmelwald, Busenalp und das Berghaus «Obersteinberg» zum Breithornngletscher führen. Von den Engländern möchte ich Colin Brookes-Smith erwähnen. Er hatte die Schweiz schon mit seiner Familie bewandert und nun Freunde zu dieser Reise ins Berner Oberland bewogen. Und da war natürlich Johns Tante, Jane Neave, die



Sie lachten über seine Hirnverrenkungen:

ihn und seinen jüngeren Bruder Hilary Arthur zur Reise in die Schweiz angeregt hatte.

Ich erinnere mich gut an den ersten Morgen unserer Reise am 29. Juli 1911. Die Dämmerung war die vielleicht geheimnisvollste, die ich je von Vaters Hotel aus beobachten konnte. Das war den Bränden geschuldet, die an den Hängen des Augstmatthorn oberhalb des Brienersees wüteten. Der Sommer 1911 war einer der heissesten und trockensten, die jemals in der Schweiz gemessen wurden. Eine noch unsichtbare Sonne erleuchtete an diesem Morgen den Rand des Horizonts bei der Schynige Platte blutrot, und das Silberhorn feuerte weit über dem Lauterbrunnental rote Juwelen und Brillanten nach allen Seiten in die Luft. So etwas hatten die Engländer nie zuvor gesehen.

John war völlig fasziniert von der Kulisse, die sich ihm am südwestlichen Horizont offenbarte. Erstmals wurde ihm der teuflisch schöne Blick auf jene Berge gewahr, die in seinem Werk als Nebelgebirge auftauchen werden. Wie versteinert stand er im Hotelgarten und studierte mit einem Fernglas das Silberhorn, das er in



J. R. R. Tolkien (1892–1973).

seinem Werk auf den Namen Celebdil taufen wird, neben Caradhras und Fanuidhol einer der drei Berge über Khazad-dûm in Mittelerde. Erstmals fiel sein waches Auge auf die Jungfrau hoch über dem Eingang zum Lauterbrunnental bei Wilderswil, einem Tal, das er als Bruchtal literarisch verewigen wird.

Die spinnen, die Engländer

Als ambitionierter Psychologiestudent wollte ich ihn gerne näher kennenlernen, was mir meine Rolle als Reiseführer allerdings verbat. Ich musste professionellen Abstand halten, Anstand und Diskretion wahren, wie es mir mein Vater mit auf den Weg gegeben hatte. Trotzdem fiel mir auf, dass dieser John ein immenses Interesse an der Landschaft hatte. Er las förmlich seine Umgebung, ja, ich konnte den Prozess, den ich damals hochtrabend zur «Wahrnehmungsinterpretation» erklärte, geradezu von Sir Tolkiens Gesicht ablesen (so nannte ich meinen sechs Jahre jüngeren Gast anfänglich, bis er mir sagte, ich solle doch das «Sir» fallenlassen: «Nennen Sie mich John!»).

Obwohl ich dem Reiseverlauf eigentlich nicht vorgreifen möchte, muss ich an dieser Stelle eine wichtige Beobachtung loswerden, die meine Vermutung bestätigen sollte: Es geschah am dritten Tag unserer Reise, als John auf dem Weg nach Mürren erstmals durch eine tiefhängende Wolkenbank den gesamten Bergkranz von Eiger, Mönch, Jungfrau bis Gspaltenhorn erblicken konnte. Ich erinnere mich, wie er sich seinen Reisebegleitern zuwandte und zuerst spasseshalber, dann ganz ernsthaft mit Blick zum Silberhorn dozierte: «Ich werde euch auf dieser Reise richtig «sehen» lernen!» Dieses «Sehen» sei etwas ganz und gar anderes als das bloss «Schauen», erklärte John, und der erste Schritt zum «richtigen Sehen» bestehe darin, «die Welt anzuhalten».

Die Welt anhalten? Ja, genau! Das hatte John gesagt. Ich fand diese Aussage doch sehr bemerkenswert. Für John bestand die Wirklichkeit also aus einem endlosen Fluss von Wahrnehmungsinterpretationen. Natürlich lachten die anderen Reisetilnehmer über solche Hirnverrenkungen. «Chrigelhänsel» Lauener verstand kein Wort davon, zog weiter an seiner Pfeife und dachte wohl: Die spinnen, die Engländer – obwohl er natürlich ihr Geld gerne nahm. Aber John meinte es ernst.

Später, als er bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, erwähnte er in Interviews, dass die Grösse unserer Reisegruppe etwa jener in «Der kleine Hobbit» entsprochen habe. Mit diesem Buch, dem Vorgängerroman von «Herr der Ringe», hatte John die Fantasiewelt Mittelerde erschaffen. Das bestätigte meine tiefenpsychologische Theorie – dass nämlich unsere Berge und Landschaften meinen Freund inspirierten, dass es ihm vorkam, als könnte sein Unterbewusstsein diese Welten geistig «anhalten». Und auf diesem «Anhalten» basiert letztlich die Schaffung von Mittelerde, Bilbo Beutlins Reise über das Nebelgebirge, vom Bruchtal bis zum Einsamen Berg.

Obwohl ich kein Experte von Johns Werk bin, will ich kurz erklären, um wen es sich bei Bilbo handelt. Er ist ein Hobbit aus dem Auenland, der gegen Ende des Dritten Zeitalters lebt. Sein Abenteuer mit den Zwergen Thorin und Co. wird in «Der kleine Hobbit» nacherzählt. Während dieses Abenteuers erlangt Bilbo den Ring des Dunklen Herrschers Sauron von der Kreatur Gollum. Er wird bekannt als der erste Ringträger, der den Ring freiwillig aufgibt, indem er ihn an seinem Neffen Frodo weiterreicht. Was für eine Geschichte! Sie müsste längst verfilmt werden. Aber wie soll man solche Zauberwelten wirklichkeitsgetreu auf die Leinwand bringen? Ein Ding der Unmöglichkeit!

Wenn ich mich korrekt an die ersten Tage erinnere, führte John kein Tagebuch, was mich heute erstaunt. Nie sah ich ihn mit Stift und Papier. Seine Notizen waren anderer Art. Mit unheimlich konzentrierten Augen saugte er

die alpine Landschaft auf. Inzwischen weiss man, dass John seine Mittelerde nach konkreten Orten in der Schweiz geformt hatte. Als ich zum ersten Mal davon hörte, war ich tief bewegt. Ich hatte den kreativen Entstehungsprozess von Werken der Weltliteratur massgeblich geprägt. Gewiss, diese Inspiration konkret zu beweisen, ist keine leichte Aufgabe. Quellen müssen nicht exklusiv sein. Fantasie entsteht im tiefsten Inneren. Trotzdem sind sich die Fachleute heute einig, dass die Wanderung durch die Schweizer Alpen einen grossen Einfluss auf John hatte.

Vieles kann ich mir heute davon nicht kaufen, obwohl mein Auftrag damals wirklich nicht einfach war. Die Reise sollte von Lauterbrunnen

Der erste Schritt zum «richtigen Sehen», erklärte John, bestehe darin, «die Welt anzuhalten».

über das Nebelgebirge, die Grosse Scheidegg und den Grimselpass ins obere Rhonetal führen (Rohan genannt in Mittelerde), weiter zum Matterhorn (Schicksalsberg), dann nach Sion (Minas Tirith) und wieder zurück an den Thunersee (Langen See). Wir würden auf Heuböden oder in Kuhställen schlafen, Strassen meiden und uns im Freien ernähren. Vor uns lag ein Gewaltmarsch! Die Strecke von Interlaken nach Sion beträgt über 250 Kilometer. Und alles grösstenteils zu Fuss und schwer bepackt. Wie sollte eine solche Alpenüberquerung mit unerfahrenen Engländern gelingen können?

Schreckliche Gesänge bei Zweilütschinen

An jenem ersten Morgen unserer Reise schlugen wir zuerst einen Weg auf der linken Seite der Weissen Lütschine ein. Wir hatten uns zwei Bergponys gemietet. An die Kosten erinnere ich mich genau: dreizehn Franken am Tag, was ich damals horrend fand. Die Engländer waren langsam, unerfahren, und John wollte ständig anhalten und die Landschaft auskundschaften. Noch ahnte es niemand: Er saugte im Lauterbrunnental etwas so Kostbares auf, das ihn sein ganzes Leben nicht mehr loslassen würde.

Erst ein paar Tage zuvor hatte er seinen letzter Schultag an der King Edward's School in Birmingham hinter sich gebracht, danach war er ziemlich überstürzt in Richtung Schweiz aufgebrochen. Jetzt lief er auf einem Saumpfad bei Zweilütschinen. Immer wieder forderte er mich auf: «Weg von der Strasse, please!» Wieso eigentlich? Nur etwa 6000 Automobile waren damals in der Schweiz unterwegs. Es wäre ein Wunder gewesen, wären uns auf dem Hauptweg nach Lauterbrunnen mehr als zwei solcher Gefährte begegnet. Ob sich dieser seltsame Wunsch später im «Herrn der Ringe» niedergeschlagen hat, mit der Manie von Frodo und seinen Gefährten, Strassen zu meiden? >>>

Der Himmel über Zweilütschinen war bräunlich gefärbt, noch kein Vergleich zur beunruhigenden Dunkelheit, die uns wegen der Brände im Oberwallis bald begegnen sollte. Aber es war eine Düsternis im Himmel, die sich in Johns Werk auch in Mordor ausbreitet, während Saurons Macht wächst. Was John besonders interessierte, waren die seltsamen Gestalten, die uns auf dem Saumpfad entlang der Weissen Lüttschine begegneten. Zum Beispiel sechs stumme Männer, die mit Joch und Tragscheitel einen Baumstamm transportierten. Oder bettelnde Kinder, die kein Schuhwerk trugen und nach Fäule und Mist stanken.

Ein Junge, vielleicht zehn Jahre alt, schulterte ein schweres *Handbräntli* aus Ahornholz. Seine kleine Schwester trug eine *Fuchsrälla* auf

Die Engländer wollten es so: hart und abenteuerlich, obwohl sie sich bessere Unterkünfte hätten leisten können.

sich, ein Lärmgerät, das kilometerweit hörbar war und gewöhnlich zur Vertreibung von Füchsen und als Katzenmusikgerät diente. Das Mädchen hatte aber andere Absichten. Sie stellte sich vor John und öffnete bettelnd ihre linke Hand. Ich weiss noch, wie es mir unmöglich war, das Mädchen zu verscheuchen. Sie erzeugte mit der *Fuchsrälla* immer wieder einen so furchtbaren Lärm, bis es Johns Tante genug wurde und sie ein Zwanzigrappenstück zückte. Erst dann hörte das furchtbare Spiel auf.

Stattdessen begann das Mädchen in schrecklich hellem und falsch klingendem Ton ein Lied zu singen, und zwar in schwerem Dialekt. Das Lied erzählte eine rätselhafte Geschichte, die am Eingang des Rottals spielt, wo böse Geister wirken und fremde Besucher in enge Spalten und Höhlen verschütten, wo die dann grässliche Qualen erdulden müssen. Vielleicht war es ein Hinweis! Zu jener Zeit drangen Bergmänner immer tiefer in den Untergrund vor, als wären sie die Herren des Gesteins – so wie mein Vater, der Ingenieur –, was vielleicht die lokalen Geister erzürnte und auch die Eltern dieser Kinder, wenn sie denn welche hatten.

So jedenfalls übersetzte ich John und meiner Reisegruppe die schrecklichen Gesänge des barfüssigen, stinkenden Mädchens bei Zweilütschinen. Und wenn ich richtigliege, dann schlug sich diese Sagengeschichte später in Johns Werk bei den Zwergen unter Durin I., König von Moria, nieder. Sie dringen zu weit in den

Berg vor und ziehen so den Zorn der Berggeister auf sich, in der Form von Balrog Durins Fluch. Aber das sind natürlich alles nur Spekulationen zu Johns Inspirationsquellen.

Der zweite Morgen unserer Reise war ungewöhnlich heiss, obwohl der Heumonats noch gar nicht begonnen hatte. Der Himmel über Bruchthal leuchtete blutrot in der Dämmerung. Bräunlich gefärbte Wolkenschleier verhüllten das Nebelgebirge – Eiger, Mönch und Jungfrau –, was bestimmt mit den Waldbränden zu tun hatte, die gerade im Oberwallis wüteten. Vor uns lag ein Gewaltmarsch. Die Glocken der Kirche Lauterbrunnen weckten uns auf. Wieso sie um diese Zeit bereits Sturm läuteten, war unklar.

John stand als Erster vor dem Heuschober des «Gräblihänsel» von Allmen, der uns für fünfzig Rappen pro Person hatte übernachten lassen. Die Engländer wollten es so: hart und abenteuerlich, obwohl sie sich bessere Unterkünfte hätten leisten können. Genau gesagt, wollten sie die Nacht unterhalb des Staubbachfalls verbringen. Jetzt waren sie enttäuscht über das spärliche Wasser, das der Bach in diesen extrem trockenen Tagen führte – jener Wasserfall, von dem sie in Lord Byrons Werk «Manfred» gelesen hatten, dass er furchteinflössend über die Mürrenfluh rausche.

Nebelgebirge und Schicksalsberg

Ich beruhigte die Engländer, es gebe noch genügend Wasserfälle zu sehen, schliesslich werde die Weisse Lüttschine von 72 Bächen und Wasserfällen gespeist. Es war meine Aufgabe, bei den Engländern für gute Stimmung zu sorgen. Das war nicht immer einfach. An diesem Morgen musste ich ihnen die Warnung unseres Bergführers übersetzen – es könne Gewitter geben und auf dem Weg zum Obersteinberg sei mit Steinschlag zu rechnen –, was John allerdings nicht sonderlich zu beeindrucken schien. Er wandte sich wieder seinem Lieblingsblick zu

– dem Taltrog des «gespaltenen Tals» (er wird es später Rivendell nennen) –, einer gewaltigen Landmasse, die im Aufbau der Jungfrau und in seinem geliebten Silberhorn, dem Celebdil, ihren Höhepunkt findet.

In der Nacht hatte ich es John und den Engländern bereits am Lagerfeuer zu erklären versucht: Mit Riesenkräften hatten tausend Meter dicke Eisströme der Gletscherzeit diese heroische Landschaft geformt. Und zuoberst sitzt, von ungeheuren Kräften der Alpenbildung hingeschoben, die dreikantige Granitpyramide des Jungfraugipfels. Ich will es nochmals betonen: Es war das erste Mal, dass dieser neunzehnjährige Engländer, der mir schon am zweiten Tag sehr ans Herz gewachsen war, richtige Berge zu Gesicht bekam. Was für eine visuelle Extremerfahrung!

Während sich die anderen Reisenden an der Lüttschine für den Gewaltmarsch frisch machten, rief John mich zu sich. Gebannt startete er in Richtung Schwarzmönch und behauptete, da sei ein schwarzer Fleck, der sich in die Lüfte schwinde. Ja, ich konnte es auch sehen! Der schwarze Fleck zog seine Kreise weit und hoch, bevor er plötzlich hinunterstiess und aus unserem Blickfeld verschwand, wieder auftauchte, kreiste und kreiste, sich immer höher hinaufschraubte, bis wir ihn wieder aus den Augen verloren. Der schwarze Fleck war hinter einen Fels verschwunden. John war fassungslos, und ich musste ihm sofort klarmachen: Das war ein Steinadler!

Aber damit nicht genug: Ich erzählte ihm die glaubhafte Überlieferung vom Raub eines Kleinkindes in Mürren und von dessen fürchterlicher Verspeisung durch einen Steinadler. Vor nicht so langer Zeit sei es passiert, dort drüben im Schwarzmönch, auf einem unzugänglichen Fluhabsatz, heute noch «Spyspfad» genannt. Den Steinadler im Tal der Elben würde John nie mehr vergessen: Thorondor, der König der Adler, wird in «Der kleine Hobbit» eine wichtige Rolle spielen. So rettete er Fingolfinns Leiche vor Morgoths Wölfen, und mit seinen Gefährten bringt er Húrin und Huor nach Gondolin.

Aber so weit war es noch nicht. Noch lagen 240 Kilometer durch das Nebelgebirge vor uns: eine Reise, die bis zum Schicksalsberg, dem Matterhorn, führen und für John einen riesigen Vorrat von Inspirationen auf Lager haben wird. Endlich brachen wir in Richtung Stechelberg auf – und wurden bald wieder aufgehalten: Ein Trauerzug kam uns entgegen. Darum die Sturm läutenden Kirchenglocken! Der Zug wurde angeführt von Herren in vornehmem Zwirn, es war die



Juwelen und Brillanten: Silberhorn.



Seltsame Gestalten auf dem Saumpfad: Bilbo Beutlin (Martin Freeman) und Gandalf (Ian McKellen) in «Der Hobbit – Eine unerwartete Reise».

Bauleitung der Jungfraubahn. Ihnen folgten hundert düster aussehende, kleinwüchsige Männer in Minenarbeitertrachten. Sie trugen brennende Fackeln mit sich, glichen aus Schutt gekrochene Hoffnungslosen und starrten uns finster an. John wollte genauer wissen, was es mit diesem Trauerzug auf sich hatte.

Ich fand heraus, dass es eine Explosion im letzten Stollenstück am Jungfrauoch gegeben hatte. Ein italienischer Arbeiter sei getötet worden: das dreissigste Opfer seit Baubeginn. Neue Streiks waren angekündigt. In den Dörfern flammte derweil Unmut über die Eindringlinge auf. Ob der Durchstich bis nächstes Jahr gelinge, sei noch nicht gesichert. Heute haben Experten keine Zweifel: John sei vom intensiven Tunnelbau in unseren Bergen zur dunklen Seite von Mitteleuropa und den Minen von Moria inspiriert worden. Goblins und Orks hätten Ähnlichkeiten mit den Tunnelarbeitern jener Zeit – am Jungfrauoch, Lötschberg oder Gottard –, die in Johns Bewusstsein als unmenschliche, verbrauchbare Werkzeuge der Industrialisierung eingesetzt wurden.

Nacht am Obersteinberg

Es dauerte eine Weile, bis sich die Reisegruppe vom Schock der trauernden Bergmänner erholt hatte. Aufgewühlt durchwanderten wir das Lauterbrunnental. Über uns thronte der Bergkranz von der Äbeni Flue bis zum Gspal-

tenhorn, verhüllt von einem düsteren braunen Wolkenband. Die Stimmung unter der englischen Reisegruppe hatte sich beim Erreichen des Berghauses «Obersteinberg» dramatisch verschlechtert. Erschöpfung und Furcht machten sich breit. John dagegen wollte noch am

Immer wieder riss das Aufflammen der Blitze die ganz und gar graue Welt der Alpen aus der Dunkelheit.

gleichen Abend mehr von den Berggeistern hören. Doch Tante Jane verbat es mir, weitere Einzelheiten vorzutragen, etwa aus Heinrich Zschokkes «Der Hirt von Helisee», über einen Hirten, der wie Gollum in das Innere jener Berge gelangt, die John zum Nebelgebirge inspirierten, und gleich wie Gollum kaum altert, aber zunehmend ein gespensterhaftes Aussehen erhält. Natürlich hatte ich John die Geschichte heimlich erzählt.

Dazu muss erwähnt werden: Sein Aussehen wurde immer gespenstischer, was mit den Ereignissen der nächsten Stunden zu tun hatte. In jener Nacht am Obersteinberg brach nämlich ein lokales Unwetter aus. Krachend und brausend kam es zwischen Tschingelhorn und Wetterlücke herabgefegt. Ein Wahnsinnsgewitter von Hagel folgte. Endlich! John und ich erwachten fast gleichzeitig. Wir lagen alle

im gleichen Raum auf Heubetten. Immer wieder riss das verschleierte Aufblitzen der Blitze hinter einem kleinen Fenster die ganz und gar graue Welt der Alpen aus der Dunkelheit. Wir schauten uns kurz an, Johns Augen glühten hell, ein gespenstisch erleuchtetes Gesicht. Ich konnte nicht glauben, was er mir dann leise offenbarte, während die Morgendämmerung langsam hochkroch.

Anblick reiner magischer Wildheit

«Weisst du, mein guter Schweizer Freund, ich bin froh um diese Reise, denn es bestätigt mir, dass es das Beste ist im Leben, die ganze persönliche Geschichte auszulöschen. Weil uns das von den belastenden Gedanken befreit.» Er sagte es langsam, als wollte er mir Zeit geben, sorgfältig diese monumentalen Worte zu memorieren. «Du weisst momentan nicht, woran du bist mit mir, stimmt's? Das liegt daran, dass ich meine persönliche Geschichte ausgelöscht habe. Das hat diese Reise bereits mit mir gemacht. Es ist wunderbar. Nach und nach werde ich einen Nebel um mich und mein Leben erzeugen, damit niemand mehr genau weiss, wer ich bin und was ich mache.»

War das vielleicht schon die entscheidende Erkenntnis eines jungen Engländers, der später als Genie der Fantasy-Literatur gelten wird?

Wir hörten das Donnern von Geröll- und Felsstürzen unterhalb des Mittagghorns. Die

Schmadribachfälle entfesselten plötzlich die Hölle, ein schwarzer, zusammengedrängter Wasserschwall stürzte unter gewaltigem Getöse über die Fluh nieder, und den widerlichen Geruch von Zementstaub konnte man bis zum Obersteinberg riechen. Ich erinnere mich noch gut, was ich John damals im Morgengrauen gefragt hatte: «Aber du selbst weisst doch, wer du bist, nicht wahr? Du bist neunzehn Jahre alt und heisst John Ronald Reuel Tolkien?»

Er antwortete: «Verlass dich drauf! Ich ... weiss es nicht mehr!» Dann lächelte er mich an, wie verwandelt: ein Anblick reiner magischer Wildheit! Und dann passierte es: Ich stellte mir John plötzlich als eine Heldenfigur vor, aus einer romantischen Fabelwesengeschichte

meiner eigenen Kindheit. Wie in der Sage von Beowulf, wo es ein Monster mit dem Namen Grendel gibt. Was mich später wirklich sehr erstaunte: Die Beowulf-Legende, die ich ihm damals erzählt hatte, hatte offenbar einen grossen Einfluss auf den «Hobbit». Grendel scheint John zu Gollum inspiriert zu haben.

Wozu dieses Auslöschen?

Ab jenem Moment veränderte sich das Verhältnis zwischen John und mir. Es wurde angespannter, als ob wir plötzlich ein Geheimnis kannten, über das wir aber niemals sprechen durften. An jenem höllischen Morgen führte ich ihn noch zu den Schmadribachfällen, die ihn später vielleicht zu den Nazgûl inspirierten. Es sind neun von Sauron verführte Menschenkönige, die als Geistwesen zu den höchsten Dienern des Dunklen Herrschers aufsteigen. Ich kann es bis heute nicht eindeutig belegen oder beweisen. Vielleicht weil ich damals Johns Verhalten überanalysierte. Typisch Psychologiestudent!

Jedenfalls wollte ich es nicht wahrhaben, was John mir zwei Tage später erzählte, als wir das Bruchthal bereits verlassen und das Nebelgebirge über die Grosse Scheidegg, Meiringen, die Aareschlucht und Grimsel durchwandert hatten. Es ging vorbei am Bögli auf dem Säumerweg bis zum Alpinhotel «Grimsel Hospiz», das erste urkundlich erwähnte Gasthaus der Schweiz, wo uns dann ein grässlicher Blick in das von Bränden gezeichnete Oberwallis übermannte. Auf der rechten Seite der Blick zum Unteraargletscher und zu den zwei Viertausendern, dem Finsteraarhorn und dem Schreckhorn, die schon vom Namen her sehr gut nach Mittelerde passten. Wir machten halt am Totensee, der John zu den Totensümpfen inspirierte.

Dort kam er nochmals auf mich zu und sagte ganz rätselhaft: «Ich will es dir nochmals nahe-



«Aber du selbst weisst doch, wer du bist, nicht wahr?»:
mit Gattin Edith in Oxford, 1966.

legen, mein Freund: Schaff einen Nebel um dich herum, damit du alles um dich auslöschen kannst, bis nichts mehr als erwiesen gelten kann. Du musst beginnen, dich selbst auszulöschen.»

Ich fragte ihn fast streitsüchtig: «Wozu denn dieses Auslöschen?», obwohl meine Position als Reiseführer dieses Hinterfragen des Gastes nicht erlaubte und mich in den Augen der anderen englischen Gäste disqualifizierte.

John antwortete mir, ich kann mich gut erinnern: «Wenn man keine persönliche Geschich-

Wir machten halt am Totensee, der John zu den Totensümpfen inspirierte.

te hat», sagte er, «kann auch nichts von dem, was man sagt, als Lüge aufgefasst werden. Das Problem von Leuten wie uns ist, dass wir zwanghaft jedem alles erklären müssen, aber gleichzeitig möchtest du doch die Frische und Neuheit dessen, was du tust, erhalten.»

Ich war damals wahrhaftig bestürzt über die Tragweite dieser Sätze am Totensee. John sah bereits aus wie ein seltsames wildes Tier. Aber sein Denken war konsequent und seine Sprache so artikuliert. «Du siehst», fuhr er fort, «wir haben nur zwei Möglichkeiten: Entweder halten wir alles für gesichert und real, oder wir tun es nicht. Wenn wir das Erstere tun, dann enden wir in tödlicher Langeweile an uns selbst und der Welt. Wenn wir das Letztere tun und unsere persönliche Geschichte auslöschen, dann schaffen wir einen Nebel um uns herum, einen sehr erregenden und geheimnisvollen Zustand, bei dem niemand weiss, nicht einmal wir selbst, wo der Hase hervorspringen wird. Das ist sehr erregend, findest du nicht auch?»

Mich hatte ein infames Gefühl der Ambivalenz ergriffen. Ich konnte meine Arbeit mit

den Engländern nicht mehr pflichtbewusst absolvieren und hatte auf der Grimsel um Entbindung von meinen Verpflichtungen gebeten. John umarmte mich zum Abschied. Ich weinte. Ein nur auf den ersten Blick trauriger Moment, von dem ich heute sagen muss: Es hat sich ausbezahlt!

Sein letzter Brief

Obwohl ich als Todkranker womöglich nur noch wenige Wochen zu leben habe, so fühle ich mich doch auf wundersame Weise wie der Zauberer Gandalf. John hat mir nämlich einen Brief vermacht: Darin offenbart er mir – vernebelt zwar – wie sehr er mich auf dem zweiten Teil seiner Schweizreise vermisst habe. Und wie dankbar er doch für die von mir entworfene

Reiseroute gewesen sei.

Von der Grimsel kommend, auf dem Weg in Richtung Belalp, hätten sie dem Kampf gegen die fürchterlichen Waldbrände beigewohnt. Die Gegend im Oberwallis habe ihn zum südwestlich von Mittelerde liegenden Düstewald Rohan inspiriert. Dabei sei die Düsternis am Himmel fast nicht mehr aufzuhalten gewesen. Sie seien dann nicht nach Zermatt, sondern eine abenteuerliche Leiter hoch, die ich ihnen empfohlen hatte: zur Bertolhütte bei Arolla, die ihn zu jener Hütte inspiriert habe, in der Frodo auf dem Weg nach Mordor von Uruks gefangen genommen wird.

Der Blick über den damals viel grösseren Gletscher sei unfassbar gewaltig und bedrohlich gewesen und habe ihm die Bilder im Kopf für den Pass von Cirith Ungol nach Mordor geliefert. John trug sich erwiesenermassen ins Gästebuch der Bertolhütte ein. Die Reise ging dann, wie von mir vorgeschlagen, nicht nach Zermatt, sondern zum noch nicht ganz fertiggestellten Lötschbergertunnel, den sie dann mit Fackeln durchquerten und in dessen Mitte sie eine Pause einlegten, um mit italienischen Arbeitern Rotwein zu trinken. Von dort ging's in die Wälder des Kandertals, zum elbenhaften Blausee, der Kander entlang zum Thunersee und zur Pyramide des Niesen.

Er habe dann am Beatenberg von der Sage mit dem Drachen gehört. Sie seien zurück nach Wimmis, wo die Flammen einen ganzen Berg erfasst und das Dorf bedroht hätten. Der Funkenregen am roten Nachthimmel sei unfassbar spektakulär gewesen. Und das sei der gewaltige Fundus für die Geschichte von Bilbo gewesen, Bilbo, dem Hobbit, in den er sich auf dieser Reise durch die Alpen selbst längst verwandelt habe. Er sei mir auf alle Ewigkeit dankbar für diese unermessliche Erfahrung! Und Inspiration! «*Yours truly*, John Ronald Reuel Tolkien».

LITERATUR UND KUNST

Mickie Krause,
Partyschlager-Star,
verrät, wie man
einen Hit schreibt.
Roman Zeller, Seite 64

Herausgegeben von Daniel Weber

John Roddam Spencer Stanhope, Die Fee Morgane, zirka 1880 – Sie war alles; war schön und schrecklich, war Hexe und Fee, Göttin und Zauberin, Schöpferin, Heilerin, sie war Hure und Zerstörerin, sie war die Halbschwester von König Artus. Sie war die Göttin der Irreführung und der Täuschung, und sie wurde unsterblich. Ihr Name war Fata Morgana.

Aus dem Nichts verzauberte sie die Ödnis und die Kargheit der Welt in einen schwebenden, schwirrenden Paradiesgarten voller reifer Früchte, malte lustvoll lauter Verheissungen in den Himmel, gab Hoffnung in dem einen Augenblick und vernichtete sie im nächsten. Die Fee Morgane, deren Leinwand lange die Wüste war und das Meer, hat sich, so scheint es, aufgemacht vor ein paar Jahrzehnten in unsere Breitengrade und dort ihr bisher längstes Trugbild an den Himmel gezeichnet; den Frieden.

Es war ein Leben in den Landschaften der kleinen Ängste, am Himmel schienen Strände im hellsten Weiss, Wohnungen voller Licht, edle Weine, das saftigste Fleisch; die Fee bespiegelte den Himmel mit Bildern all der Wünsche, die ein jeder mit sich herumtrug. Kaum Leid war da, kaum Schmerz, kein Sterben auf Schlachtfeldern, nur der ganz normale Unsinn des Todes, nicht sein Irrsinn.

Die Schönheit der Fee, so fingen wir an zu glauben, war eine ohne Schatten, eine unvergängliche, weit und grenzenlos wie der Himmel.

Stanhope (1829–1908) war ein Träumer, heiratete eine Herzogin, die ihm ein Leben ermöglichte, so vollkommen wie eine ewige Fata Morgana. Er malte meist nur Träume, und wahrscheinlich träumte er sein Leben, bis seine Tochter starb, er entwarf den Grabstein, und die fraglose Zufriedenheit seiner Existenz löste sich allmählich in Luft auf. Er verliess England, die Schlösser und die Landhäuser, und zog nach Florenz, wahrscheinlich auf der Suche nach einer weiteren Fata Morgana; jene des Seelenfriedens.

Michael Bahnert



Auf der Suche nach einer weiteren Fata Morgana.

Göttliche Kraft

Mit Tolstois «Anna Karenina» lassen sich die glücklichsten Tage verbringen.
Eine Liebeserklärung an einen literarischen Giganten, der zu Besonnenheit inspiriert.

Sylvie-Sophie Schindler

Lew Tolstoi: Anna Karenina.
Aus dem Russischen von Rosemarie Tietze.
Hanser. 1285 S.

Irgendwo in der Waldeinsamkeit Russlands, am Rande einer Schlucht vergraben, soll er liegen, der grüne Stock. Würde er gefunden, so wäre es das Ende aller Menschheitsqualen. Keine Kriege mehr, keine Krankheiten. Stattdessen immerwährendes Glück. Dieses Märchen, einst erzählt von seinem ältesten Bruder, Nikolai, gehört zu den prägendsten Kindheitserinnerungen Lew Nikolajewitsch Tolstois. Es taucht in einem seiner späten Aufsätze wieder auf, worin der grosse russische Schriftsteller bekennt, sein ganzes Leben sei im Grunde der Suche nach dem grünen Stock gewidmet gewesen, angetrieben von der Frage, wo das Glück für die Menschheit zu finden sei. Gleichwohl gehe es nicht darum, es zu finden, sondern das Suchen nie aufzugeben.

Nun müsste man sich an einer Definition versuchen. Mit Jean-Jacques Rousseau gesprochen: «Jeder Mensch will glücklich werden; um aber das Ziel zu erreichen, müsste er zunächst wissen, was das Glück eigentlich sei.» Man stelle sich eine Wiese vor, hohes Gras, es riecht nach Sommer. In ihrer Weite, in sonnenverwobener Atmosphäre, stehen mehrere Männer, die Hand an der Sense, ins Mähen versunken, bis hin zur Selbstvergessenheit. Der Gutsbesitzer Konstantin Lewin ist einer von ihnen. Und diese Erfahrung verwandelt ihn; er erlebt, je länger er sich seiner Tätigkeit hingibt, die mehr Sein ist als Tun, seine glücklichsten Momente.

Wer die entsprechende Passage aus «Anna Karenina» gelesen hat, dem wird sie, ob der eindrucksvollen Schilderung, noch lange nachhallen. Die innerseelische Metamorphose des Konstantin Lewin: Er hat nicht danach gesucht, sie hat sich ihm ereignet. Wäre daraus zu folgern, dass wir das Glück verfehlen, wenn wir denken, es sei machbar? Inwiefern können wir es in ein Kontinuum überführen? Ist Glück überhaupt auf Dauer angelegt? Oder ist ihm wesenhaft, dass es zerrinnt?

Das übrigens ist typisch. Zu den Risiken und Nebenwirkungen der Lektüre von «Anna Karenina» gehört, dass man existenziellen Fragen nicht ausweichen kann. Ungeeignet also für alle, die eine Allergie gegen Selbstreflexion haben und einbetoniert sind in ihren Unerschütterlichkeiten. Gewiss, ein Wesensmerkmal weltliterarischer Werke ist das mal verborgene, mal offensichtliche Gedankenkreisen, angefangen von «Wie soll man leben?» bis hin zu «Wie muss man sterben?».

*Wer beschreibt, urteilt nicht.
Und weil Tolstoi es nicht tut,
können wir es auch nicht.*

Aber Tolstoi, das ist mehr. Tolstoi, das ist: Leidenschaft. In allem, mit allem. Nein, kein obszöner Kitsch, keine Überzuckerung à la Hollywood. Sondern das Zelebrieren eines Realismus, wodurch sich das Leben endlich wieder lebendig anfühlt. Denn: Kann einer, der ohne Hingabe ist, dem Leben überhaupt nahekommen? Leidenschaft, dem Dasein innewohnend, ist also nur folgerichtig, ist zugleich Prävention gegen Degeneration, und nicht etwa eine Verirrung, die einem eine erkaltete Gesellschaft nur deshalb vorwirft, weil sie sicherstellen muss, dass ausschliesslich Es-

kalation und Empörung zu Aufwallung und Hitzetemperaturen führen.

Fenster in die Welt

Hinein also in das Überwältigungserlebnis «Anna Karenina». Eros im Denken, Pathos im Fühlen. Radikal. Elegant. Ohne Puffer, ohne Schnörkel. Wohlan, erschlafte Gemüter, blutleere Zeitgenossen, brecht auf. Sonntags-spaziergänger, schnürt die Bergstiefel. Für die Exploration ins Ungewisse, über Grenzen hinaus, an Abgründen vorbei. Rechnet mit allem. Und dann und wann mit Phasen geistiger und emotionaler Atemlosigkeit. Trotzdem oder gerade deshalb, hat man einmal angefangen zu lesen, wird man sich dem gut 1200 Seiten umfassenden Wälzer nicht mehr entziehen können – wie die Protagonistin aus Haruki Murakamis Erzählung «Schlaf», die 24/7, also durchgehend, wach ist und Nacht für Nacht obsessiv damit verbringt, in literarische Giganten wie «Anna Karenina» einzutauchen.

In den Jahren 1873 bis 1878 entwickelt, bietet das achteilige Romanepos – und hungern wir nicht alle danach? – permanent Gelegenheit zum Staunen: So gross ist die Welt, so weit, so unergründlich. «Ihn lesend, meint man, nichts anderes getan zu haben, als durch ein offenes Fenster in die reale Welt hineinzusehen», schrieb einst Schriftstellerkollege Stefan Zweig. Und weil wir mit Tolstois Augen sehen, ist der Blick nie nachlässig, nie oberflächlich, sondern stets präzise, millimetergenau, beinahe meditativ. Derart, dass manch einem vielleicht erst dadurch gewahr wird, wie schlampig das bisherige Betrachten war.

In der Literaturgeschichte gibt es gute Beobachter, Tolstoi gehört zu den besten. Seine Kunst der Personenbeschreibung ist virtuos, sein Gespür für Details imposant. Selbst zwischenmenschliche Mikro-Regungen entgehen ihm nicht, und, auch das muss staunend kommentiert werden, sogar vor dem seelisch Allerfeinstgesponnenen versagt seine Sprache nicht. Dabei wird deutlich: Wer beschreibt, urteilt nicht. Und weil Tolstoi es nicht tut, können wir es auch nicht; der russische Lite-





Rausch der ausserehelichen Liebe: Keira Knightley in Joe Wrights «Anna Karenina» (2012).

rat ermuntert uns zu Unvoreingenommenheit, zumal es ihm gelingt, aus den Perspektiven seiner Charaktere so nachvollziehbar zu erzählen, dass man nicht umhinkann, jeden auf seine Weise zu verstehen. Mag das auch gegen den aktuellen Trend sprechen, wonach Verstehen immer häufiger mit dem Damoklesschwert gehandelt wird.

Vorbild Tolstoi? Da macht uns einer also vor, dass es möglich ist, eine Art der humanistisch inspirierten Distanz und Zurückhaltung zu pflegen, eine Besonnenheit, die in unseren moralismusumpfindigen Zeiten verdächtig erscheinen muss. Daher: Ist die Position, die der Beobachter einnimmt, überhaupt noch zeitgemäss? Und: Was verspricht sie?

Ein Exkurs zu Edmund Husserl, dem Begründer der modernen Phänomenologie, den es in seiner Philosophie «zu den Sachen selbst» drängte: Der Weg dahin führe, davon war er

überzeugt, durch sogenannte phänomenologische Reduktion; man müsse alle Assoziationen, Ideen, Theorien zu dem beobachteten Objekt subtrahieren, das Ich und sein Erleben ausklammern. Ob es eine Seinsbetrachtung derart überhaupt geben kann, daran mag es, und damit steht Karl Popper als Kritiker nicht allein, berechnete Zweifel geben. Und dennoch bleibt: Je weniger wir dazu addieren und von der Essenz der Dinge ablenken, je mehr wir auf Beobachtung vertrauen – in sich eine Aufforderung zur Mässigung, zur Subtraktion –, desto eher erkennen wir den wahren Kern des beobachteten Objekts.

«Sich selbst verloren»

Damit zur Liebe. Denn: Erkennen und Lieben erlauben den synonymen Gebrauch, wie etwa die Genesis nahelegt. Adam und Eva erkennen sich in ihrem Nacktsein und dadurch, gemäss

einer populären Interpretation, in ihrem So-Sein: Ich bin so, wie ich bin, du bist so, wie du bist. Nichts anderes ist Liebe, «das Sein-lassen in einem tieferen Sinn, demgemäss es das Wesen hervorruft», wie Martin Heidegger es formulierte. Der Schluss, wonach Tolstoi, der beobachtende, der erkennende Romancier, selbst ein Liebender ist, darf hier gezogen werden.

Gleichwohl er das vehement von sich weisen würde. In seinen Selbstbezeichnungen geisselte er sich, sämtliche Verbrechen begangen zu haben, unter anderem Lüge, Raub, Trunksucht, Ehebruch und, in seiner Soldatenzeit, Mord. Trotzdem bleibt, dass in «Anna Karenina» Liebe nicht nur eines von vielen Sujets ist, sondern dass sie gleichsam in das opulente Werk

«Beim Schreiben hat die göttliche Kraft durch mich gesprochen.»

hineingewoben ist. Gut. Das Maximum ist nun erreicht, da geht nichts drüber. Natürlich ist das jenseits alles Beweisbaren, und alleine dadurch eine Provokation. Doch Kunst braucht unabdingbar das Herz als Messinstrument. Tolstoi argumentierte erwartungsgemäss transzendental. Er legte in seinem Testament nieder, er wisse, dass beim Schreiben «die göttliche Kraft durch mich gesprochen hat».

Hätte er allerdings an Peter dem Grossen ausreichend Gefallen gefunden, wäre «Anna Karenina» vielleicht nie geschrieben worden. Nachdem Tolstoi «Krieg und Frieden» im Jahr 1869 abgeschlossen hatte, war er in der Wahl seines nächsten Stoffes unentschlossen bis orientierungslos.

Schliesslich vertiefte er sich in die Biografie des bedeutenden Zaren und dessen Epoche, doch bei zunehmender Recherche fiel es ihm immer schwerer, einen Zugang zu finden. Im Februar 1870, durch die Begegnung mit Puschkins Tochter Marija, entzündete sich die Idee, ein Werk über eine Frau zu schreiben, die «sich selbst verloren hat».

Weltliterarisch in einer Reihe mit Effi Briest und Madame Bovary stehend, ist auch Anna Karenina eine Ehebrecherin, die in den Rausch der ausserehelichen Liebe flieht – und bald am Abgrund steht. Das zaristische Russland Mitte des 19. Jahrhunderts, in das ihr Schicksal eingebettet ist, erlebt derweil Unruhen, Umbrüche und Reformbemühungen. Tolstoi enthält uns nichts vor; die Liebesgeschichte spannt sich auf zu einem Familien-, einem Gesellschaftskaleidoskop. Und mündet in der Erkenntnis, der Sinn des Lebens sei, das Gute in die Welt zu bringen.

Dreieinhalb Jahrzehnte später beginnt der Erste Weltkrieg. Und der grüne Stock liegt immer noch irgendwo in den russischen Wäldern vergraben.

Astrophysiker als Popstar

Herbert Cerutti

Charles Seife: Stephen Hawking. Genie des Universums. Aus dem Englischen von Judith Elze und Enrico Heinemann. C. H. Beck. 488 S., Fr. 39.90

Charles Seife, Professor für Journalismus an der New York University und studierter Mathematiker, ist Autor zahlreicher populärwissenschaftlicher Bücher und Mitarbeiter renommierter Zeitschriften. Seine Biografie über den Astrophysiker Stephen Hawking ist ein happiger Brocken: Er präsentiert eine schier uferlose Palette von wissenschaftlichen Erkenntnissen, Erinnerungen von Hawkings Fachkollegen und Weggefährten sowie auch Klatsch über den gelegentlich bizarren Charakter des Genies. Dabei wählte der Biograf ein eher ungewöhnliches Konzept: Er lässt das Leben von Hawking als rückwärtslaufenden Film abrollen, vom Todestag am 14. März 2018 im britischen Cambridge bis zu seiner Geburt am 8. Januar 1942 in Oxford.

Man mag diese Reise vom alten Hawking zurück zum Studenten als leicht künstlich empfinden. Sie ist jedoch insofern gerechtfertigt, als die öffentliche Wahrnehmung des Astrophysikers sich in seinen letzten Jahren von Respekt bis zur Hysterie steigerte.

Im November 1995 hielt Hawking im Londoner Kulturtempel Royal Albert Hall, stürmisch bejubelt, vor 5000 Fans seinen Vortrag «Wirft Gott Würfel in Schwarze Löcher?». Indem Haw-

Das Tempo – nur wenige Worte pro Minute – forderte vom Zuhörer eine fast meditative Geduld.

king postulierte, dass in Schwarzen Löchern Information unwiderruflich verschwinde und daher die Zukunft des Universums nicht vorbestimmt sei, widersprach er Einsteins legendärer Aussage, dass Gott nicht würfle und die Geschichte des Universums im Prinzip vorbestimmt sei. Nur die wenigsten Zuhörer dürften eine Ahnung von Hawkings quantentheoretischen Ausführungen gehabt haben. Die Leute waren nicht gekommen, um etwas über Physik zu lernen, sondern um eine Ikone der Wissenschaft live zu erleben.

Noch bombastischer war das Happening an der Eröffnungsfeier der Paralympischen Spiele 2012 in London. Auf einem turmhohen Gerüst sass in einem Rollstuhl ein kleiner Mann und gab im Rahmen einer kitschigen Licht- und Tonschau vor 60 000 Zuschauern seine Weisheiten bekannt.



Ikone der Wissenschaft: Astrophysiker Hawking.

Das Phänomen Hawking ist nur im Rahmen seiner schweren körperlichen Behinderung zu verstehen. Im Alter von 21 Jahren wurde bei ihm die neurologische Krankheit Amyotrophe Lateralsklerose (ALS) diagnostiziert und dem jungen Mann eine Lebenserwartung von noch zwei bis drei Jahren vorausgesagt. ALS ist eine unheilbare, fortschreitende Degeneration der Nervenzellen, die für die Muskelbewegungen verantwortlich sind. So kommt es zu spastischen Lähmungen, Muskelschwäche und Störungen fast aller Körperfunktionen. Hawking lebte nach der Diagnose noch ein halbes Jahrhundert – mit der Ungewissheit, ob er den jeweils nächsten Geburtstag erleben würde.

Flair für schöne Frauen

Stephen Hawking war zwar stark behindert. Im körperlichen Wrack steckte aber ein sehr sinnlicher Mensch; er soll bis zu seinem Ende gutes Essen, Wein, Musik und Frauen geschätzt haben. Noch als Doktorand heiratete er Jane Wilde und wurde Vater von drei Kindern. Die fortschreitende Krankheit machte das Eheleben immer schwieriger. Nach dreissig Jahren verliess Stephen Jane. Er lebte nun mit seiner Pflegerin Elaine Mason zusammen, die er bald schon heiratete. Nach elf Jahren ging auch diese Ehe in die Brüche.

Um trotz seiner körperlichen Hilflosigkeit die berufliche Karriere, die Arbeit an den Publikationen, die vielen Reisen wahrnehmen zu können, liess sich Hawking von einer En-

tourage von Krankenschwestern betreuen. Auch seine Assistenten mussten ihrem Lehrmeister im täglichen Leben helfen. Sie wohnten oftmals in seinem Haus und mussten ihn, als Gegenleistung für Kost und Logis, füttern, ihm beim Aufstehen, Zubettgehen und auch beim Toilettengang helfen. Ein offenbar lohnendes Engagement, denn eine Dissertation beim weltberühmten Astrophysiker war ein formidables wissenschaftliches Startkapital. Sein Flair für schöne Frauen soll Hawking noch mit siebzig Jahren zum Stammgast in einem kalifornischen Sexklub gemacht haben, wo er mit einer Schar von Pflegepersonen und Assistenten aufkreuzte und sich von nackten Frauen verwöhnen liess. So jedenfalls berichtete genüsslich die lokale Boulevardpresse.

Um seine Leidenschaft für physikalische Fragen öffentlich ausdrücken zu können, liess er sich ein ausgeklügeltes Kommunikationssystem bauen: Gefesselt an seinen Rollstuhl, bediente er mit der Hand einen Wippschalter, mit dem er einem Computer Worte diktierte, die dann von einem Sprachsynthesizer artikuliert wurden. Das langsame Tempo – nur wenige Worte pro Minute – forderte vom Zuhörer eine fast meditative Geduld. Mit fortschreitender Krankheit konnte Hawking den Computer nur noch mit einem Sensor an der Wange bedienen. Der Geist eines genialen Physikers in einem derart behinderten Körper war als Antithese zum Perfekten wohl der Hauptgrund für die phänomenale Popularität Hawkings.

Grosse Teile der Biografie sind der wissenschaftlichen Arbeit gewidmet. Schon mit seiner Doktorarbeit machte Hawking Furore, indem er zeigte, dass das Universum beim Urknall aus einem winzig kleinen Punkt entstanden sein muss, eine Singularität, die mit den bekannten physikalischen Gesetzen nicht verstanden werden kann. Einem ähnlich rätselhaften kosmologischen Konstrukt, den Schwarzen Löchern, widmete Hawking zusammen mit dem Mathematiker Roger Penrose ab den 1960er Jahren sein Interesse.

«Theorie von Allem»

Schwarze Löcher sind ebenfalls eine kosmologische Singularität: Nach dem Erlöschen eines grossen Sterns kollabiert seine Masse zu einem winzigen und extrem kompakten Objekt. Treffen Teilchen auf ein Schwarzes Loch, werden sie durch die gigantische Anziehungskraft unrettbar verschluckt. Da sogar Licht und damit jede Art von Information verschwindet, sind Schwarze Löcher so schwarz, dass es schwärzer nicht geht. Es dauerte allerdings noch drei Jahrzehnte, bis die Astronomie die Existenz von Schwarzen Löchern nachweisen konnte. 1974 lieferte Hawking mit dem Konzept der Hawking-Strahlung eine seiner bedeutendsten Entdeckungen: Schwarze Löcher leben nicht ewig; sie können unter Abgabe von Wärme verdampfen und schliesslich explosionsartig verschwinden.

Mit der Veröffentlichung von «Eine kurze Geschichte der Zeit» trat Hawking 1988 aus der Fachwelt ins Rampenlicht weltweiter Aufmerksamkeit. Das populärwissenschaftliche Buch wurde mit einer Gesamtauflage von zehn Millionen Exemplaren in vierzig Sprachen zum Bestseller der Sachliteratur. Die Geburt des Universums und die rätselhaften Schwarzen Löcher beschäftigten Hawking sein Leben lang. Aber wie Albert Einstein rannte Hawking vergeblich einem Problem hinterher, das bis heute nicht gelöst ist: einer «Theorie von Allem», die das Verhalten aller Materie, Energieformen und Kräfte verständlich macht. Dem heute noch gängigen «Standardmodell der Teilchenphysik» fehlt nämlich eine Erklärung für die Schwerkraft.



Ist die Hausfrau so alt wie die Zivilisation?

Sarah Pines

Marylène Patou-Mathis: Weibliche Unsichtbarkeit. Aus dem Französischen von Stephanie Singh. Hanser. 288 S., Fr. 37.90

Männer sind von häuslichen Frauen angezogen und genervt zugleich; das «Heim» ist eine Utopie der Selbstfindung, der Frauen nicht nur vergeblich nachjagen, sondern die sie auch vergeblich versuchen, Mann und Kindern anzudrehen, während diese sich gelangweilt abwenden. So sah es die Autorin Marguerite Duras. Die Frau allein zu Hause verdumme, schrieb die amerikanische Autorin Marilyn French. Und in der Tat, in der Antike war die Teilhabe am öffentlichen Leben der Polis höchstes ziviles Gut. Daheimzubleiben, war Sklaven und Frauen vorbehalten, den «Idioten» – bis in das Mittelalter die Bezeichnung für den Privatmenschen ohne öffentliche Wirkkraft.

Die Hausfrau – zu Hause hockender, valiumsüchtiger Klammeraffe –, deren Mann sich draussen austobt, scheint eine Mär angelsächsischer Männerromane zu sein. Aber angeblich ist das Konzept so alt wie die Zivilisation. Es beginnt, so suggeriert es die Paläontologie seit dem 19. Jahrhundert, mit der Höhlenfrau.

Gerne wird die prähistorische Frau, werden paläolithische Weiblichkeit darstellende (Kult-)Objekte für die feministische Debatte nutzbar gemacht. Blieben urzeitliche Frauen, mit Kindern behangen, zu Hause in der Höhle, während die Männer als Jäger und Sammler den Zivilisationsprozess vorantrieben? Zelebrieren prähistorische Vollplastiken oder sonstige Darstellungen des Frauenkörpers – Gravuren oder Malereien auf Höhlenwänden, Steinen, Tonobjekten – die passive Erotik paläolithischer Weiblichkeit? Oder geht es um mehr?

«Nein! Die prähistorischen Frauen haben ihre Zeit nicht damit verbracht, die Höhle zu fegen!», schreibt die französische Ur- und Frühgeschichtlerin Marylène Patou-Mathis. Sie hinterfragt in ihrem Buch die 170-jährige, männlich-misogyn dominierte Geschichte der Paläontologie. Patou-Mathis entwirft auf karger wissenschaftlicher Grundlage eine Art urzeitliches Frauenrecht als paläolithische Idylle und kommt zum Schluss: Die Annahme der weiblichen Unterordnung seit der Alterssteinzeit sei zumindest ernsthaft zu bezweifeln. Frauen des Paläolithikums lebten gleichberechtigter neben den Männern als gedacht; sie waren am Sammeln und Jagen, am Fortschreiten des Zivilisationsprozesses mindestens ebenso beteiligt wie die Männer.

Urzeitfrauen waren nicht nur passive Objekte des männlichen Blicks. Sie fertigten Werkzeuge und Waffen an, konnten Schamaninnen sein, stellten sich selbst in Fruchtbarkeitsfigurinen oder an Höhlenwänden dar, manchmal als Jägerinnen. Neue Analyseverfahren, die anhand der Hüftknochen das Geschlecht urzeitlicher Skelette bestimmen können, so Patou-Mathis, hätten gezeigt, dass urzeitliche Frauen körperlich robuster und muskulöser waren als bisher angenommen. Ausserdem hätten Untersuchungen an Skeletten von Neandertalerinnen Verschleisspuren an den Sehnen der Unterarme nachgewiesen. Daraus lasse sich schliessen, dass sie – wie die Männer – mobil waren, als mit dem Speer bewaffnete Jägerinnen oder Sammlerinnen.

Gegenstücke aller Femmes fatales?

Doch sind, und hierauf geht Patou-Mathis nicht ausreichend ein, weibliche Archetypen – gemalte Urzeitfrauen oder kopflose Frauenbüsten mit geschwellenem Bauch, breiten Oberschenkeln, hängenden Brüsten – mehr als nur politisch motivierte, männliche Falschmeldungen? Oder bilden sie, so sieht es der Mainstream-Feminismus, das körperpositive Urideal ab und sind feministisch überinterpretierte Gegenstücke aller



Macht der Biologie: Höhlenmalerei.

Femmes fatales? Was urzeitliche Weiblichkeit darstellt, so sieht es die amerikanische Sexualhistorikerin Camille Paglia, die wiederum Inspiration im Hauptwerk des Altertumsforschers Johann Jakob Bachofen, «Das Mutterrecht» (1881), fand, ist gerade nicht matriachale Idylle.

Die archaische Frau als Kultobjekt steht für die Macht der Biologie; die der Natur innewohnende, oft brutale Triebenergie ist Symbol für die Geburt der Religionen und die körperliche Unterwerfung des Mannes. Sie ist, wie es die Höhlenmalerei zeigt, die Vulva, die *vagina dentata*, in der der Mann immer auch ein Stück seines Selbst zurücklässt. Die auf die urzeitliche grosse Mutter zurückgehende Frau hingegen, so das feministische Narrativ, das auch Patou-Mathis einschlägt, verführt nicht; eine patriarchale Ur- und Frühgeschichte habe sie, das Urweibliche, zudem an den Rand, in die Höhle, in die Passivität gedrängt.

Liebe zu toten Juden

Pierre Heumann

Dara Horn: People Love Dead Jews. Reports from a Haunted Present. Norton. 237 S., Fr. 32.90

Weltwoche: Der Titel Ihres Buches provoziert, und ich frage mich: Ist das Ihr Ernst, dass die Menschen tote Juden lieben? Und lebende Juden nicht so sehr?

Dara Horn: Der Titel provoziert natürlich, man fühlt sich unwohl dabei. Aber wenn Sie mein Buch lesen, fühlen Sie sich noch unbehaglicher (*lacht*).

Weltwoche: Was ja nicht Ihre Absicht sein kann. Oder etwa doch?

Horn: Vor einigen Jahren erhielt ich eine Anfrage vom *Smithsonian Magazine*, einen Artikel über Anne Frank zu schreiben. Zunächst lehnte ich ab. Über Anne ist ja so viel geschrieben worden, sagte ich mir. Doch dann reizte mich das Thema.

Weltwoche: Warum?

Horn: Ich las, dass ein junger Jude, der im Anne-Frank-Haus in Amsterdam angestellt war, seine Kippa im Jahr 2017 unter einer Baseballkappe zu verstecken hatte. Mit anderen Worten: Dieses Museum verlangte von seinem Angestellten, seine jüdische Identität zu verstecken.

Weltwoche: Wie wurde das begründet?

Horn: Ein Jude mit Kippa «beeinträchtigt die unabhängige Position» des Museums, sagte der Museumsdirektor. Erst nachdem er während sechs Monaten darüber sinniert hatte, kam er zum Schluss, dass es wohl keine gute Idee sei, einen Juden in ein Versteck zu zwingen – und das im Anne-Frank-Haus.

Weltwoche: Das war vielleicht ungeschickt. Aber darauf eine ganze Theorie aufzubauen, ist schon etwas abenteuerlich.

Horn: Bei Recherchen fand ich heraus, dass das kein Einzelfall war. Auf den Audio-guides, die das Museum den Besuchern in verschiedenen Sprachen aushändigte, wurde je-



«Geschichten über ermordete Juden lassen die Menschen sich besser fühlen»: Autorin Horn.

weils die zugehörige Nationalflagge gezeigt. Nur beim Hebräischen gab es keine israelische Fahne, sondern bloss den Namen der Sprache. Die Anzeige wurde dann schliesslich um die israelische Fahne ergänzt.

Weltwoche: Deshalb wundere ich mich etwas über Ihre Empfindlichkeit.

Horn: Ich bin überzeugt, dass beide Fälle nicht einfach Zufall waren. Darauf begann ich mich für das Thema unter dem Aspekt zu interessieren, warum dieses einsame junge Mädchen zum berühmtesten Holocaust-Opfer der Welt gemacht wurde. Meine Schlussfolgerung, kurz zusammengefasst, steckt im Titel des Buchs: «People Love Dead Jews».

Weltwoche: Das müssen Sie uns erklären.

Horn: Es gibt zwar ein enormes Interesse am Schicksal jüdischer Opfer, zum Beispiel während des Zweiten Weltkriegs. Aber ich hatte fälschlicherweise angenommen, dass das auch ein Zeichen des Respekts für lebende Juden sei. Doch inzwischen bin ich mir sicher, dass das nicht so ist. Geschichten über ermordete Juden lassen die Menschen sich besser fühlen, weil sie sich sagen können: «Ich hätte das nicht gemacht.» Zudem wird gern die Rolle der nichtjüdischen

Retter erwähnt. Die gab es zwar. Aber letztlich zeigt das nur, was alles möglich gewesen wäre und doch nicht geschah. Die Zahl derjenigen, die Juden vor dem Gas gerettet haben, war nicht signifikant. Aber man hört das heute nicht gerne, weil es keinen Grund gibt, darauf stolz zu sein.

Weltwoche: Das sind harte Vorwürfe.

Horn: Der am häufigsten zitierte Satz aus dem Tagebuch von Anne Frank lautet: «Trotz allem glaube ich immer noch, dass die Menschen im Grunde ihres Herzens gut sind.» Das klingt doch wunderbar! Es gibt uns das Gefühl, dass uns die Verfehlungen unserer Zivilisation vergeben werden. Denn diese Worte sind von einem ermordeten Mädchen überliefert. Doch die Realität war leider nicht so schön. Drei Wochen später traf sie Menschen, die leider nicht so gut waren. Und kam ins Konzentrationslager.

Weltwoche: Sie können aber nicht darüber hinwegsehen, dass der Glaube an die Liebe nobel ist.

Horn: Zum Holocaust kam es nicht, weil sich die Menschen nicht lieb hatten, sondern weil eine ganze Gesellschaft ihre Probleme auf die Juden abschob.

Weltwoche: Wenn man sich die Präsenz von Juden in der Kultur,

in der Wissenschaft oder in der Wirtschaft vergegenwärtigt, muss man sich aber fragen, ob Ihre These zutreffend ist, wonach die Welt tote Juden liebt, nicht aber lebendige.

Horn: Erstens sind sie ja nicht prominent, weil sie Juden sind. Zweitens wird die jüdische Kultur, die während des Holocaust in Europa grösstenteils vernichtet wurde, heute

«Die jüdische Kultur wird heute wie wegradiert. Es handelt sich um eine Form von Cancel-Culture.»

weitgehend ausgeblendet, obwohl sie für die westliche Kultur fundamental ist. Sowohl das Christentum als auch der Islam basieren bekanntlich auf dem Judentum, dessen Traditionen und dessen Religion. Aber die jüdische Kultur wird wie wegradiert. Es handelt sich um eine Form von Cancel-Culture. Wenn man über den Holocaust spricht, wird er als Symbol für Unmenschlichkeit dargestellt, als Verrat an der Zivilisation, aber nicht als Ende der mehrere tausend Jahre alten jüdischen Kultur in Europa.



„Und ganz neu: Unser Modell mit integrierten TV-Sendern...“

Russisches Lehrstück

Wolfgang Koydl

Sasha Filipenko: Die Jagd. Diogenes. 288 S., Fr. 31.90

Eigentlich ist das Buch eine Momentaufnahme des zeitgenössischen Russlands, geformt und gefördert von Wladimir Putin, dem ewigen Präsidenten. Eine Gesellschaft, die zynisch, brutal, verlogen und nur auf den eigenen Gewinn erpicht ist. Die weite, warme russische Seele, sie ist hier zu einem kalten schwarzen Loch verkommen.

Auf Russisch erschien «Die Jagd» allerdings schon vor sechs Jahren, und deshalb könnte es sein, dass man die deutsche Ausgabe bald im Geschichtsunterricht verwenden können. Denn unter dem Ansturm russischer Truppen in der Ukraine bröckelt auch dieses putinsche Russland daheim. Oligarchen flüchten in alle Winde, die Zivilgesellschaft schöpft Mut, und wer will darauf wetten, wie lange die Kamarilla um den Kremlchef noch zu ihm hält?

Dennoch bleibt Filipenkos Buch ein Lehrstück. Und obendrein eine spannende Lektüre, die nur deshalb dem Vergleich mit einem Thriller nicht standhält, weil Täter und Motiv von Anfang an bekannt sind. Und weil am Ende nicht das Gute in Gestalt eines Detektivs obsiegt.

Hauptfiguren sind zwei Journalisten aus St. Petersburg: Lew Smyslow und Anton Quint. Der erste ist auf die schiefe Bahn und in die finanzielle Gosse geraten, der zweite gräbt belastendes Material über den einflussreichen Oligarchen Wladimir Slawin aus und publiziert es unter immer lauterem öffentlichem Echo.

Slawin beschliesst, das Problem aus dem Weg zu schaffen, und heuert dazu Smyslow und dessen in schmutzigen Dingen viel erfahreneren Jugendfreund Kalo an. Die Ermordung des kritischen Journalisten ist nicht geplant («Bist du in den neunziger Jahren stehengeblieben?»). Stattdessen soll ihm das Leben derart zur Hölle gemacht werden, dass er ins Ausland flüchtet.

Noch schwärzer

Die Methoden sind so alt, wie sie schmutzig und erfolgreich sind: Rufmord, Shitstorm, Diffamierung. Beklemmung bei der Lektüre stellt sich ein, weil man sieht, wie sehr sie inzwischen dem Vorgehen in unseren nicht-putinschen Demokratien äh-

neln, wenn es darum geht, Andersdenkende fertigzumachen.

Quint freilich erweist sich als harte Nuss, er gibt nicht auf. Daher taumelt die Geschichte unausweichlich auf ein tragisches Ende zu – und passt so zum klassischen russischen Literaturkanon, der sich noch nie durch humoristische Happy Ends ausgezeichnet hat.

Tatsächlich ist Filipenko noch schwärzer. Bei ihm gibt es keine Hoffnung. Nicht für Quint, nicht für Smyslow, nicht für Russland: «In Russland leben heisst, sich immer alles vorzustellen», lässt er Smyslows älteren Bruder sinnieren. «In Russland leben heisst, fähig zu sein, die Augen zu verschliessen. Die Angliederung von Halbinseln, die Erfindung von Feinden – all das ist eine einzige grosse, so gross wie die Geschichte des Landes, ins Unendliche hinausgezögerte Masturbation. Seit

Die Methoden sind so alt, wie sie schmutzig und erfolgreich sind: Rufmord, Shitstorm, Diffamierung.

Peter dem Grossen hecheln wir hinter Europa her und bezichtigen es zugleich der Vulgarität und Dekadenz. Und ich glaube nicht, dass sich das je ändern wird...»

Vielleicht also doch keine Lektüre für das Geschichtsbuch. Sondern leider zeitlos aktuell.



Keine Hoffnung: Autor Filipenko.



Die Bibel

Tröstlicher Sündenfall

Lesen Sie Genesis 3. – Die Schlange äussert den Verdacht, Gott wolle den Menschen boshaft etwas vorenthalten. In Wirklichkeit will er sie davor bewahren, sich ständig mit Gut und Böse befassen zu müssen. Der Schlange gelingt es nun, den Menschen misstrauisch zu machen, so dass er die Dinge selber in die Hand nimmt. So beginnt der Machbarkeitswahn. Aber die Geschichte hat Humor. Die Erkenntnis öffnet dem Menschen sehr wohl die Augen. Er wollte sich mit göttlichen Eigenschaften ausstatten. Nun merkt er, dass er nackt ist, und muss sich mit Feigenlaub verstellen.

Da tritt der Schöpfer auf. Man würde einen verstimmt und drohenden Gott erwarten. Diese Erwartung zerbricht schon am Namen. In der Diskussion zwischen der Schlange und der Frau wurde Gott hebräisch Elohim genannt. Das ist ein religiöses Allerweltswort für alle möglichen Götter. Nun aber, da er auftaucht, heisst er Jahwe. Dieses Wort heisst so viel wie der Seiende. Dieser Gott, der in kein Schema passt, schafft nun eine Trennung zwischen der Schlange und den Menschen. Er überlässt also den Menschen nicht der Täuschung. Zwar bekommt er in seinem Dasein die Erdschwere zu spüren, bei der Arterhaltung – mit Schmerzen gebären – und der Lebenserhaltung – mühsame Ackerarbeit. Ausserdem wird er zum Erdboden zurückkehren, also sterben. Aber das ist keine Drohung. Der Humus ist ja abgestorbenes Biomaterial und zugleich der geheimnisvolle Nährboden für neues Leben.

Hinzu kommt, dass die Frau den Namen Eva erhält, vom Wort für Leben abgeleitet. Gott beauftragt die Menschen, die Erde zu bebauen – wie im Paradies. Bewahren muss er sie nicht. Dafür sind zwei Kerubim zuständig. Sie bewahren den Weg zum Baum des Lebens. So liebevoll geht Gott mit uns Menschen um. Auch in der Geschichte, die irrtümlich immer als Drohung gelesen wird.

Peter Ruch

«Ich brenne für die Bühne»

Der Partyschlager-Star Mickie Krause umschreibt seine Kunst, das Gemüt der Menschen zu erreichen. Und verrät, wie man einen Hit schreibt.

Roman Zeller

Er ist Ballermann-König, Après-Ski-Ikone, die personifizierte Gute-Laune-Maschine: Mickie Krause, 51, als Michael Engels geboren und gelernter Jugenderzieher, bringt im deutschen Sprachraum Jung und Alt zum Überborden. Seine Hits, etwa «Schatzi, schenk mir ein Foto», sind Kult. Im Feuilleton findet das kaum Beachtung, aber an seine Konzerte strömen Tausende, um zu seinen Melodien zu feiern. Mickie Krause ist eine Art Volksänger, der den Menschen aus der Seele singt.

Weltwoche: Herr Krause, sprechen wir vom Anfang. Wie kamen Sie zur Musik?

Mickie Krause: Ich wusste immer, dass ich Musiker werden würde. Mit vierzehn hatte ich meine erste Rockband. Wir spielten in einem Dorfkeller – laut, nicht schön. Irgendwann landeten wir im Comedybereich, Schlagermusik als Comedy, nicht als typischer Schlager. Wir sangen «Fiesta Mexicana» von Rex Gildo oder «Tanze Samba mit mir» rückwärts. Nicht nur wir, sondern auch die Zuschauer hatten Spass am Quatsch, den wir machten. 1998 fasste ich den Mut, mich selbständig zu machen. Meinen Freunden sagte ich, sie würden mich mal bei «Wetten, dass ...?» sehen. 2013 wurde dieser Traum wahr, als ich bei Markus Lanz in der Show in Palma eingeladen war.

Weltwoche: Was treibt Sie an, seit über zwanzig Jahren für gute Laune zu sorgen?

Krause: Auf der Bühne zu stehen und zu unterhalten, ist meine grosse Leidenschaft. Wenn Tausende von Leuten vor mir stehen, die textgenau meine Lieder singen und Spass daran haben, macht mich das stolz und glücklich.

Weltwoche: Wie lautet Ihre Botschaft? Für was steht Mickie Krause?

Krause: Für Stimmungs- und Partymusik, für Mallorca – und halt eben für jede Menge Spass. Die Menschen, die meine Musik hören, wollen nicht immer nur nachdenken zur Musik von Herbert Grönemeyer. Sie wollen, plump gesagt, unterhalten werden. Und dazu trage ich bei.

Weltwoche: Was ist der Kern, die Essenz Ihrer Kunst?

Krause: Ich glaube, meine Musik ist eine gewisse Art von Kunst, bei der es darum geht, mit wenig Mitteln, mit wenig Text das Gemüt der Menschen zu erreichen. Ich habe keine politische Botschaft, ich will, dass die Leute am Freitag- und am Samstagabend Spass haben.

Weltwoche: Warum kommt Ihre Kunst in den Feuilletons kaum vor?

Krause: Viele haben das Gefühl, diese Art von Musik sei banal, man schreibe sie so schnell am Vormittag hin. Das Gegenteil ist der Fall: Es

«Viele Länder werfen uns vor, wir seien etwas hölzern, altbacken und gingen zum Lachen in den Keller.»

ist sehr schwer, Stimmungsmusik zu machen, die funktioniert. Wäre es einfach, gäbe es mehr Stimmungshits als sonst was. Aber Hits hängen nicht an den Bäumen.

Weltwoche: Was braucht es, um einen Hit zu schreiben?

Krause: Der Song muss eingängig sein, eine tolle Melodie haben, nicht zu textlastig sein. «Geh mal Bier hol'n» war nicht textlastig, die Leute hatten den Refrain und die Melodie sofort im Kopf. Wenn Text und Musik verfließen, hat man gute Chancen, einen Hit zu landen.

Weltwoche: Wo holen Sie sich die Inspiration für solche Hits?

Krause: Ich mache musikalische Realsatire. Das heisst, ich höre mir an, über was sich die Leute auf der Strasse unterhalten, was sie bewegt. Aber ich mache das ja nicht alleine, sondern mit meinem guten alten Kumpel Amaretto. Gott sei Dank hatten wir oft den richtigen Riecher, der Rest ist dann harte Arbeit und Fleiss.

Weltwoche: Wann wissen Sie, das gibt einen Knallersong?

Krause: Manchmal weiss man, dass es funktioniert. Bei «Schatzi, schenk mir ein Foto» war klar, der geht durch die Decke, auch wenn er sich anfangs schwertat. Irgendwann, als die Saison auf Mallorca begann, bekam er eine Eigendynamik und war nicht mehr zu bremsen. Aber

es gibt auch andere: «Biste braun, kriegste Frau» wollte ich eigentlich gar nicht machen, er hat mir nicht so gefallen. Dann stellte ich fest, gerade die Leute zwischen fünfzehn und zwanzig feierten den Song richtig ab. Damit hätte ich nie gerechnet.

Weltwoche: Was schätzen Sie, als Ballermann-König, an den Menschen in Ihrer Party-szene? Es ist ja doch ein recht eigenwilliges Volk, das auf den Balearen feiert.

Krause: Ich finde es immer wieder erstaunlich, dass gerade Deutschland eine gewaltige Stimmungsnation ist. Viele Länder werfen uns vor, wir seien etwas hölzern, altbacken und gingen zum Lachen in den Keller. Aber wir können locker mit den Niederländern und den Briten mithalten. Ich meine, so, wie die Deutschen beim Après-Ski feiern, so was gibt's nicht.

Weltwoche: Was begeistert Sie an den Deutschen? Was an Deutschland?

Krause: Dass wir sehr verlässliche Menschen sind. Generell bin ich dankbar, in Deutschland leben zu dürfen, mit einem hervorragenden Gesundheitssystem – wenn auch mit einem Steuersystem, über das ich nicht so glücklich bin, weil ich viel Steuern bezahlen muss. Aber Deutschland ist ein Land, in dem man sich wohlfühlen kann.

Weltwoche: Der Ballermann klingt nach Macho und Biersaufen. Gibt es da auch Frauen, die zu Ihren Songs festen?

Krause: Von Spotify weiss ich es, da ist das Verhältnis 60 Prozent Männer, 40 Prozent Frauen. Es gibt also Frauen, die meine Musik hören, aber eher kompatiblere Sachen – «Eine Woche wach» oder «Schatzi, schenk mir ein Foto». «Geh mal Bier hol'n» kommt bei den Männern an. Die Konzerte sind gut aufgeteilt.

Weltwoche: Wie schaffen Sie es, solch provokanten Text zu singen, ohne dass im politisch korrekten Klima heute die Milch sauer wird? Sie sangen auch: «Finger im Po Mexiko», «Zeig doch mal die Möpfe».

Krause: Wir haben den Anspruch, nicht zu polarisieren. Wir überlegen uns nicht, was wir schreiben könnten, um möglichst viel Medienpräsenz zu kriegen. Ums Jahr 2000 war die



«Deutschland ist eine Stimmungsnation»: Entertainer Krause.

Zeit der Doppeldeutigkeiten. «Zeig doch mal die Möpse» handelt von Rollmöpsen und den Möpsen, den Hunden. Das passte damals, heute würde ich das nicht mehr machen. Zu viele würden den Kopf schütteln. Womöglich zu Recht. Wichtig war mir, dass ich mich musikalisch weiterentwickle. Hätte ich versucht, nur im doppeldeutigen Bereich zu bleiben, wäre mir das langweilig geworden.

Weltwoche: Sind diese doppeldeutigen Songs heute zu extrem, oder wurde die Gesellschaft übersensibel, sodass Sie die Finger davon lassen?

Krause: Das Problem ist, viele Künstler sprangen auf diesen Zug auf. Auf einmal gab es zehn Songs dieser Art, irgendwann war es abgelutscht. Ich habe mir gedacht, wenn das alle machen, muss ich mich distanzieren. Also schlug ich einen anderen Weg ein.

Weltwoche: Ursprünglich machten Sie eine Ausbildung zum Jugend- und Heimerzieher.

Krause: (Lacht) Ich sage immer, die Zielgruppe ist geblieben.

Weltwoche: Was ist schwieriger: Menschen beizubringen, keinen Blödsinn zu machen, oder Menschen dazu anzuheizen, zu überborden?

Krause: Man kann die Jobs nicht miteinander vergleichen. Wichtig ist, beides leidenschaftlich auszuüben, das eint die Berufe. Damals, in jungen Jahren, war das tatsächlich mein Traumberuf. Würde ich als Mickie Krause in eine pädagogische Einrichtung gehen, nähme mich keiner mehr ernst – schade eigentlich.

Weltwoche: Wie sieht ein normaler Tag im Leben einer Ballermann-Ikone aus?

Krause: Ganz normal, ich stehe um halb sieben auf, dann müssen die Kinder zur Schule. Ich lese die Zeitung, mache Büroarbeit. Drei bis fünf Mal pro Woche gehe ich joggen, ich bin leidenschaftlicher Marathonläufer. Wenn die Mallorca-Saison losgeht, fliege ich, wenn

*«Zeig doch mal die Möpse»
handelt von Rollmöpsen und
den Möpsen, den Hunden.»*

ich abends auftrete, nachmittags nach Palma. Am nächsten Tag geht es dann wieder zurück.

Weltwoche: Wie viel Partytiger steckt wirklich in Ihnen?

Krause: (Lacht) Ich brenne für die Bühne. Wenn ich privat mit meinen Männern feiern geh', so einmal im Jahr in Mallorca, bin ich derjenige, der die Mannschaft unterhält. Ich bin gerne einer der Ersten, der auf der Tanzfläche dafür sorgt, dass die Party eine gute Party wird.

Weltwoche: Mallorca scheint Sie auch privat zu faszinieren. Beschreiben Sie Ihre Sehnsucht nach dieser magischen Insel.

Krause: Anderes Land, nicht weit weg, meist gutes Wetter. Ich fühle mich frei dort, weder angespannt noch nervös. Wenn Boris Becker

Wimbledon sein Wohnzimmer nennt, ist es für mich der Megapark in Mallorca.

Weltwoche: Was wissen Sie über die Schweiz?

Krause: Schweiz? Alles geile *Sieche!*

Weltwoche: Was können Deutsche von den Schweizern lernen?

Krause: Viel gibt es nicht, wir sind ja so ähnlich. Ob jetzt die Schweiz zur EU gehört oder nicht, in der Seele sind wir eins. Deshalb fühle ich mich in der Schweiz sehr wohl. Vielleicht sind die Schweizer ein Stück gelassener als wir.

Weltwoche: Stimmt es, dass die Deutschen so obrigkeitshörig sind, wie es immer heisst?

Krause: Ich glaube schon, und das hat man ja auch in den Corona-Zeiten gesehen: Wir haben uns brav an die Massnahmen gehalten. Mir scheint, wir können's ganz gut mit Regeln. Besser als viele andere Länder.

Weltwoche: Entscheidende Frage zum Schluss: Wer ist das ausgelassener Partyvolk: die Schweizer oder die Deutschen?

Krause: Ich trat unlängst in Zürich auf. Ich hatte nie den Eindruck, in der Schweiz zu sein; die haben genauso ausgelassen gefeiert wie auf Malle. Ich war komplett überrascht.

Weltwoche: Heisst das, Schweizer gelten als Spassbremsen?

Krause: Wenn, dann waren an diesem Abend die angezogenen Handbremsen allesamt kaputt. Die Leute wollten feiern, alle sangen: «Schatzi, schenk mir ein Foto». Das war Balsam für meine Seele.

TV-Kritik

Hast du gestern Lanz gesehen?

René Hildbrand

Markus Lanz: Talkshow.
Montag bis Donnerstag. ZDF

Die ZDF-Sendung «Markus Lanz» hat sich vom Boulevard-Talk zum wichtigsten politischen TV-Gesprächsformat Deutschlands hochgearbeitet. In der Hoch-Zeit von Corona schnellten die Zuschauerzahlen in die Höhe. Die Quote hat sich – trotz später Sendezeit – fast verdoppelt. Das ist so geblieben. Nach der Pandemie kam der Ukraine-Krieg. Auch in der Schweiz wird einem bei Debatten über aktuelle politische und gesellschaftliche Entwicklungen immer häufiger die Frage gestellt: «Hast du gestern Lanz gesehen?»

Eine Zeitlang hatte ich auf diese Sendung verzichtet. Man musste Lanz Selbstdarstellung vorwerfen. Und Penetranz. Er redete, als sässe er am Kabinettstisch. Der agile Südtiroler hat sich geändert – und gebessert. Der Moderator ist inzwischen weniger ätzend. Er fragt höflich-hartnäckig. Und kritisch. Seit Corona und Krieg führt er Politiker kaum mehr vor. Schauen wir mal, ob das so bleiben wird, wenn die Zeiten dereinst wieder etwas weniger ernst sein werden.

Anerkennung: Markus Lanz hat sich ein breites politisches Wissen angeeignet, er überzeugt auch dank sehr guter Vorbereitung – und wurde damit zu einem bedeutsamen politischen Interviewer. Klar: Auch in dieser Talkshow wird mitunter mit Halbwissen um sich geworfen. Zu Corona wurden auch schon mal nebulöse und strittige Grafiken gezeigt. Und nicht alle Scherzchen des Gesprächsleiters sind gut. Doch im Ganzen lohnt sich die Sendung.

Letztes Jahr bekam Lanz den Deutschen Fernsehpreis. Kategorie: Beste Information. Nie zuvor ist es einem TV-Sender gelungen, ein Unterhaltungsformat in eine Polit-Bühne zu transformieren.



„Müssen wir denn ausgerechnet immer im Urlaub sparen?!...“

Film

Superheld, aschgrau

Wolfram Knorr

The Batman (USA 2022)
Von Matt Reeves. Mit Robert Pattinson, Zoë Kravitz, John Turturro, Colin Farrell, Paul Dano

Das Kino ist das perfekte Einmachglas. Wunsch und Wahn, Verdrängung und Angst des jeweiligen Zeitgeistes schwimmen darin. Am schönsten ist das an populären Serienfiguren festzumachen, etwa am aktuellen Batman. Sein Erscheinungsbild unterscheidet sich diametral von seinen früheren. Das Dreistunden-Trumm

sie. Bob Kane, ein achtzehnjähriger, schlechter Zeichner und Volontär bei DC (*Detective Comics*), erfand den Trikotkerl mit Maske, Spitzohren und Fledermausflügeln Ende der 1930er Jahre als Reaktion auf einen anderen Bubenraum: Superman. Kane wühlte nicht im Sagenfundus, sondern bediente sich an Trivialmustern à la Zorro: beste Herkunft, auf dem Gesellschaftsparkett von ausgesprochener Eleganz, bei den Damen begehrt, aber in den Nächten nur hinter dem Verbrechen her. Die Superhelden-Blendwerke brachten den Leinwandhimmel lange zum Strahlen.

Der hat sich nicht nur eingetrübt, im Fall Batman ist er rabenschwarz geworden. Ein-gezwängt zwischen schwarzen Wolkenkratzer-silhouetten brüten blutige Sonnenuntergänge; glimmt wie Glut in der Asche der Verkehr in den



Atemberaubende Noir-Ästhetik: «The Batman», 2022.

«The Batman» ist ein dämonischer Höllenschrei mit einem Einblick in die Seele nicht nur von Bruce Wayne alias Batman.

Als Knabe war er Zeuge der Ermordung seiner Eltern und widmete sein Leben der Suche nach den Mördern, um zugleich den Augiasstall der monströsen urbanen Gesellschaft auszumisten. Unermüdlich absolvierte er als Moralagent des Zeitgeistes sein Heldenpensum. Kein Wunder, dass seine Bestform nachliess, die Selbstzweifel zunahm bis zum Selbsthass. Die Verfassung, in der er nun gelandet ist, dürfte so manchen befremden. Aber die Zeitläufe sind so.

Passé die Ära, in der er als souveränes Nachtschattengewächs in mysteriöser Maskerade die Megalopolis Gotham City aufmischte. 1943 begann er als Kuriosum über die Leinwand zu flimmern, gab sich durch neue Besetzungen, von Michael Keaton über George Clooney und Christian Bale bis Ben Affleck, erwachsen und löschte erfolgreich seine Herkunft als kuriose Strichfigur aus dem Geist einer pubertären Fanta-

Strassenschluchten; ragen byzantinische Giebel als Reliefs in den Himmel, und an Kerkerveduten des Renaissance-Architekten Giovanni Piranesi gemahnen die alpträumhaften Wuchträume. Da sinkt nicht nur die Aussenwelt ins Nirwana, auch Batmans mentale Verfassung tut es. Leicht kann das Faustisch-Grübelnde bei einer puerilen Pop-Art-Ikone ins Lächerliche kippen. Schliesslich existiert sie im leichtsinnigen Schwebezustand zwischen Ironie und Ernst, Charme und Aggressivität und spielt mit narzisstischer Zärtlichkeit kokett mit ihren Neurosen.

Darf man das?

Der neue Batman hat Tabula rasa gemacht. George Clooney, Ben Affleck, Christian Bale und Co. waren, bei allen Unterschieden, kernige Kerle. Robert Pattinson, berühmt geworden als blasser, von der Unsterblichkeit geplagter Vampir aus den «Twilight»-Filmen, ist gemessen an diesen Vorgängern nur noch ein Schatten-

mann, irgendwo zwischen einer Gothic-Figur («Les Mystères de Paris») und Francis Bacons Porträtstudie eines akkurat sitzenden Mannes, dessen Gesicht im dunklen Schatten zerläuft. In hellen Farben und klaren Umrissen lässt sich der Mensch nicht mehr darstellen – schon gar nicht ein Superheld. Und so schnürt Batman nur noch von Nische zu Nische, gejagt von den Furien seines Gewissens, am gewaltsamen Tod seiner Eltern mit schuld zu sein.

Pattinson drückt jugendliche Feinnervigkeit aus, die zugleich die Müdigkeit vieler Jahrhunderte auf den Lidern spürt. Ein Bajazzo, der zum schauerlichen Spiel nicht mal mehr weinen kann. In den Metropolen beginnt das Unheil der Welt, die Korruption, das Verbrechen. In Gotham City beherrschen die Gangster Falcone und Pinguin die Verwaltung, die Polizei, die Politik. Einzig der irre Riddler mit seinen terroristischen Akten und Morden gegen die «Eliten» stört den reibungslosen Betrieb des Nehmens und Gebens. Bruce Waynes Maskerade ist kein Strumpfhosenkostüm mehr, sondern eine Rüstung aus jenem Material, aus dem schussichere Westen gemacht werden. Aus dem einstigen Gesellschaftslöwen ist ein einsamer Wolf geworden, der sich durch den Verfall wie durch einen diabolischen Thriller kämpft und von Riddler, einer Mixtur aus Steve Bannon, Tucker Carlson und Hannibal Lecter, als Angehöriger der «Eliten» lauthals verspottet wird.

«The Batman» ist, bei allem märchenhaften Nonsens, der Film der Stunde. Die besten Leistungen bieten neben Robert Pattinson der Kameramann Greig Fraser («Dune») mit seiner atemberaubenden Noir-Ästhetik und Produktionsdesigner James Chinlund («The Fountain») mit seinen kühnen Bauten.

Klassik

Schmeichelnd verführerische Bratsche

Manuel Brug

Telemann: Bratschenkonzerte. Antoine Tamestit, Akademie für Alte Musik Berlin (Harmonia Mundi)

Die Bratsche und Georg Philipp Telemann – vor Jahren wären beide keine besonders prickelnden Themen gewesen, und an eine solche Kombination hätte sicher kaum wer gedacht, ausser den Schülern, die dieses früheste bekannte Solokonzert für das Instrument obligatorisch lernen müssen. Inzwischen wurde nicht nur der Magdeburger, der in Hamburg zu Ruhm kam, glanzvoll rehabilitiert und weit über den Rang eines verlässlichen Vielschreibers emporgehoben.

Besonders im schon früh an einer Polyfonie der Mittelstimmen interessierten musikalischen Deutschland hat die Viola seither als eines der vielgestaltigsten Instrumente stets von neuem überrascht. In ihren Möglichkeiten wie auch in ihrer Repertoirefülle jenseits des Gängigen – und natürlich auch, weil sie von neugierigen Virtuosen ihres Fachs zum Klingen gebracht wird. Zu denen gehört derzeit ganz besonders der immer wieder originelle, als Kammermusiker wie Orchesterpartner entdeckungsfreudige Franzose Antoine Tamestit.

Tamestit ist als Bratschist einer der drei, vier besten auf der Welt. Kim Kashkashian, Tabea Zimmermann, Nils Mönkemeyer und eben Tamestit, das sind die, die im Konzert

*Tamestit gibt der Viola
wirklich eine Stimme. Eine
betörend zarte, doch kraftvolle.*

und auch medial gegenwärtig Solokarriere gemacht haben. «Bel Canto» hat Antoine Tamestit ganz offensiv eine seiner CDs genannt. Denn er gibt der Viola wirklich eine Stimme. Eine betörend zarte, doch kraftvolle, blitzsaubere, dabei schmeichelnd verführerische in wohliger Lage.

Auf seiner jüngsten CD mit der bewährten Partnertruppe Akademie für Alte Musik Berlin (Akamus) hat sich Tamestit plattenfüllend Telemann gewidmet. Neben dem zwischen 1716 und 1721 komponierten viersätzigen G-Dur-Konzert, das nun in einer neuen, vitalfunkelnden Referenzeinspielung vorliegt, vereint die kleinteilig unterhaltsame Scheibe die spritzige «Ouverture burlesque» in B-Dur mit der abwechslungsreich tanzgestalteten Ouverture-Suite «La Changeante» für Streicher und Continuo.

Mit einem so blühenden wie geschärften Stradivari-Bratschenton widmet sich Tamestit zudem zwei (transponierten) C- und Es-Dur-Fantasien für Solobratsche; ausserdem ist er der äusserst harmonische Partner der ersten Akamus-Viola-Virtuosin, Sabine Fehlandt, in der subtil variierenden Kanonischen Sonate für zwei Bratschen in d-Moll sowie dem ebenfalls in G-Dur stehenden Doppelkonzert.

Tamestit spielt mit festem Strich und trotzdem lyrisch versonnen, mit pointierter Bogenführung, aber zurückhaltend. Festliches Barock, durchaus, aber bisweilen eben auch opak abgedunkelt, geheimnisvoll wispernd. Das Zeitalter der Empfindsamkeit wird gebannt in diesen lyrisch durchpulsten, federnen Interpretationen, die niemals mechanisch die standardisierte Concerto-Nähmaschine bedienen, sondern ins Offene führen. Und die feinsinnig schmachtende Stradivari-Viola erweist sich stets als die Primadonna, aber nie als die launische Diva.

Alben für die Ewigkeit

The Who: Who's Next?

Am Anfang galten sie als Radau-Combo der Mod-Bewegung. Im Vergleich zu den Beatles und den Rolling Stones waren The Who eine aggressivere Version der britischen Rockmusik. Die Band mit dem wohl genialsten Namen hinterliess in Woodstock einen bleibenden Eindruck, und wer die vier damals live in England erlebte, schnappte nach Luft: Hier spielte eine Naturgewalt. Der rotierende Wildling an der Gitarre, ein völlig durchgeknallter, wirbelfreudiger Drummer plus ein heisser Sänger und ein super-cooler Bassist. Ihr Sound war einmalig, ihre Songs waren es auch.

Paul McCartney sagte einst, dass er beim Hören von «I Can See For Miles» inspiriert worden sei, etwas genauso Hartes zu machen: «Helter Skelter».

Der grosse Durchbruch der Truppe um Gitarrist Pete Townshend kam dann mit der Rock-Oper «Tommy» und dem «Live at Leeds»-Album.



Das Meisterwerk gelang aber mit «Who's Next», dem Betonklotz-Album. Der revolutionskritische Song «Won't Get Fooled Again» entstand auf Mick Jagers Anwesen und hat diesen betörenden Vorwärts-Drive. Weitere Klassiker wurden das bombastische «Baba O'Riley» mit dem prägenden Synthesizer-Loop und den Zeilen «Don't cry / Don't raise your eye / It's only teenage wasteland» sowie die oft gecoverte Killerballade «Behind Blue Eyes».

Produzent Glyn Johns brachte wie immer alles gekonnt auf Band, was ein bleibendes Album ausmacht: rohe Dringlichkeit, Spielfreude, Klang und Genie. Wir erleben die vielleicht beste Rockband aller Zeiten auf der Höhe ihres Schaffens.

Chris von Rohr

Ausstellung Kraftwerk an Kunst

Mathias Haehl

Electro: Von Kraftwerk bis Techno. Museum Kunstpalast, Düsseldorf. Bis 15. Mai 2022.
Montags geschlossen

Ein schwarzer Schacht führt in die bunte Ausstellung, zur Begrüßung strahlt ein mannshohes Smiley in grellem Gelbgrün. Gute Laune ist angesagt, das lächelnde Emoji kennt man von fixen Partypillen. Drogen werden in der Ausstellung «Electro: Von Kraftwerk bis Techno» zwar schnöde ignoriert, und auch das Kling-Klang-Studio von Kraftwerk sucht man vergebens. Doch die Sound-Dauerschleife des französischen DJs Laurent Garnier versöhnt sofort: Laute Beats führen die Besucher mit süchtigmachendem Sog an den rund 500 Objekten vorbei.

Eingelullt im Techno-Kokon

Der Kunstpalast bebzt und lebt, cooles Besuchervolk staunt und wippt, denn diese Ausstellung bewegt, erst recht nach diesen discolosen Corona-Zeiten. Man tänzelt beschwingt durch den Kunstpalast und kann im Sound förmlich baden, in Hitvideos schwelgen. Schnell merkt der Besucher, wie diese vergessen geglaubte Musik, die jahrzehntelang mit mehr als 120 Beats pro Minute auf den Tanzflächen der Welt das Tempo vorgab, auch heute noch hypnotisiert und packt. – Tanzen, ach! Hier ist er wieder, der altbekannte Rausch der Party und der Ekstase; das sorgt selbst in einer Ausstellung für ein *natural high*. Schnell fühlt man sich eingelullt im Techno-Kokon.

Düsseldorf ist der ideale Ort für eine Electro-Werkschau, wie der Techno-Fan weiss und der Laie in einer Timeline seit 1901 erfährt: Die Stadt war Epizentrum der Electro-Musik, Künstler wie Karlheinz Stockhausen, Kraftwerk oder Mouse on Mars sind Pioniere. Hoch oben auf einem Baustellengerüst thronen über allem abgeklärt die vier Kraftwerk-Puppen wie Schirmherren. Sie sind neben Joseph Beuys, Jörg Immendorff und Gerhard Richter weltweite Botschafter aus der Metropole Düsseldorf.

Der Kraftwerk-Gründer Ralf Hütter kuratierte die Ausstellung zusammen mit Alain Bieber, dem künstlerischen Leiter im NRW-Forum Düsseldorf, und Jean-Yves Leloup vom Musikmuseum der Philharmonie de Paris: modern-interaktiv als verführerische Multimediaschau. Als Rahmenprogramm gibt es zwei Stadtführungen, «Art and Music» und «The Sound of Düsseldorf», sowie einen Konzertreigen.



Am Anfang war der Beat: Musikpioniere Kraftwerk.

Die Ausstellungsmacher lassen aber auch auswärtigen Electro-Pionieren Raum: Pierre Schaeffer, John Cage, Daft Punk, Jean-Michel Jarre, Jeff Mills, Björk oder Tangerine Dream. Reminiszzenzen an die Schweiz bleiben rar: Einzig Brainticket, Yello und das Zürcher «Rohstofflager» sind vertreten.

Technikaffine finden digitale Instrumente ausgestellt: Als 1960er-Pionierinstrument wirken der Rotationstisch aus dem WDR-Studio von Karlheinz Stockhausen oder der Moog-Synthesizer nostalgisch, wohingegen eine Laserharfe und ein virtuelles Studio von Jean-

Hier ist er wieder, der altbekannte Rausch der Party und der Ekstase.

Michel Jarre Staunen erregen. Flyer und Fotos zeigen den Aufbruch und die Kreativität einer Szene, die von vielen zu Unrecht als nihilistisch und hedonistisch abgetan wurde. Sie stammen von Dancefloors in Detroit, Chicago, London, Manchester, New York oder Berlin – Letzteres ist heute mit dem legendären «Berghain» Welthauptstadt des Electro.

«Beatles der elektronischen Tanzmusik»

Musikströmungen wie Detroit Techno, Chicago House und Hip-Hop aus den 1980ern finden in der Ausstellung ebenso Widerhall wie die in den 1990ern aufkommende Rave-Kultur mit tagelangen Massenpartys. Der Fotograf Andreas Gursky, bis 2018 Professor an der Kunstakademie Düsseldorf, war bekannt für seine ausschweifenden Partys – und angetan von Kraftwerk und Techno. Gurskys Fotos von Raves wirken nach den langen Corona-Monaten surreal wie aus einer anderen Zeit.

Höchste Weihen erhielt die Düsseldorfer Szene 1997 durch David Bowie, der mit dem Minimal-Musiker Brian Eno kollaborierte: Auf der «Wetten, dass ...?»-Couch nach musikalischen Inspirationen befragt, nannte er Kraftwerk, Harmonia und Neu. Diese Bands stammen aus dem Düsseldorfer Kuchen, das 1970 von Ralf Hütter und Florian Schneider gegründete Multimediaprojekt Kraftwerk schaffte es bis in die renommiertesten Kulturtempel der Welt: ins New Yorker Moma und in die Londoner Tate Modern sowie an die Biennale von Venedig. Die *New York Times* kürte Kraftwerk 1997 zu den «Beatles der elektronischen Tanzmusik», 2014 gab's den Grammy für ihr Lebenswerk, 2021 hielt das Quartett als erste deutsche Band Einzug in die Rock 'n' Roll Hall of Fame.

Kraftwerk ist logischer Kern dieser Ausstellung. Pop-Fans bedeutet die Band dasselbe wie Venedig den reisenden Romantikern: Kraftwerk einmal live erleben – und dann beruhigt sterben. Höhepunkt im Kunstpalast bildet ein konserviertes fünfzigminütiges 3-D-Konzert als Inszenierung des Gesamtwerks von Kraftwerk. Wie skandieren die musikalischen Mensch-Maschinen doch: «Wir funktionieren automatisch / Jetzt wollen wir tanzen mechanik.»

Und wer kennt «Autobahn» von 1974 nicht, den ersten Hit von Kraftwerk, eine in der Originalaufnahme 22 Minuten dauernde meditative Soundfahrt mit viel PS, in der das ganze Erfolgsrezept der Band schon da ist: Verzicht auf herkömmliche Instrumente, betörend einfacher Beat, eindringlich visionäre Kurzpoesie.

Anschnallen, Lichter löschen, nichts wie los: Kraftwerk auflegen. Und ab auf die Tanzfläche!

Games

Gut für die Liebe

Mark van Huissing

Wordle: Online-Buchstabenspiel

Ich mag Scrabble. Der Haken daran: Es braucht Mitspieler, die sich einem gegenüber ans Brett setzen, um Wörter aus zufällig gezogenen Buchstaben zu legen. In der Vergangenheit war eine Mitspielerin, ach was: Gegnerin, meine Frau. Was gelegentlich zu Ehekrach führte. Ich erinnere mich an einen, nachdem ich ihr «Yams» ablehnte («Yamswurzel» wäre o.k. gewesen, sagte ich. Was aber, ehrlich, mehr Retourkutsche dafür war, dass sie meine «Alpziege» nicht gutgeheissen hatte). Wir versuchten es dann mit Tennis. Was ebenfalls zu Streit führte. Später liessen wir uns scheiden, nebenbei erwähnt.

Meine heutige Frau mag Buchstabenspiele nicht besonders. Das ist der Harmonie zuträglich, schliesslich meine ich, der Homme de Lettres in unserer Beziehung zu sein. Aber es ist auch kein Problem mehr, es gibt ja Wordle. Dabei handelt es sich um ein 2021 veröffentlichtes Online-Game, dessen Ziel es ist, ein Wort aus fünf Buchstaben in höchstens sechs Versuchen herauszufinden. Wichtig: Man spielt nicht gegen die Ehefrau (oder sonst jemanden). Sondern für sich. Genau genommen ist es ein Rätsel. Eines, das jeden Tag im Browser neu gelöst werden kann – zurzeit erst noch kostenlos.

Fast so viele Vorgehen wie Spieler

Erfunden hat Wordle der Brite Josh Wardle, sein Name war wohl ein Steilpass. Der in New York lebende Programmierer sagte einem Journalisten der *New York Times*, er habe sich ans Entwickeln der Software gemacht, als er während der Pandemie beobachtet hatte, wie viel Zeit seine Freundin mit dem Lösen des *Times*-Kreuzworträtsels zubrachte. Kürzlich hat das Unternehmen, das die *NYT* herausgibt, Wordle für einen «niedrigen siebenstelligen Betrag» gekauft (ich war früher ein untalentierte Programmierer, ich schätze den Zeitaufwand für die Entwicklung dafür auf unter einen Mannmonat).

Man gibt ein beliebiges Wort mit fünf Buchstaben ein. Die Maschine teilt einem darauf mit, welche Buchstaben im gesuchten Wort an derselben Stelle vorkommen (grün unterlegt) respektive an anderer Stelle (gelb) oder nicht enthalten sind (grau). In höchstens sechs Durchgängen nähert sich der Rätsellöser mittels Kombinieren und Wühlen in der Wortschatztruhe dem Lösungswort an. Das Vorgehen ist vergleichbar mit dem bei Mastermind, einem Spiel der 1970er Jahre. Mittlerweile gibt es neben dem englischen Wordle-Original auch Ausgaben auf Deutsch und in anderen Sprachen.

Empfehlenswert ist, mit einem Wort zu eröffnen, das häufig vorkommende Buchstaben enthält, also Vokale oder ein N, T et cetera. Darüber, ob man immer mit dem gleichen Wort beginnen soll – Arsen oder Stein vielleicht – oder mit einem jeweils anderen, wird im Web und auf Twitter gestritten. Es lässt sich wohl sagen, dass das immer gleiche Startwort für ein methodischeres Vorgehen steht, der Einstieg mit einem immer anderen dagegen lustiger ist.

In der Folge können fast so viele Vorgehen entwickelt werden, wie's Spieler gibt. Zielführend kann es beispielsweise sein, einen Buchstaben nochmals einzusetzen, obwohl er bereits als nicht vorkommend zurückgemeldet wurde – falls dieser in einem Wort vorkommt, das mehrere andere Buchstaben enthält, die man ausprobieren möchte. Und ein weiterer Hinweis: Wer Wordle in verschiedenen Sprachen lösen



möchte, tut dies mit Vorteil in verschiedenen Browsern (oder auf verschiedenen Rechnern). Dem Score, der Wertung, zuliebe.

Man wäre kein streng urteilender Journalist, wenn man der Wordle-Freude nicht wenigstens einen kleinen Dämpfer verpassen könnte: Dass selbst eine Weltklasse-News-Organisation wie die *New York Times Company* glaubt, wirtschaftlichen Erfolg – zehn Millionen zahlende Abonnenten weltweit – nicht dank Qualitätsjournalismus allein erreichen zu können, ist ein wenig traurig. Es braucht dafür, so sehen es die *NYT*-Company-Chefs, auch Kochrezepte-, Sportnachrichten- und Spieleabos. Was die Vorhersage zulässt, Wordle, zumindest das Original, dürfte nicht mehr lange gratis sein. Immerhin löst das Buchstabenrätsel beziehungsweise keine Spannungen aus.

Jazz

Das Testament des doppelten Rava

Peter Rüedi

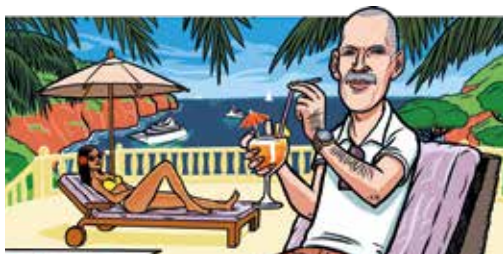
Enrico Rava: Edizione Speciale.
ECM 2672 3871873

Im Konzert, das der Trompeter Enrico Rava am 18. August 2019 in Antwerpen mit einer *edizione speciale*, seiner zum Sextett erweiterten Stammbesetzung, zwei Tage vor seinem 80. Geburtstag gegeben hat, mag der eine oder die andere in Unkenntnis der unlängst bei ECM erschienenen Aufzeichnung ein «Alterswerk» vermuten. Die ersten Töne, eine brillante Solokadenz von Ravas Flügelhorn als Intro zu seinem Stück «Infant», belehrt jeden eines Besseren, erst recht das, was ihm in der anschliessenden knappen Viertelstunde und auf dieser CD insgesamt um und in die Ohren fliegt: ein wilder *steeplechase*, jede Menge von Ausbrüchen aus dem *courant normal*, aber auch viele spielerische Pirouetten.

Schon Tenorsaxofonist Francesco Bearzatti, Ravas *Alter Ego* als Bläser, mal unisono, mal polyphon verwickelt, ist mit 55 mehr als eine Generation, die anderen Partner sind mehrere Generationen jünger als der Bandleader. Sie wagen sich weit über den Bebop, auch über Ornette Colemans Parker-Nachfolge hinaus in freie Unvorhersehbarkeiten – der alte Mann hat eine Truppe versammelt, die von ihm, dem einstigen Partner von Avantgardisten wie Roswell Rudd, Cecil Taylor, Steve Lacy et cetera gelernt hat, sich Freiheiten herauszunehmen: Enrico Morello am Schlagzeug und Gabriele Evangelista am Bass, beide 34, eine explosive Rhythmusgruppe; Pianist Giovanni Guidi, 37, ein brillanter Jongleur langgezogener Girlanden und komplexer harmonischer Architekturen; Gitarrist Francesco Diodati, 39, der zum einen mit feinsten komplementären Oberlinien ein Bass-Solo kommentiert und handkehrum in brutale gitarristische Noise-Gewitter ausbricht.

Rava selbst, als eine Art Ein-Mann-Akademie des italienischen Jazz Mentor von ihnen allen, ist mit dieser Power-Band als proteische Natur immer in Bewegung, in den enormen Möglichkeiten seiner Tonbildung und Phrasierung nirgends festzulegen und in allen Facetten immer ganz präsent. Ein Freigeist, hält er sich auch zur Anarchie nicht verpflichtet. «Ich fühlte mich immer mit der Tradition des Jazz verbunden und begann, eine «italienischere» Art des Musikempfindens zu entdecken, was für mich bedeutet, der Melodie mehr Bedeutung beizumessen.» Diese Spannung macht die Faszination dieses vitalen Live-Mitschnitts aus: die Polarität zwischen plausibler Poesie und riskanter Attacca. Zwischen «in 'n'out», sozusagen.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Kürzestgeschichte

Mark van Huisseling

Was würden Sie aus Ihrer brennenden Wohnung retten, falls die Familie bereits in Sicherheit auf der Strasse vor dem Haus stünde? «Das Cartoon-Strip-Unikat [Comic- oder Bildgeschichte], das ich zu meinem 40. Geburtstag geschenkt bekommen habe», antwortet David Remnick, der Chefredaktor des *New Yorker*. Die hypothetische Frage stellte er selbst in seinem Vorwort zur Comic-Enzyklopädie («The New Yorker Encyclopedia of Cartoons»), bestehend aus zwei Bänden mit je zirka 750 Seiten, für die sein ehemaliger Comic-Redaktor Bob Mankoff rund 3000 Cartoons ausgewählt hat, die seit 1925 in der Zeitschrift veröffentlicht wurden.

Tatsächlich, geschätzte Leserin, werter Leser, heute schreibe ich über Cartoons, Karikaturen, witzige Zeichnungen. Obwohl diese Spalte ohne Bilder auskommt (von der Illustration, die MvH in den Augen des Zeichners zeigt, abgesehen). Ein ehemaliger *Weltwoche*-Redaktor, nebenbei erwähnt, lehnte mal mein Angebot für einen Artikel über einen Musiker ab mit der Begründung, es sei schwierig, Musik so zu beschreiben, dass sich Leser etwas darunter vorstellen können. Ähnlich herausfordernd ist die bilderfreie Ausgangslage, wenn es um lustige Kürzestgeschichten (ein Bild in den allermeisten Fällen) geht – mit dem Unterschied, dass Kolumnisten grössere inhaltliche Freiheiten haben als sogenannte freie Mitarbeiter (und weil Ihr Kolumnist Cartoons super findet).

Die *New Yorker*-Comic-Enzyklopädie kommt mit der Unterzeile «ein halbseriöses A-bis-Z-Archiv» daher. Halbseriös ist mir lieber als bierernst, und von A bis Z ist buchstäblich zu verstehen: Es gibt darin, unterteilt

in Gruppen, Zeichnungen von Accountants über Adam und Eva, Bananenschalen, einsame Inseln oder Schneemänner bis Zoos. Ein Cartoon beispielsweise zeigt Höhlenbewohner, die an Wände kritzeln respektive mit Fingern und Zehen zählen, sowie ihren Sprecher, der einem Passanten erklärt: «Wir sind weder Jäger noch Sammler, wir sind Buchhalter.» Auf einer anderen Zeichnung sind zwei Primaten in ihrem Käfig zu sehen: «Sie erwarten so viel, und wir haben so wenig zu bieten», sagt der eine Affe zum anderen über die Zoobesucher, die sich auf der anderen Seite der Gitterstäbe drängen.

Texte haben es ebenfalls in die Bildgeschichten-Enzyklopädie geschafft – wenige logischerweise, dafür gescheite. Unter C wie *censorship*, Zensur, schreibt Herausgeber Mankoff, der wöchentlich bis 3000 Cartoon-Ideen von mehrheitlich freien Zeichnern beurteilt, also drei Millionen Entwürfe während der zwanzig Jahre in seiner Stellung, es heisse ja, «wenn du nichts Nettens zu sagen hast, sag besser nichts». Was einer seiner *cartoonists* wörtlich nahm: Er zeichnete unter der Überschrift «Bitte geniessen Sie dieses kulturell, ethnisch, religiös und politisch korrekte Bild verantwortungsvoll» ein leeres Rechteck. Und für einmal stimmt sogar das Reklameversprechen des Verlags zu den Sammelbänden, nämlich dass sie perfekt seien für alle, die Humor in der *condition humaine*, der menschlichen Natur, suchten.

Schon klar: Nicht nur im *New Yorker* erscheinen Karikaturen. Ich mag etwa Gary Larsons «The Far Side»-Comicstrips, die man

«Sie erwarten so viel, und wir haben so wenig zu bieten», sagt ein Affe zum anderen über die Zoobesucher.

beispielsweise in Tageszeitungen findet – unvergessen seine Zeichnung von Indigenen im Urwald, die Smartphones, Tablet-Computer et cetera nutzen, und einem Schmiere stehenden Mitglied, das ruft: «Vorsicht, die Anthropologen kommen!» Oder die Cartoons mit Namen «Non sequitur»; auf einem der lustigsten Bilder ist ein Neandertalerpaar zu sehen, der Mann schleift einen Saurier in die Höhle, die Frau sagt: «Oh, Freude, Herr Ich-habe-es-erlegt-du-kochst-es kommt nach Hause.» Bild-

unterschrift: «5000 v. Chr., der Krieg der Geschlechter beginnt». In der Schweiz, übrigens, veröffentlicht die *Weltwoche* seit einiger Zeit wieder in jeder Ausgabe Comicstrips.

Jetzt noch mein liebster Cartoon bisher, aus dem Wettbewerb, bei dem *New Yorker*-Leserinnen und -Leser eigene Textvorschläge für eine Zeichnung, die ohne Worte veröffentlicht wird, einsenden. Das Bild zeigt eine Frau und einen Mann, nebeneinander auf Säulen (englisch *column*) stehend, und er sagt: «Du wusstest doch schon, bevor du mich geheiratet hast, dass ich Kolumnist bin.»



UNTEN DURCH

Dummheit der Männer

Linus Reichlin

Im Internet stiess ich auf eine Website mit 32 Fotos, die dokumentieren sollten, warum Männer früher sterben als Frauen. Auf allen Fotos waren Männer zu sehen, die sich in gefährlichen beruflichen Situationen befanden. Ein Mann fräste Metall, und der Funkenflug traf direkt zwei Gasflaschen hinter ihm. Ein anderer trug beim Metallschneiden statt einer Schutzbrille einen transparenten Plastikbeimer über dem Kopf. Drei Männer hievten im oberen Stockwerk einer Wohnung ein riesiges Sofa über die Balustrade, und zwei Meter weiter unten streckten zwei Männer dem Sofa die Arme entgegen. Ein anderer Mann hatte sich den brennenden Schweißbrenner zwischen die Knie geklemmt, um seinen Schutzhelm zurechtzurücken.

Man musste sich gar nicht alle 32 Fotos anschauen, um zu erahnen, dass die kürzere Lebenserwartung von Männern mit etwas zu tun haben könnte, das auch bei Frauen vorkommt: blanke Dummheit. Aber bei Frauen

scheint die blanke Dummheit weniger gravierende Folgen zu haben. Mein Freund Bruno, der von Haus aus studierter Physiker ist, glaubt, dass sich die Dummheit von Frauen hauptsächlich in der Wahl ihrer Ehemänner zeigt, und zwar statistisch gesehen zwangsläufig. Auf einem der Fotos stehen zum Beispiel drei junge, hübsche Männer in einem aufblasbaren Swimmingpool bis zum Nabel im Wasser. In der Mitte des Pools haben sie ein Tischchen aufgestellt mit einem Elektrogrill. Den Doppelstecker des Verlängerungskabels für den Grill haben sie auf zwei aneinandergebundene Adidas-Badelatschen gelegt, die wie ein Floss im Wasser schwimmen. Auf diese Weise wird der Doppelstecker clevererweise nicht nass – das jedenfalls war der Plan. Diese drei Männer, die nun vermutlich tot sind, waren mit drei Frauen verheiratet, von denen jede auch einen der zwei anderen Männer hätte heiraten können. Doch sie wäre trotzdem Witwe geworden! «Für jede dieser Frauen», erklärte mir Bruno, «betrug die Wahrscheinlichkeit, einen Volltrottel zu heiraten, 100 Prozent.»

Das kapierte ich nicht ganz, aber ich sagte: «Ja genau, so ist es!» Denn ich wollte nicht, dass Bruno mich für einen Mann wie den hielt, der auf einem der Fotos versucht, von einer hohen Mauer aus in die leere Hose zu springen, die seine zwei Kumpel ihm unten hinhalten. Manchmal ist mir Bruno einfach zu klug. Er kann ausrechnen, warum die Erde sich um die Sonne dreht und warum sie das auch am Wochenende macht. Wenn irgendwo ein Apfel runterfällt, sagt Bruno: «Das war Newton!» Wenn ein ganzer Apfelkuchen runterfällt, sagt er: «Das ist Einsteins Erweiterung von Newtons Gratifikations-Gesetzen!» Ich sage dann immer: «Genau! So ist es!» Und dann schaue ich mir die Frauen an, die an uns vorbeispazieren, und frage mich, welche von ihnen wohl dumm genug sein könnte, um mich endlich zu heiraten.

Aber möglicherweise sind die Frauen cleverer, als man denkt. Man könnte auch sagen dummerweise. Vielleicht haben sie aber auch einfach nicht den Mumm, von einer Mauer in eine Hose hinunterzuspringen. Sie sitzen lieber in einer Kirche in Italien. Man gehe einmal nach Italien! Man schaue einmal an einem Werktag in die Kirche: Da sitzen nur Frauen! Die italienischen Männer steigen derweil auf die Schultern eines Freundes und versuchen, mit dem Schraubenzieher das Gewinde einer

geplatzen Glühbirne aus der Fassung zu stochern. Jetzt kann man sich fragen: Wo ist der Unterschied? Durch die Kreuzzüge sind immerhin mehr Menschen umgekommen, als jemals durch einen Stromschlag von den Schultern ihres Kumpels gefegt wurden. Aber irgendwie schaffen es die Frauen, dass immer nur die Männer dumm dastehen. «Das ist eben Quantenphysik», sagte Bruno, und ich sagte: «Das wollte ich auch gerade sagen.»



FRAUEN

Helen Mirren, Überlebenskünstlerin Julie Burchill

Es ist enttäuschend, die modernen Filmschauspielerinnen vor seinem geistigen Auge vorbeiziehen zu lassen: Aus der Kombination von Gefühlsduseligkeit und Privilegiertheit entstehen Geschöpfe wie Gwyneth Paltrow, die sagte, wenn über sie geschrieben werde, sei das «fast wie in einem Krieg, wo man so was Blutiges, Entmenschlichendes durchmachen muss». Da sehnt man sich doch nach einer Marlene Dietrich, die über ihre Arbeit während des Zweiten Weltkriegs gesagt hatte, sie sei «das einzig Lohnenswerte, was ich je gemacht habe».

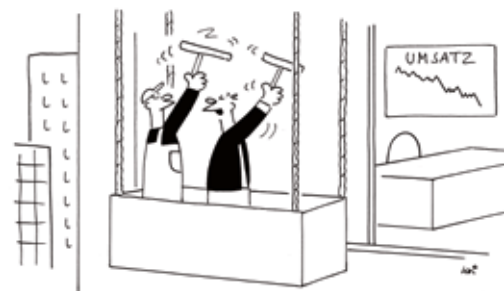
Es gibt eine lebende Schauspielerin, die ausserordentliche Schönheit in der Jugend mit Robustheit im reiferen Alter auf eine Weise verkörpert, wie das die grossen Überlebenskünstlerinnen unter den Leinwandstars taten. Sie ist kein Produkt von Hollywood: Helen Mirren. Vorletzte Woche erhielt sie den Preis der Screen Actors Guild für ihr Lebenswerk. ««Lebenswerk» hört sich so grossartig an», sagte sie, «aber ich bin immer noch am Leben, das ist doch schon mal was. Und falls ich etwas geleistet habe, was sich als «Werk» bezeichnen lässt, dann, weil ich immer meinem Mantra gefolgt bin: «Sei pünkt-

lich, und tu nicht zickig.»» Diese Aussage ist typisch für sie und zeugt von einer Bescheidenheit, die nur grosser Erfolg möglich macht.

Wie es sich für die Tochter eines exilierten russischen Adligen und einer Metzgerstochter aus dem Londoner East End gehört, ist sie eine besondere Sorte Sphinx, die sich weniger durch Rätselhaftigkeit als durch ein sexy Augenzwinkern auszeichnet. Gebieterisch und kumpelhaft, schön und schlau, links, aber nicht woke (sie ist zeit ihres Lebens eine Unterstützerin Israels, «dieses aussergewöhnlichen Lands», wo sie als Teenager in einem Kibbuz wirkte), arbeitet sie, die als Shakespeare-Sexbombe anfang, auch mit 76 unermüdlich weiter. Sie hat etwas hinreissend Praktisches an sich, einen Mangel an Unsicherheit, der in unserem Zeitalter professioneller Opfer eine Seltenheit ist. Als sie 1997 den Regisseur Taylor Hackford heiratete, erklärte sie spitz, sie habe «keinerlei Mutterinstinkt».

Letztes Jahr trat sie im Musikvideo «La vacinada» des italienischen Komödianten und Musikers Checco Zalone auf, einem Lied darüber, dass es in Zeiten von Covid-19 klüger sei, eine Affäre mit einer älteren Frau zu haben, da die wohl schon geboostert sei. Demnächst wird sie in einem Film die ehemalige israelische Ministerpräsidentin Golda Meir darstellen. Als ihr Recht, dies zu tun, angezweifelt wurde, gab sie sich nicht hysterisch defensiv wie so viele Entertainer. «Die Frage ist absolut legitim ... ich hatte sie mir auch gestellt, bevor ich für die Rolle zusagte. Ich sagte dem Regisseur: «Ich bin keine Jüdin. Und wenn du dich anders entscheidest, nehme ich dir das nicht krumm, sondern versteh das.»» Links und liebenswürdig, glatt und widerborstig, ist sie mehr wert als all die Langweiler zusammen, die angeblich das moderne Hollywood ausmachen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



„Danke, dass Sie mich da rausgeholt haben...“

Kleiner denken

Sie hätte die wertvollste Villa Amerikas werden sollen, jetzt wurde «The One» zwangsversteigert.



THIEL

Rückblick

Johnson: Hat jemand eine Idee, wie wir aus dem Corona-Schlamassel je wieder rauskommen? Diese desaströse Pandemiepolitik können wir nicht mehr lange aufrechterhalten.

Biden: Wir könnten die Pandemie für beendet erklären.

Scholz: Einfach so? Das nimmt uns doch keiner ab, nachdem wir so lange daran festgehalten haben.

Draghi: Eine Umweltkatastrophe käme jetzt gelegen.

Biden: Wie wär's mit dem Klimawandel?

Johnson: Der zieht schon lange nicht mehr.

Macron: Wir brauchen etwas Neues, etwas ganz Grosses.

Draghi: Ein Jubiläum vielleicht?

Johnson: Das ist zu unspektakulär. Es muss etwas noch viel Aufregenderes sein als bloss eine Pandemie.

Macron: Die Entdeckung eines neuen Kontinenten?

Johnson: Das wäre propagandistisch sehr aufwendig.

Draghi: Aber lustig.

Biden: Oder die Entdeckung ausserirdischen Lebens?

Johnson: Ob das reicht, um die Pandemie aus den Schlagzeilen zu verbannen ...

Draghi: Wladimir sagte, er hätte eine Idee.

Macron: Wladimir hat eine Idee, wie wir da rauskommen, und sagt uns nichts?

Draghi: Er sagt, er sei sich nicht sicher, ob uns seine Idee gefallen würde.

Johnson: Mir ist mittlerweile alles recht. Hauptsache ist, wir kommen da halbwegs ungeschoren wieder raus.

Biden: Also, wenn er eine Idee hat, dann hat er von mir aus freie Hand.

Scholz: Sag ihm, wenn er es schafft, das Corona-Thema aus den Schlagzeilen zu verbannen, gebe ich einen aus.

Andreas Thiel



«Warnendes Beispiel»: «The One» in Los Angeles.

Der Käufer habe ein Bombengeschäft gemacht, sagte Don Hankey. Hankey ist der Mann, der am meisten Geld in die Mega-Villa «The One» gesteckt hatte. 106 Millionen Dollar ließ er dem Bauherrn. «Es gibt Leute, die bereit sind, 50 000 Dollar pro Tag zu bezahlen, bloss um dort Werbefilme drehen zu können», erklärte der Investor in der *Los Angeles Times* (LAT), nachdem «The One» Anfang März für 126 Millionen Dollar zwangsversteigert worden war.

Erträumt hatte «The One» Nile Niami. Niami hatte in den neunziger Jahren sogenannte B-Filme produziert, unter anderem mit Brigitte Nielsen («Galaxis») oder Steven Seagal («The Patriot»), schliesslich stieg er ins Immobiliengeschäft ein. Er entwickelte spektakuläre Häuser und verkaufte sie an die Prominenz: Musiker Sean Combs (Puff Daddy) oder die Winklevoss-Zwillinge, die mit Mark Zuckerberg lange darum stritten, wer Facebook erfunden hatte, waren Abnehmer. «The One» hätte für Niami die Krönung bedeutet. Er glaubte, den Bau zuoberst auf einem Hügel im Starrefugium Bel-Air für 500 Millionen Dollar verkaufen zu können. Damit wäre es eines der weltweit teuersten Häuser gewesen.

Zusammen mit dem irischen Architekten Paul McClean, der schon für Sängerin Beyoncé und Designer Calvin Klein gebaut hatte, begann er das Projekt umzusetzen und errichtete auf dem Gelände von gut 15 000 Quadratmetern einen sagenhaften amerikanischen Palast mit 21 Schlafzimmern, 42 Bädern, einem Weinkeller mit 10 000 Flaschen und einer Garage für fünfzig Autos. Die Schulden stiegen gemäss LAT auf rund 256 Millionen Dollar. Im Oktober des letzten Jahres musste das Unternehmen Konkurs anmelden. Die Besitzer hofften bei der Zwangsversteigerung auf einen kalifornischen Rekord von 295 Millionen Dollar, schliesslich kaufte es der amerikanische Modeunternehmer Richard Saghian für 126 Millionen.

Der Immobilienexperte Brent Chang spricht im Zusammenhang mit «The One» von einem «warnenden Beispiel». Er mahnt Immobilienentwickler, in Zukunft «kleiner zu denken». In jüngster Vergangenheit seien einige Projekte in Kalifornien bankrottgegangen. Zudem sei der Zeitpunkt der Auktion schlecht gewesen. Wegen der Ukraine-Krise hätten sich «russische Milliardäre» aus dem Käuferpool zurückgezogen.

Donghua Li

Der Olympiasieger von 1996 blickt gerne auf seine Zeit als Spitzenturner zurück. Auch heute ist der 54-Jährige noch topfit und hat hohe Ziele.

Weltwoche: Donghua Li, wie geht es Ihnen?

Donghua Li: Danke der Nachfrage, mir geht es gut. Ich habe das Glück und das Privileg, gesund zu sein. Auch von Corona wurde ich bisher verschont. Meine grosse Sorge, Bestürzung und Wut bestehen in diesem fürchterlichen Krieg in der Ukraine. Meine Gedanken sind bei all den leidgeplagten Menschen dort. Ich bete jeden Tag für sie. Genauso wie für meinen lieben Sohn Janis, der vor drei Jahren im Alter von nur sieben Jahren einem Krebsleiden erlegen ist. Ich denke jeden Tag an ihn und an all die Eltern, die das gleiche Schicksal erleben mussten.

Weltwoche: Denken Sie auch an Ihren grössten Erfolg, den Gewinn der Kunstturner-Goldmedaille vor 26 Jahren an Olympia in Atlanta?

Donghua Li: Ja sicher! Es ist so lange her – und doch kommt es mir vor, als sei es gestern gewesen. Ich sehe fast jeden Tag meine

Medaillen von Olympia, Welt- und Europameisterschaften. Natürlich bin ich stolz und dankbar für all das, was ich erreicht habe. Ich habe über zwanzig Jahre dafür hart gearbeitet. Die Medaillen habe ich im Wohnzimmer aus-

«Es ist so lange her – und doch kommt es mir vor, als sei es gestern gewesen.»

gestellt. Aber es sind Duplikate. Die echten liegen in einem Safe.

Weltwoche: Sie wiegen kaum mehr als vor 26 Jahren. Wie machen Sie das?

Donghua Li: Ich lebe und ernähre mich gesund. Dazu gehören tägliches Training, viel Fitness, Joggen, Golfen, Schwimmen gehen mit meinem kleinen Motorboot auf dem herrlichen Vierwaldstättersee. Ich brauche das einfach.

Weltwoche: Haben Sie für unsere Leserschaft einen Ernährungstipp?

Donghua Li: Mein Prinzip, vor allem wenn es darum geht, Gewicht zu halten oder zu verlieren: keine Kohlenhydrate wie Teigwaren, Kartoffeln oder Brot. Kein Zucker und Alkohol, aber viel Proteine, welche man am einfachsten mit Milchshakes zu sich nimmt. Erlaubt sind Eier, Fisch, Fleisch, Poulet und Gemüse, ausser Tomaten, weil diese Zucker in den Kernen haben. Avocados sind besonders gut, alle Salate, Tee, möglichst mit Ingwer. Einziger Kompromiss, den ich mache: dunkler Toast zum Frühstück.

Weltwoche: Was sind im Moment Ihre Ziele?

Donghua Li: Derzeit ist mein Golf-Handicap 17,1. Mein Ziel ist es, das Handicap einstellig zu machen. Wie Bernhard Russi. So darf ich dann auch an der Schweizer Meisterschaft einlochen. Das diesjährige Ziel ist es, im November in Chile die Schweiz an der Team-WM im Kurzspiel, dem sogenannten Pitch & Putt, zu vertreten. Es gibt nur drei Schweizer Spieler, die an die WM gehen können. Ich muss daher von jetzt an viel trainieren. Ich hoffe auf die Zusammenarbeit mit Sponsoren und Partnern, um gute Ergebnisse zu erzielen.

Weltwoche: Und was machen Sie heute beruflich?

Donghua Li: Ich unterrichte an einer internationalen Schule im schönen Altdorf. Als Sportpromoter und Motivator. Die Arbeit mit den jungen Menschen macht riesig Spass. Wir haben auch ein Golfteam gegründet, fahren im Winter viel Snowboard. Wir machen Gymnastik und verschiedene andere Sportarten.

Weltwoche: Wie ist Ihr Verhältnis zu Ihrem Heimatland China?

Donghua Li: Immer noch sehr gut. Ich telefoniere täglich mit meinen Eltern, die in der Vierzehn-Millionen-Stadt Chengdu im Südwesten des Landes leben. Auch mit meinem Bruder und weiteren Verwandten, die in Peking wohnen, habe ich regelmässigen Kontakt.

André Häfliger



«Ich telefoniere täglich mit meinen Eltern in China»:

Sportler Li, 1996 und heute.

Donghua Li, geboren 1967 im chinesischen Chengdu, gewann 1996 an den Olympischen Spielen in Atlanta für die Schweiz Gold am Pauschenpferd. Li wohnt im Kanton Luzern und hat eine Tochter, die ebenfalls 1996 zur Welt kam.



ESSEN/DAVID SCHNAPP

Einfaches, meisterhaft

Schloss Schauenstein, Schlossgass 77,
7414 Fürstenu. Telefon 081 632 10 80. Montags
und dienstags geschlossen. 19 Punkte, 3 Sterne.

Es ist vielleicht noch zu früh, dies endgültig zu beurteilen, aber was Andreas Caminada für die gehobene Küche in der Schweiz geleistet hat, ist von unschätzbarem Wert – nicht nur für Leute, die an gutem Essen interessiert sind. Ich glaube ja, dass es noch mehr ist, gutes Essen ist nicht bloss Selbstzweck, sondern bestens geeignet zur Selbstdarstellung eines Landes. Auch deshalb habe ich nie verstanden, warum bei Schweiz Tourismus die hervorragende Gastronomie des Landes fast keine Rolle spielt und man der Einfachheit halber am liebsten mit Naturbilder-Klischees wirbt.

Dabei ginge das eine leicht mit dem andern. Kürzlich war ich nach längerer Zeit wieder ein-



mal auf «Schloss Schauenstein», diesem weit über die Landesgrenzen hinaus sichtbaren Leuchtturm der guten Küche im Land. Andreas Caminada ist nicht nur ein erfolgreicher Unternehmer des guten Geschmacks mit beachtlichen Wachstumsraten. Faszinierend ist auch, wie er den Kern seiner Tätigkeit immer weiterentwickelt hat.

Die wichtigsten Bestandteile des Menüs in einem natürlich vollendet-stilvollen Rahmen waren Sauerkraut, Zwiebeln, Randen, Bitter-

salate oder verschiedene Kohlsorten – gemeinhin das, was anderswo als Beilage oder auch nur als Würzelement zum Einsatz kommt. Dass es dazu perfekt zubereitete Felchen, Forellen, Zander oder Hirschrücken gibt, ist beinahe nebensächlich. Rot-, Weiss- und Federkohl werden unverhofft zur packenden Hauptsache – süss-kohlig, würzig und herb. In einer nach japanischem Vorbild gefalteten Gyoza findet sich eine Kimchi-Füllung mit feindosierter Schärfe, eine Art Randenbouillon grundiert das Gericht mit erdigen, vollmundigen Noten.

Es ist in seiner bodenständigen Produktwahl ein durchaus symbolhaftes Gericht. Andreas Caminada und sein Küchenchef Marcel Skibba haben die scheinbar schlichten Zutaten in der Küche zu einer in dieser feinsinnigen Ausprägung selten gesehenen Meisterschaft geführt.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Der Morgen des Fiano

Cantine Barone (Giuseppe Di Fiore): Fiano
una Mattina DOC 2019. 13%. Weibel Weine,
Thun-Gwatt. Fr. 18.90. weibelweine.ch

Eine Rebsorte, von der wir lesen, sie sei schon in Registern von Friedrich II. aufgeführt (ja, der Stauffer mit dem apulischen Castel del Monte und dem berühmten Werk über die Falkenjagd, «De arte venandi cum avibus»), dürfen wir ja wohl als autochthon bezeichnen. Tatsächlich findet sich schon aus dem Jahr 1240 in einem Eintrag die Bestellung «de vino fiano saumas III» («saumas» ist eine alte Masseinheit). Die weisse Traube, bis zur fatalen Reblaus am Ende des vorletzten Jahrhunderts im süditalienischen Weinbau lebendiges Erbe, war nach dem Kahlfrass des Schädling selbst in Kampanien fast verschwunden, an ihrem vermutlichen Ursprungsort Irpinia, der Gegend um Avelino. Bis Antonio Mastroberardino, Rebarchäologe und Pionier zugleich, sich in den Siebzigern neben anderen alten Sorten auch um die fast ausgestorbene Spezies Rara Fiano zu kümmern begann. Er rettete



keine Kuriosität, sondern eine Traube mit dem Potenzial für grosse Weine.

Inzwischen erlebt sie nicht nur in ihrer Heimat Kampanien, sondern auch anderswo in Italien, zumal in Sizilien, zumindest eine diskrete Renaissance, ja selbst in Australien begeistert sich eine Handvoll Weinbauern für sie. Die Fiano zeitigt, am richtigen Ort richtig exponiert, ungemein duftige und so raffiniert aromatische Weisse, dass ich schon mal versucht war, sie als die «Viognier des Südens» zu bezeichnen (die Sorte, welche die grossen Condrieu-Weine von der nördlichen Rhone hervorbringt). Andere verglichen die besten Fiano-Weine schon mit weissen Burgundern – auch das ist nicht so weit hergeholt, wie es auf den ersten Schluck scheinen mag. Aus Fiano können gewichtige,

strohgelbe, gut alternde Weissweine entstehen; diejenigen von Mastroberardino oder Feudi di San Gregorio sind in der Beziehung Musterbeispiele.

Der hier und heute Empfohlene ist auch kein Kind von Traurigkeit. Nur spielt er mit einer Spur Understatement seine eleganten, ja coolen Qualitäten aus. Er stammt aus dem Cilento, dem Geheimtipp im insgesamt eher unterschätzten Weinland Kampanien: der Gegend im Süden der Provinz Salerno, zwischen Paestum und Sapri, Meer und Diano-Tal gelegenes altes griechisches Kulturland, hinter der Küste ziemlich kuptiert und für einen Weinbauer wie Giuseppe Di Fiore ziemlich anspruchsvoll.

Von ihm, seinen Cantine Barone (12 ha), kommen 5000 Flaschen dieses wunderbar fruchtigen (Birnen, Exotisches, eine Spur Honig), duftenden, nie penetranten, vielmehr mineralisch bissigen, frischen Weissen voller Finesse.

Mit einem solchen Morgen (der Wein heisst «Fiano una Mattina») kann der Tag auch abends kaum aus der Kurve laufen. Zumindest stellt sich jähe Klarsicht ein.

Stadt auf zwei Rollen

Wer das Tempo drosselt, sieht mehr:

Mit 22 km/h auf dem ePF-1 Pro durch Zürich und darüber hinaus.



Als in Zürich die ersten elektrischen Trottnetts als Mietobjekte auftauchten, habe ich natürlich, wie jeder gute Stadtbewohner, die neue Mobilitätslösung wortreich abgelehnt, bei Spaziergängen mit meiner Frau auf jeden wild herumstehenden Scooter gezeigt und dazu etwas wie «ganz übel» oder «typisch Wegwerfgesellschaft» geäussert. «Die Laubbläser der Guten», nannte der geniale Werber Reinhold Weber die leise surrenden Roller einmal mit ironischer Verachtung.

Nun, ich habe mich geirrt. Als ich zum ersten Mal einen Lime-Scooter ausgeliehen habe, kam es mir ein wenig vor wie damals als Sechzehnjähriger, der bei der Kioskfrau eine Max-Ausgabe – ältere Leser erinnern sich – mit der (halb)ackten Kate Moss darauf zu bezahlen hatte. Aber wie Kate Moss damals haben auch die elektrischen Kleinroller heute einen Charme, dem man sich schwer entziehen kann.

Letzthin wurde mir für einige Zeit der ePF-1 Pro des deutschen Herstellers ePowerFun zur Verfügung gestellt. Mit dem elektrischen Scooter ging es ab sofort zum Coiffeur oder zum Mittagessen beim Bahnhof Schlieren, rund sechs Kilometer von meinem Büro entfernt. Im Restaurant «Amadeus» gibt es in rustikaler Beizenatmosphäre ein ausgezeichnetes Wiener Schnitzel mit Petersilienkartoffeln. Von meinem Sohn konnte ich ein Kabelschloss leihen, um den Scooter vor dem Lokal abzuschliessen. Eine elektrische Wegfahrsperrle liesse sich aber via App einrichten.

Das Fahren mit dem elektrischen Stadtfahrzeug allerdings hat mit jedem Kilometer an Attraktivität gewonnen. Im Gegensatz zu den

Mietrollern von Lime, Tier und anderen hat der ePF-1 Pro an der Hinterachse ein Federsystem mit zwei einstellbaren Federbeinen, was ihn auch auf Zwanzig-Minuten-Fahrten komfortabel macht und mehr Sicherheit in Kurven bietet. Auch die Reifen mit eingeschlossenen Luftkammern tragen zum angenehmen Rollen bei. Mit einer fein dosierbaren elektrischen Bremse lässt sich das Tempo sanft verzögern, während die so gewonnene Energie rekuperiert wird. Mit voller Batterie kommt der ePF-1 Pro rund vierzig Kilometer weit, aufgeladen wird danach unkompliziert an der Steckdose.

Mit 22 Kilometern pro Stunde mühelos durch Zürich kurven oder zur Stadt hinausrollen – ein ideales Tempo, das Raum lässt für Beobachtungen und Gedanken, während mich der noch etwas frische Märzwind durchlüftet. Mit dem Fahrrad sind die meisten ja viel zu schnell unterwegs. Dass viele Velofahrer nie eine Autoverkehrsprüfung ablegen mussten, ist spätestens daran zu erkennen. Die praktische Anwendung des Grundsatzes, dass die Geschwindigkeit den Strassenverhältnissen und nicht den eigenen Möglichkeiten anzupassen ist, wäre sonst stärker verbreitet. Auf dem Elektro-Scooter hingegen geniesst man die Fahrt in entspannter Gemächlichkeit, kommt trotzdem voran und muss niemandem etwas beweisen.

E-Scooter ePF-1 Pro City

Motor/Antrieb: Elektromotor; Batterie: Li-Ionen 11,6 Ah; Leistung: 480 Watt; max. Drehmoment: 21 Nm; Reichweite: ca. 40 km; Ladezeit (220-V-Steckdose): 6–8 h; Bremsen: Stahlbremse hinten, elektrische Motorenbremse vorne; Preis: 639 Euro



OBJEKT DER WOCHE Sehen und gesehen werden

Film-Rubbel-Poster

Online für Fr. 24.90 erhältlich

Die Oscar-Verleihungen lassen sich etwas länger Zeit als auch schon. Im Corona-Trubel kam es in Hollywood zu Verschiebungen, die dazu führten, dass die wichtigsten Filmpreise 2021 Ende April statt im Februar vergeben wurden; dieses Jahr finden die Academy Awards am letzten Sonntag im März statt. Vielleicht gibt es ja den einen oder anderen, der sich mit den Hollywood-Klassikern der vergangenen Jahrzehnte etwas vertrauter machen möchte. Das Poster mit hundert der sehenswertesten Filme zum Freirubbeln bietet auf spielerische Weise Gelegenheit dazu und ist gleichzeitig ein Wandschmuck mit Unterhaltungswert.

Von «Casablanca» über «12 Angry Men» bis «Apocalypse Now» ist manch gefeiertes Werk darunter. Zum Beispiel auch «Moonlight», der Film, der vor vier Jahren zu einem kleinen Skandal führte. Nicht etwa wegen seines Inhalts, sondern weil die beiden Hollywoodlegenden Faye Dunaway und Warren Beatty, auch bekannt als Bonnie and Clyde, bei der Vergabe in der Kategorie «Bester Film» den falschen Titel nannten: «La La Land» statt, eben, «Moonlight».

Sind die hundert Felder auf dem Poster freigekratzt, ist man vielleicht noch kein Filmexperte, aber man hat sich auf charmante Weise vor Augen geführt, was perfekte Unterhaltung ausmacht. Das 59 × 42 cm grosse Plakat ist bei Geschenkpapier.ch erhältlich.

Benjamin Bögli



Feierten den 19. Hochzeitstag: Publizistin Esther Girsberger, Otmar Hofer.



Corona-Blues ade: Mediziner Mark Witschi mit «Mister Corona» Daniel Koch.



«Meisterwerk»: Comedy-Duo Lapsus, Christian Höhener und Peter Winkler-Payot.



Generationen: Eventmanager André Béchir, Tochter Anina.



Unter den 350 Premiere-Gästen: Sänger Marc Sway, TV-Legende Bernard Thurnheer, Hanna Scheuring (Chefin Bernhard-Theater Zürich), Partner Daniel Rohr (Leiter Theater Rigiblick, Zürich).

BEI DEN LEUTEN

Was für eine Stimmung

Im Winterthurer Casinotheater feierte die Komödie «Charity» von Regisseurin Katja Früh Premiere – und alle kamen.

André Häfliger

Wenn Katja Früh und Viktor Giacobbo (VR-Präsident des erfolgreichen Theaters mit exquisitem Restaurant) rufen, kommen die Schauspiel- sowie Comedy-Stars in Scharen. Und geben alles: «Charity» ist eine Lachparade mit herrlichen Szenen und Sketches von unter anderem Mike Müller, Patrick Frey, Lara Stoll (Gewinnerin des Deutschen Kleinkunstpreises 2021), Stefan Büsser, Christian Jott Jenny (Tenor und Gemeindepräsident von St. Moritz) und Fabienne Hadorn.

Die Prominenz war nach der Premiere ganz aus dem Häuschen. «Einfach genial», schwärmte Kunstsammler und Hotelier («Dolder», Zürich) Urs E. Schwarzenbach. Und nahm Christian Jott Jenny in die Arme: «Du machst St. Moritz auch hier grösste Ehre – ich bin stolz auf dich, Junge!» Herzliche Umarmung auch zwischen Katja Früh und Viktor Giacobbo: «Mit dir zu arbeiten, liebe Katja, ist immer wieder ein einzigartiges Erlebnis – danke dir und dem ganzen Team!»

Auch Christian Höhener und Peter Winkler-Payot (Comedy-Duo Lapsus) sind begeistert: «Wieder ein Meisterwerk der lieben Katja –

Kompliment!» Nadja Sieger und Urs Wehrli (Ursus & Nadeschkin) blasen ins gleiche Horn: «Was kann man da lachen! Es tut echt gut, so viele liebe Kolleginnen und Kollegen wieder auf der Bühne zu sehen – bravo!» «Mister Corona» Daniel Koch eilte nach minutenlangem Schlussapplaus sofort zu seinem Wohnmobil: «Meine drei Hunde haben Hunger.» Beat Imhof, Geschäftsführer des Casinotheaters, füllte derweil die aufgetürmten Champagnergläser persönlich ab: «Was für eine Premiere, was für eine Stimmung!» Allen Grund zum Anstossen hatten Publizistin Esther Girsberger und Otmar Hofer: «Wir feiern unseren 19. Hochzeitstag. Unsere glückliche Ehe ist somit ein Jahr jünger als dieses schöne Theater hier.» Applaus, Applaus!

An der Premiere unter den 350 Gästen sonst noch gesichtet: Schauspielerin Anet Corti, Bea Petri (Schminkbar), Musiker Philipp Fankhauser und Marc Sway, Bestsellerautor Martin Suter, TV-Legende Beni Thurnheer, Humor-Festival-Präsident Frank Baumann und Medienpionier Roger Schawinski mit Ehefrau Gabriella Sontheim.



Prost:
Kabarettistin Anet Corti.



Herrliche Szenen:
Comedienne Lara Stoll, Gewinnerin Deutscher Kleinkunstpreis 2021.



«Bravo!»: Urs Wehrli, Nadja Sieger (Ursus & Nadeschkin) mit ihrem Manager Tom Ryser.



In Form: Casinotheater-Geschäftsführer Beat Imhof, Blueser Philipp Fankhauser.



Voller Erfolg: Regisseurin Katja Früh, Schauspieler Patrick Frey.



«Einfach genial»: Kabarettist Viktor Giacobbo, Unternehmer und Kunstsammler Urs E. Schwarzenbach, Christian Jott Jenny, Gemeindepräsident St. Moritz, Schauspieler Mike Müller.



Gastspiel in Winterthur:
Comedian Stefan Büsser.

Stellschrauben der Gesellschaft



McDonalds, Starbucks, Netflix und weitere haben sich aus Russland zurückgezogen – freiwillig.

Das Primat der Verantwortungsethik, bei dem das Resultat der Folgen einer Handlung als einziger moralischer Massstab gilt, weicht im öffentlichen Klima einer Gesinnungsethik, bei der nur die Absicht und die Realisierung der eigenen Werte bewertet werden. Die Skepsis von links bis ganz rechts gegenüber den multinationalen Unternehmen ist gross. Gesellschaftliche Tiefenströmungen

werden in der Schweiz zum Normativ, wenn die Bevölkerung an die Urne gerufen wird. Die Konzernverantwortungsinitiative scheiterte lediglich am Ständemehr. Das Nein zur Stempelsteuer war krachend. Das *trickle down*-Prinzip, nach dem was gut für «die Wirtschaft» ist, für alle gut ist, hat sich als Versprechen erschöpft. Das Misstrauen gegenüber den Multinationalen ist ungerecht. Sie sind es, die den

Hebel umlegen und sofort Impact haben können. Für Gleichstellung, für Ökologie, für Diversität, vielleicht sogar auch als Beitrag zum Frieden. Zahlreiche Global Player haben sich aus Russland zurückgezogen. Freiwillig, ohne Sanktionszwang.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, Sie wissen, was in den Schlafzimmern von Herrn und Frau Schweizer so vor sich geht. Ist der Sex in den letzten Jahren ausgefallener geworden, oder bleiben sich die Vorlieben etwa gleich? R. V., Walchwil

Eine gute Frage. Was sich aus Studien abzeichnet, ist, dass die Bedürfnisse der Menschen immer ungefähr dieselben bleiben, trotz aller neuen Trends. Auf diese wird man durch die Medien immer wieder aufmerksam gemacht, weshalb sich sicher viele Menschen damit auseinandersetzen. In der Praxis beobachte ich, dass die Menschen tendenziell offener geworden sind und in der Theorie mehr Optionen zulassen – aber ihr «Alltag» bleibt tendenziell gleich.

Die Geschichte eines Paares sieht in der Regel immer etwa so aus: In den ersten sechs bis neun Monaten werden immer wieder Dinge ausprobiert. Doch je länger das Paar zusammen ist, desto fauler wird es – und weniger risikofreudig. Am Anfang einer Beziehung schauen beide sehr genau hin, worauf das Gegenüber negativ reagiert, und lassen diese Sachen dann lieber sein, um den anderen nicht zu verletzen. So wird das Repertoire mit der Zeit immer kleiner, bis man irgendwann beim kleinsten gemeinsamen Nenner landet – und das Programm, das man miteinander abspult, noch aus wenigen Stellungen besteht. Mal etwas Neues auszuprobieren oder nur schon einen Wunsch zu offenbaren – das trauen sich viele nicht aus Angst, dass das Gegenüber einen merkwürdig

oder sogar pervers finden könnte und sie damit die Beziehung riskieren könnten.

Aus meiner Sicht wäre es aber essenziell, diesen Rhythmus zu brechen und gewisse Risiken einzugehen. So ist es doch auch bei anderen Dingen: Geht man immer nur am gleichen Ort spazieren, wird der Weg irgendwann langweilig und öd. Das heisst jetzt nicht, dass man alles Mögliche ausprobieren und jede spektakuläre Position mitmachen muss. Aber sich selber und den anderen ab und zu herausfordern – das kann viel Aufregung bringen.

Dania Schifitan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Maura Wasescha

Als mittellose Serviertochter kam sie vor vierzig Jahren nach St. Moritz. Heute ist sie schweizweit eine der Top-Maklerinnen für Immobilien des obersten Segments.

Wo Maura Wasescha auftritt, ist sofort etwas los. In ihr verbindet sich die herzlich-grosszügige Ausstrahlung einer italienischen *mamma* mit der Disziplin eines Topmanagers. Das merkt man auch im Restaurant «Bellavista» in Surlej, knapp zehn Fahrminuten von ihrem Büro in St. Moritz entfernt. Wasescha hat das Restaurant gewählt, weil sie es seit Jahrzehnten gerne besucht. Die Eigentümerfamilie, die das Haus mit seinen weitherum bekannten Wildspezialitäten seit Generationen führt, begrüsst die Unternehmerin als gute Freundin.

Die 63-Jährige ist eine Art Grande Dame der Schweizer Luxusimmobilien. Der Winter ist für sie die Hauptsaison, denn ihr Unternehmen vermittelt auch rund zwanzig Top-Immobilien zur Vermietung. Dass sie sich Zeit nehmen kann für ein ausgedehntes Mittagessen – zur Vorspeise gibt es das berühmte Parmesan-Hirsch-Carpaccio des «Bellavista», zum Hauptgang Stroganoff vom Hirschfilet –, liegt auch daran, dass die Saison ihrem Ende entgegengeht. Es gibt Tage, da arbeitet sie vierzehn Stunden ohne echtes Mittagessen.

Nach 18 Monaten war sie Direktorin

«Zu meinem Beruf gehört, dass ich immer erreichbar bin», sagt Wasescha. Sie habe mit Kunden zu tun, die es gewohnt seien, dass Probleme sofort gelöst würden, auch nachts oder am Wochenende. Diese Dienstbereitschaft ist eine wichtige Zutat des Erfolgsrezepts. Durch kompromisslose Qualität und Erreichbarkeit bei den nicht sehr einträglichen Vermietungen empfiehlt sie sich für kommerziell besser lohnende Engagements: Kauf und Verkauf sowie Innendesign. Die Idee für ihre Firma hatte Wasescha vor 25 Jahren in einem Innerschweizer Benediktinerkloster. Es war die Verwandlung ihrer bisherigen Erfahrungen in ein Geschäft: Als Neunzehnjährige war Wasescha vom Veltlin in die Schweiz gekommen. Anfangs servierte sie im St. Moritzer Bahnhofbuffet. Die Ehe mit ihrem ersten Mann, einem Puschlaver, zerbrach bald. Von da an war Wasescha darauf angewiesen, als alleinerziehende Mutter zweier Kinder mehr zu verdienen. Sie begann, am exklusiven Suvretta-Hügel die Villen italienischer Eigen-



«Immer erreichbar»: Managerin Wasescha.

tümer zu reinigen. Rasch gewann sie Vertrauen und wurde mit weiteren Aufgaben betraut.

Auf ihr Talent wurde Bruno Franzen aufmerksam, der Schweizer Gründer der europaweiten Vermietungsagentur Interhome. Er holte Wasescha in sein St. Moritzer Büro. Nach achtzehn Monaten war sie Direktorin. Unter ihrer Ägide vervielfachte sich das St. Moritzer Geschäft. Nachdem Interhome verkauft worden war, verliess auch Wasescha das Unternehmen. Sie heiratete einen Druckereiunternehmer aus St. Moritz, der im Kanton Bern tätig war, und zog ins Unterland. Eigentlich sollte sie sich um das Marketing

in der Firma ihres Ehemanns kümmern. Doch pausenlos erhielt sie Anrufe ihrer ehemaligen Kunden. Bis ihr Mann sagte: «Nimm dir ein Wochenende frei und überlege dir, was du wirklich willst.» Da ging sie ins Kloster. Heute, 25 Jahre später, ist Wasescha aus dem Schweizer Markt für Luxusimmobilien nicht mehr wegzudenken. Beide Söhne aus ihrer zweiten Ehe arbeiten in der Firma, dazu noch vier weitere Mitarbeiter. In sieben Jahren will sie die Geschäftsführung der nächsten Generation übergeben. «Dann bin ich siebzig.»

Florian Schwab

Im Gaumen das Terroir

Schweizer Weine betonen verstärkt ihre Eigenständigkeit und ihren Charakter.

Altmeister Philipp Schwander arbeitet in Martigny mit einer talentierten jungen Winzerin zusammen.

Florian Schwab

Die Welt von Sarah Besse, das sind vor allem die nach Südosten ausgerichteten Hänge über Martigny. Hier, im unteren Bereich des von Gletschern ausgeschliffenen schweizerischen Rhonetals, bewirtschaftet die Winzerin seit sechs Jahren 18 Hektaren mit Weinreben – plus zwei Hektaren im nahegelegenen Bovernier. Vor einigen Jahren hat sie auch die betriebswirtschaftliche Führung des Familienbetriebs übernommen, den ihre Eltern, Gérald und Patricia Besse, aufgebaut hatten.

Wir treffen die Mittdreissigerin an einem der ersten frühlinghaften Tage im März. Man merkt, dass Sarah Besse jeden Quadratmeter ihres Reiches kennt. Routiniert fährt sie die Strassen und Feldwege ab. Mit ein paar Spaziergängern unterhält sie sich über den Stand der Vegetation – denn bereits grünt es ein wenig am Boden zwischen den Weinstöcken. «Hoffentlich spriessen die Reben nicht zu bald», sagt Sarah Besse. «Sie sollten noch ein paar Wochen schlafen.» Andernfalls, erklärt sie, bestehe die Gefahr, dass die Knospen bei einem erneuten Frosteinfall erfrören, was die Entwicklung zurückwerfe und auf die Ernte schlage – so geschehen im vergangenen Jahr.

Herausfordernde Steillagen

Sarah Besse ist Önologin und Weinbauingenieurin. Ihre Ausbildung hat sie an der Hochschule für Weinbau Changins absolviert. Dass sie einen präzisen Zugang zu ihrer Tätigkeit pflegt, merkt man auch im Weinkeller. Hier hat sie ein professionelles Labor eingerichtet, um nicht auf externe biochemische Analysen angewiesen zu sein. Alles ist blitzsauber und an seinem Platz; der Ort strahlt eine Atmosphäre konzentrierten Kunsthandwerks aus.

Vor allem aber ist es das Herzblut, das sie als Winzerin auszeichnet. Die Berufung war ihr in die Wiege gelegt. Ihr Vater, der Begründer und Namensgeber der Cave Gérald Besse, hat den Betrieb von null aufgebaut. Alles begann mit dem Kauf einer kleinen Parzelle im Jahr 1979, womit sich Sarah Besse' Vater einen Kindheitswunsch erfüllte, der ihm von seinen Eltern verwehrt worden war: Winzer werden! Mit den



«Vor Energie sprühend»: Weinkenner Schwander.

Philipp Schwander, der erste Master of Wine aus der Schweiz, gründete 2003 das erfolgreiche Unternehmen Selection Schwander. Über Sarah Besse sagt er: «2013 trat die gelernte Winzerin und Önologin in den Betrieb ihres Vaters Gérald ein und kelterte 2016 ihren ersten eigenen Wein. Die vor Energie sprühende junge Dame bearbeitet mit ihrer Familie mittlerweile zwanzig Hektaren allerbeste Reb-lagen, die sich – und das ist das Besondere – fast ausschliesslich an extremen Steilhängen mit Granitböden befinden. Die aus diesen Parzellen gewonnenen Gewächse gehören zu den Besten aus dem Wallis: Berühmt ist Sarah Besse für ihre mineralischen Chasselas, aber auch der Gamay und andere Sorten sind erstklassig.»

Jahren wurde seine Cave zum grössten und bedeutendsten Weinbaubetrieb in Martigny. Heute bewirtschaftet das Familienunternehmen rund einen Fünftel der Rebfläche im Ort.

Sarah Besse entschied sich während ihrer Mittelschulzeit, in die familiären Fussstapfen zu treten. Seit 2013 arbeitet sie Vollzeit im Betrieb. Drei Jahre später verliess der damalige Kellermeister das Unternehmen, worauf Sarah Besse die Verantwortung für die Vinifizierung übernahm.

Aus önologischer Sicht gibt es Einfacheres. Einerseits stellen die Steillagen eine Herausforderung dar. Sie können nur teilweise maschinell bewirtschaftet werden. Der Rest ist Handarbeit. Zum anderen pflegt die Familie Besse einen komplexen, recht verschachtelten Weinbau. Auf total zwanzig Parzellen baut sie fast alle Weinsorten an, für die das Wallis berühmt ist: Fendant, Johannisberg, Petite Arvine und Gamay, beispielsweise. Dazu eine Traube, die es Sarah Besse besonders angetan hat und die besonders schwer zu kultivieren ist: Cornalin. Neben den autochthonen arbeitet Sarah Besse auch mit Sorten, die man hier weniger erwarten würde: Riesling und Merlot.

«Wurzel unseres Produkts»

Die Granitböden der Gegend verleihen den Besse-Weinen viel Frische und Mineralität. Jede Parzelle und jedes Terroir drückt seinen Charakter im Glas aus. Es ist Sarah Besse wichtig, dass man diese Unterschiede im Gaumen spürt, wie auch die individuelle Prägung der Jahrgänge. «Der Weinberg, also die Natur, ist die Wurzel unseres Produkts.» Entsprechend naturnah arbeitet Sarah Besse ohne Pestizide. Möglich wird dies unter anderem durch die Grünflächen zwischen den Reben, welche zu einem gesunden Ökosystem für die Weinstöcke beitragen – wie auch die liebevoll gepflegten Trockensteinmauern in den Hängen. Seit 2017 kommen keine Pestizide mehr zum Einsatz und der Jahrgang 2021 ist erstmals Bio-Suisse-zertifiziert.

Im Türrahmen des Degustationsraumes taucht für einen Moment Sarah Besse' Vater auf – ein sympathischer älterer Herr. Ob er zufrieden sei mit der Richtung, die der Betrieb unter seiner Tochter nehme, frage ich ihn. «Très content», sagt Gérald Besse und strahlt. Zufrieden ist auch Sarah Besse. Klar, es sei eine anspruchsvolle Arbeit – während der Ernte absolviert sie 200-Prozent-Pensen in den Weinbergen. Später, während der Gärung, probiert sie fast täglich alle Sorten. «Aber es lohnt sich.» Nach dem Nachmittag in Weinberg und Keller verabschiedet sich Sarah Besse. Sie fährt nach Hause zu ihrem Mann, dem in der Nachbargemeinde ein eigener Weinbau-Betrieb gehört, und ihren zwei kleinen Jungen.



«Es lohnt sich»: Weinbau-Ingenieurin Besse.

Ancillo Canepa, Präsident des FC Zürich

Der Manager findet, dass Hausfrauen zu wenig Anerkennung erhalten, und träumt von unauffindbaren Fussballschuhen; politisch bezeichnet er sich als «Anti-Ideologen».

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Ancillo Canepa: Auf die Frage «Arbeiten Sie?» antworten Frauen oft mit «Nein, ich bin nur Hausfrau». Viele dieser Frauen, die notabene auch die Kindererziehung übernehmen, sollten meiner Meinung nach grössere Anerkennung finden.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Canepa: Das soll mein Geheimnis bleiben.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Canepa: Ich arbeite seit fünfzehn Jahren unentgeltlich für den FC Zürich. Also nichts.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Canepa: Vor Schicksalsschlägen, welche die Familie betreffen könnten.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Canepa: Als wir 2018, notabene gegen den Schweizer Meister, in Bern auf Kunstrasen den Cupfinal gegen die Young Boys gewonnen haben.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Canepa: Humor, Intelligenz und Integrität.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Canepa: Wichtiger wäre für mich, dass der Bundesrat parteiunabhängig als Einheit auftritt.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Canepa: Persönlichkeiten, die unabhängig von ihrer Parteizugehörigkeit sach- und lösungsorientiert denken und arbeiten.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Canepa: Cillo.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Canepa: Da kommt mir gerade nichts in den Sinn.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Canepa: Ich denke immer sachorientiert, unabhängig von dem, was die Parteien kommunizieren. Ich sehe mich politisch als «Anti-Ideologen».

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Canepa: Das Thema ist zu komplex, als dass

Canepa: Eine Armeepistole aus meiner Dienstzeit.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Canepa: Wie ich beim FC Zürich eingewechselt werden sollte und ich meine Fussballschuhe nicht finden kann.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Canepa: Ich sollte regelmässiger zum Haarschneiden gehen.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Canepa: Mit Angela Merkel. Eine integre Powerfrau, die national und international enorm viel geleistet hat.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Canepa: *Never ever.*

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Canepa: Der beste Ratschlag? Von nichts kommt nichts.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Canepa: Darüber mache ich mir keine Gedanken.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Canepa: Weil ich mich gesund ernähren möchte.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Canepa: Abstimmungen, welche mit 49:51 oder noch knapper ausgehen, müssen wiederholt werden.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Canepa: Natürlich nicht.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Canepa: Heliane, meine Ehefrau.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Canepa: Den Fussball betreffend: wenn ich nach einem Spiel des FCZ im Mannschaftsbus mit drei Punkten im Gepäck die Heimreise antreten kann.



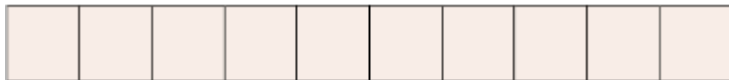
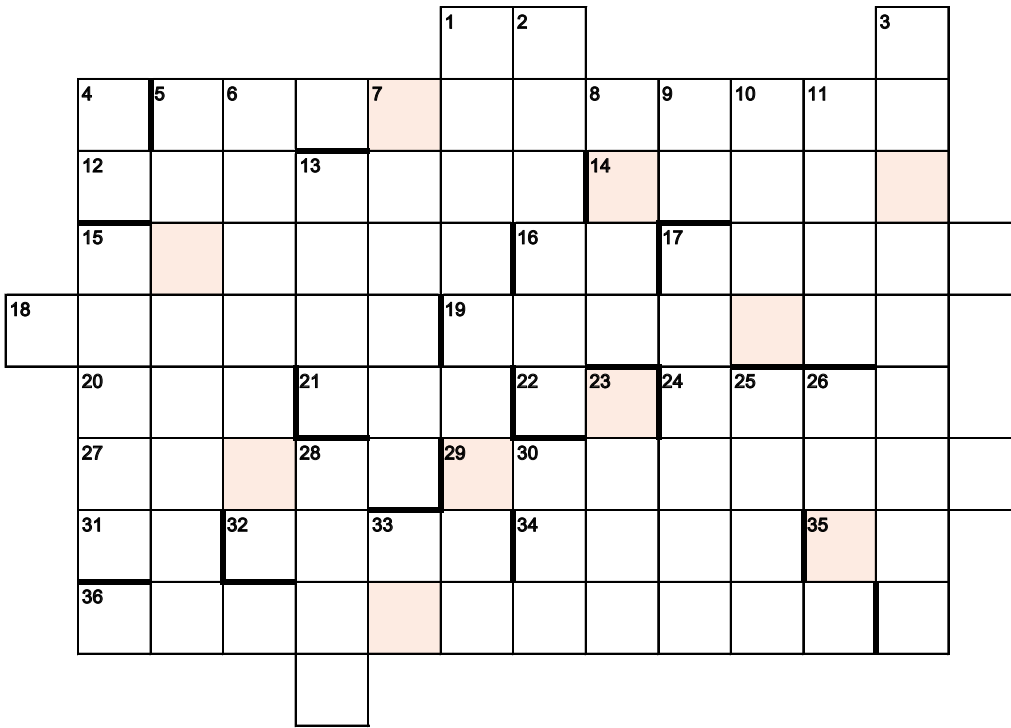
«Ich verdiene nichts»: FCZ-Chef Canepa, 68.

man diese Frage mit einem simplen Ja oder Nein beantworten könnte.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Canepa: Eine zu indiskrete Frage.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?



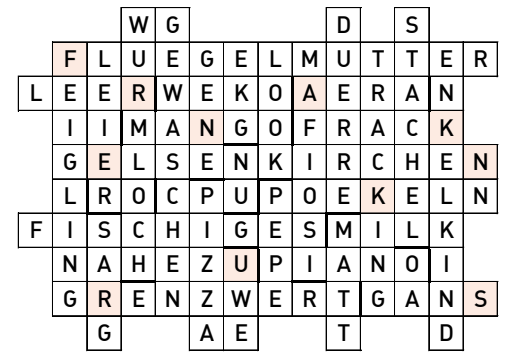
Lösungswort — Teil der Auslage einer Buchhandlung?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 wesentlicher Faktor, wenns um eine runde Sache geht 5 dauert heute zum Glück meist weniger als 40 Tage 12 Oralkunst? 14 nicht etwa trostlos und dürr, sondern unerwünscht wasserreich 15 deutlich älter als Hardrock oder Punkrock 16 englische Eisenbahn oder ebensolche Luxuskarosse 17 wenn ein Spielbrett-Krieg nicht bis zum bitteren Ende ausgetragen wird 18 zum Beispiel ein Antrag auf Erteilung eines Antragformulars 19 ein Streifzug durch sie kann auch naturwissenschaftlich völlig unbedarfte begeistern 20 ist, wo einst fire war 21 dies haben auch Schauspieler nicht immer auf der selben Bühne 22 kurze Sammlung griechischer Schriften 24 Zuckergehalt moderner Cola 27 hier ist eines durcheinandergeraten 29 nicht unbedingt besser, aber zumindest anders als andere 31 sehr kurze Timeline 32 so brüchig wie das Glück 34 Liegt in Nordamerika oder am Ende der Siegesserie 35 als Teil von Firmennamen verbreitet, in Bergwerken aber gar nicht geschätzt 36 beinernes Geldstück?

Senkrecht — 1 öffentliche Verkehrsmittel im innerstädtischen Erholungsgebiet? 2 in Trondheim ohne Ende 3 halber Grimmdarm? 4 liegt mitten im Camp 5 Offline-Alternative zum Twittern 6 ist es das Meer allzu sehr, werden auch manche Schiffspassagiere so 7 mehrfaches Heimzahlen zwischen Mund und Magen 8 wäre mit E am Ende deutlich willkommener 9 liegt im Zentrum von Tetraedern 10 paradisische Hälfte von Schweden 11 dort wohnt sich's mit (Krater-)Seesicht 13 in Indochina zu finden 15 wird von einer Beauty geliebt 17 ursprünglich von Räubern, heute hauptsächlich von der Polizei durchgeführt 23 Mastermind-Zentrum 25 was Weibchen produzieren und Männchen haben 26 taugt nicht nur zum Sich-Strecken, sondern fordert sprachlich geradezu dazu auf 28 setzt Autos gerne mal einem überraschenden Praxistest aus 30 dort tummeln sich sheep, pigs, horses oder Autoren aus aller Welt 33 Anfang von Ahnenreihen

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 758



Waagrecht — 1 WG 5 FLUEGELMUTTER
 13 LEER 14 WEKO 15 AERA 16 II 17 MANGO
 18 FRACK (Wrack) 19 GELSENKIRCHEN (Pott: kurz f. Ruhrpott=Ruhrgebiet) 22 RO 23 CPU 25 POEKELEN 26 FISCHIGES
 28 MILK (engl. f. Milch) 29 NAHEZU 31 PIANO (ital. f. eben) 33 GRENZWERT 34 GANS (snag: engl. f. Haken, Problem) 35 AE

Senkrecht — 1 WURMLOCH 2 GEWASCHEN
 3 DUERRE (Anagramm v. rudere) 4 STACHEL 5 FEIGLING 6 LEIER 7 GENE Hackman 8 EKG 9 LOOK 10 MAFIOSI 11 TRACKING 12 ENKELKIND 20 NU 21 NN 24 PIZZA 25 PEPE the frog 27 SARG («Gras» rückwärts) 28 MATT 30 UWE (unten wird's eklig) 32 OA (Open Access, Oberarzt)

Lösungswort — **FRANKENKURS**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



The first of its kind

DER NEUE MASERATI MC20 - EIN WAHRES OBJEKT DER BEGIERDE

PREMIUM AUTOMOBILE AG

Orpundstrasse 77 - 2501 Biel - Telefon: 032 341 57 57
info@premiumautomobile.ch - www.premiumautomobile.ch



PREMIUM AUTOMOBILE AG

Maserati MC20. Leistung 630 PS (463 kW); Drehmoment: max. 730 Nm bei 3000–5500 Upm; Höchstgeschwindigkeit: > 325 km/h; Beschleunigung: 0 auf 100 km/h: < 2,9 Sek. Verbrauch (l/100 km): kombiniert 11,5; CO₂-Emissionen*: kombiniert 261 g/km; Abgasnorm: Euro 6d-FINAL; Effizienzklasse: G.

*CO₂ ist das für die Erderwärmung hauptverantwortliche Treibhausgas; Die mittlere CO₂-Emission aller (markenübergreifend) angebotenen Fahrzeugtypen in der Schweiz beträgt 169 g/km. Der CO₂-Zielwert beträgt 118 g/km (WLTP).